Epist. 110 k (1

Altahae Superiori comparauit *Beda Abbas.*
anno 1800.

<3663898764001O
<3663898764001O
Bayer. Staatsbibliothek

Epist. 110k (1

Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1800.

<36638987640010

<36638987640010

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Opera varia. 247.

Epistologr.

Auct. Germ.
Briefe.

Briefe

über die

wichtigsten Gegenstände

der Menschheit.

Geschrieben von R.

und

herausgegeben von S. T. U.

Biblioth. Erster Theil. Oberaltac.

Leipzig,

in Kommission bei Joh. Ambros. Bahrdt, 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An das Publikum.

Diese Sammlung von Briefen voll gemeinnützigsten Inhalts für unser Zeitalter und für iedes Zeitalter stammt aus dem schriftlichen Nachlasse eines unlängst verstorbenen Deutschen her, den seine Nation werthschätzte. Es sind alle Anzeigen davon da, daß er sie selbst zum Druck bestimmt hatte. In dieser Hinsicht und da keine von den Personen, welche sie wirklich erhalten, völlig genannt worden, sind einige seiner Freunde übereingekommen, den

Vorsatz, worin ihn der Tod unterbrach, in seiner Seele auszuführen. Sie betrachten diese Briefe als eine Saat, die Erndte bringen kann und mus, und zweifeln nicht, daß alle um Wahrheit, Tugend und Menschenwohl bekümmerte Gemüther sie mit Freuden lesen werden; so, wie sie auf den Dank ihres Freundes aus iener Welt her für ihr Unternehmen mit Gewisheit rechnen dürfen.

Die Herausgeber.

Verzeichnis

der Briefe des ersten Theils.

1. Ueber die Aufklärung. Seite 1.

2. Ueber das Principium der Moral. 31.

3. Ueber die sicherste Methode, deutsche Knaben vor der Epidemie des Zeitalters, Regeriungengreuel genannt, zu bewahren. 64.

4. Fortsetzung des vorigen. 100.

5. Ueber die wirksamsten Mittel, Ruhe im Lande zu erhalten. 123.

6. Ueber die Frage — wie ist der gesunkenen Achtung des Predigerstandes wieder aufzuhelfen? ; S. 150.

7. Ueber liturgische Verbesserungen. 190.

8. Ueber dasselbe an denselben. ; 232.

9. Ueber deutsche Preßfreiheit im neunzehnten Jahrhundert. ; 273.

10. Ueber die Furcht, lebendig begraben zu werden. ; ; 307.

11. Ueber des Schulmeisters Wachsmuth Sprichwort —

auf Hochzeiten und Kindtaufen mus ich reden können, wovon ich will. ; ; ; 340.

I.

Über die Aufklärung.

An einen deutschen Fürsten.

Immer, gütigster Fürst, segnete ich schon meinen ehemahligen Aufenthalt zu K., der mir das Glück Ihrer Bekantschaft, und was noch unendlich mehr ist, die Ehre Ihres Zutrauens erwarb. Nie aber segnete ich ihn mehr, als iezt, da Sie mich nach angetretener Regierung Ihres Landes in einer der erheblichsten Angelegenheiten zu Rathe ziehen. Mit derienigen Freimüthigkeit, welche Sie mir immer zur ausdrücklichsten Pflicht machten, will ich Ihnen über den grossen Gegenstand meine Meinung sagen; und wenn es mir gelingt, die gewünschten Eindrücke auf Sie zu machen: so wird dieser Tag den Werth eines ganzen Lebens für mich erhalten.

Mein Fürst! Ihre Minister haben Ihnen den Vorschlag gethan, der Aufklärung in Ihrem Lande Grenzen zu setzen und alles, was dahin einschlägt, wieder in das Gleis vor hundert Jahren zu bringen, wo die Menschheit auch glücklich gewesen wäre ... Ich erinnerte mich dabei ganz unwilkürlich an die trefliche Aeuserung, welche Sie einst als Erbprinz unter den hohen Erlen bei K. gegen mich thaten, daß es gut wäre, wenn der erste Minister auch allemahl der erste Philosoph im Lande wäre, und bedauerte Sie nun noch mehr, als vorher, daß der würdige W. den Ruf, welchen Sie ihm geschickt, nicht angenommen habe.

Es ist gleich an sich ein äuserst auffallender Gedanke, eine Sache in das Gleis vor hundert Jahren zurückzubringen; da es doch Axiom zu sein scheint, daß jedes Jahrhundert in allen Dingen auch wohl sein eigenes Gleis haben dürfte. Ein solcher Gedanke, wenn er sich soll rechtfertigen lassen, mus wenigstens als schon erwiesen voraussetzen, daß es mit der Sache, wovon die Rede ist, seit hundert Jahren schlimmer geworden sei.

In solchen Fällen kehrt man alsdann freilich in das alte Gleis zurück, aber doch nur fürs erste und um hernach auf eine bessere Art wieder vorwärts zu gehen. Für die eigentlichen Freunde und Verehrer der alten Gleise wäre also auch hierbei im Grunde nichts gewonnen. —

Fürst und Herr! In den heiligen Urkunden derjenigen Religion, welche auch in Ihrem Lande herrscht und für die Sie selbst bei unseren Unterredungen so viel philosophische Hochachtung bezeigten, findet sich auch der merkwürdige Gedanke — Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. So gern ihn die Eigenthümer der Zuckerplantagen aus der Bibel herausstreichen möchten und so gern ihn auch mancher deutsche Minister aus ihr heraus wünschte: so steht er doch nun einmahl wirklich darinn, und in Griesbachs Ausgabe des neuen Testaments findet sich keine Spur davon, daß er nicht authentisch wäre. Ja, und wenn er auch nicht in der Bibel stände, so müsten wir ihn doch, so bald wir Gottesverehrer sind, für wahr annehmen. Glückseligkeit ist das grosse Ziel, wohin die Providenz die ganze Menschheit führen will. Nicht nur kein Volk,

sondern auch kein Stand im Volke soll davon ausgeschlossen sein. Paulus, der diesen Willen Gottes an den Timotheus schrieb, gab auch das Mittel an, wodurch derselbe ins Werk gesetzt würde; nehmlich dadurch, daß alle Menschen zur Erkentnis der Wahrheit kämen. Also ist Glückseligkeit das grosse Ziel der Menschheit, und Einsicht der Wahrheit der einzige Weg dazu. Wie der wahre Menschenfreund nichts gegen die erstere Hälfte dieses Satzes einwendet: so hat auch der wahre Philosoph nichts gegen die leztere einzuwenden. Nur die Wahrheit macht glücklich, und aller theoretische und praktische Irthum führt in der Masse von Glückseligkeit ab, in welcher man an ihm hangt. Zur Erkentnis der Wahrheit aber kommen die Menschen nur durch Belehrung über die Wahrheit, d. h. durch Aufklärung; denn es gibt nun einmahl keine angebornen Begriffe. Gäbe es diese, so behauptete doch wohl der Begrif von Gott den ersten Platz unter ihnen; noch aber gibt es ganze Völker, denen er mangelt.

Wenn Ihnen, mein Fürst, wie ich gewis glaube, alle diese Sätze so richtig schei-

nen, als mir: so wird Ihnen Ihr eigenes vortrefliches Herz auf der Stelle sagen, daß Ihnen Ihre Minister keinen guten Vorschlag gethan haben. Sie wollen die Menschheit in Ihrem Lande glücklich sehen; so dürfen Sie die Aufklärung nicht hemmen. Im Herzen würden Sie sonst die Glückseligkeit Ihres Volks wünschen und durch Ihre Anstalten würden Sie sie hintertreiben. Ich will eben nicht geradezu Ihren Ministern böse Absichten beimessen, — ob man gleich viel von dergleichen Ministerabsichten in unsern Tagen wissen will; allein in Verdacht mus ich sie doch mit allem Rechte nehmen, daß sie über den gethanen Vorschlag nicht gehörig nachgedacht, und nie sollten Minister einen Vorschlag an ihren Herrn bringen, bis sie dis gethan. — Sie, gütiger, menschenfreundlicher Fürst, sollten Sie den Gedanken ertragen können, die Providenz, deren Werk es recht eigentlich ist, durch steigende Aufklärung die Menschen steigend zur Glückseligkeit zu führen, in diesem ihren erhabenen Werke behindert zu haben? Müssen Sie sich nicht vielmehr freuen, ein Fürst dieses Jahrhunderts geworden zu seyn, da die Vorsehung

dasselbe offenbar dazu bestimmt hat, die Aufklärung stärkere und schnellere Fortschritte thun zu lassen, als in zehen vorhergegangenen? Was hiesse es anders, die Sache in das Gleis vor hundert Jahren zurück bringen wollen, als — dis Jahrhundert für nicht gelebt erklären und aus der Reihe der wirklich da gewesenen Jahrhunderte wegstreichen, vernichten und mit ihm zugleich alles, was Gott in selbigem zum Wohl der Menschheit geleistet, vernichten wollen! Dis ist der eigentliche Vorschlag, welchen Ihre Minister gethan. Mir fällt dabei nur noch ein, daß selbige, um sich wenigstens einigermassen sicher zu stellen, zugleich hätten vorschlagen müssen, daß sofort auch von neuem wieder tausend sechs hundert und neunzig geschrieben werden solle.

Vermuthlich haben Ihre Minister gefühlt, daß dis unausführbar sein möchte; so hätten sie aber auch fühlen sollen, daß es gleich unausführbar sei, tausend sieben hundert und neunzig die Sachen wieder in das Gleis von tausend sechs hundert und neunzig zu bringen, als es ist, tausend sieben hundert und

neunzig wieder tausend sechs hundert und neunzig schreiben zu lassen. Wie sich die Menschen nicht einreden lassen, daß tausend sieben hundert und neunzig erst tausend sechs hundert und neunzig sei, weil sie sich in der That sonst einreden lassen müsten, daß nicht sie selbst iezt lebten, sondern daß ihre Grosgroseltern noch einmahl in ihnen lebten: ebenso lassen sie sich Anno tausend sieben hundert und neunzig auch nicht wieder nehmen, was seit tausend sechs hundert und neunzig die Menschheit an Wahrheit gewonnen hat.

Es ist also nicht genug, Fürst und edler Mann, daß Sie die grosse Sache der Menschheit in Ihrem Lande nicht in das Gleis vor hundert Jahren müssen zurückbringen wollen; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen — Sie würden es auch nicht können. Sie sind auch als Fürst nur Mensch.... Diesen Saz trugen Sie selbst gleich bei unserer ersten Unterredung zu K. vor. Was kann aber ein Mensch gegen Gott? Ist nun die Aufklärung, wie Paulus sagt, Gottes Werk, wie können Fürsten sie hindern? Alles, was sie können, ist dis, daß sie sie können hindern wollen. Alle Anstalten, welche sie

wirklich träfen, um ihren Willen zu bewirken, würden nur dazu dienen müssen, daß Gottes Wille erfüllt würde. Jede vermeintliche Hemmung der Aufklärung würde unter der Hand der Providenz so modificirt werden, daß sie die Aufklärung noch mehr befestigte. Glauben Sie, edler Fürst, stände die Sache nicht so — dem Weisen müste oft bange um sie werden. So aber ist er unbekümmert darüber. Wenn er dann auch zuweilen hier oder da die Aufklärung dem Anscheine nach sehr behindert werden siehet: so betrachtet er dis blos als — ein Präcipitans, das die Gottheit in die Gährung schütten lässet, damit bald ein schöner reiner Bodensatz erfolge...

Sie erlauben mir, daß ich das nicht können — wenn von Zurückversetzung der grossen Menschheitsache in das Gleis vor hundert Jahren die Rede ist — noch ausführlicher aus einander setze. Das ietzige Gleis ist nehmlich schon viel zu tief eingefaren, als daß die Sache im Ernst wieder aus selbigem herausgerückt werden könnte. Auch dieser sinnliche Beweis stärkt die Weisen sehr in ihrem Glauben an den guten Ausgang der guten Sache der Menschheit.

Es sind erstlich der Aufgeklärten selbst schon zu viel dazu. Nicht blos in den vornehmern Ständen, auch im Mittelstande findet man sie. Diese müsten doch durchaus erst auf irgend eine Art auf die Seite geschaft werden; denn daß sie freiwillig die Aufklärung fahren lassen würden, ist ebenso undenkbar, als es ist, daß ein Reicher bei gesundem Verstande ein Armer werde werden wollen. Das höchste wäre allenfals, daß einige derselben Heuchler werden würden. Wollen Sie aber wohl solche Diener und Bürger haben, mein Fürst? Glauben Sie — wer erst Heuchler gegen die Wahrheit ist, der wird auch bald Heuchler gegen Sie. — Aber vieleicht könnte man es mit Aufhebung der Aufklärung, wie mit Aufhebung der Klöster machen? Man lasse die Aufgeklärten, wie die Mönche, aussterben! Leicht gesagt; nur, daß die Gemeine der Aufgeklärten eine Ueberschrift führt, welche den Klöstern mangelt, nehmlich diese — die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Das heisst eben — die Aufgeklärten werden nie aussterben. Mit wahrhaftig tiefem Blick in die Wahrheit ist auch ein hoher Drang verbunden, sie Andern mitzutheilen. Diesen Drang kann

durchaus keine äuserliche Gewalt zernichten; alles, was sie thun kann, ist, daß sie ihn zwingt, sich stiller zu äusern. Statt, daß er sonst auf den Dörfern gepredigt haben würde, spricht er nun blos ins Ohr. Aeltere Wahrheitforscher ziehen nun iüngere zu. Es entstehen geheime Gesellschaften und die Wahrheit flüchtet aus der offenen Welt in ihre verschlossenen Säle. Hier wird noch weit schärfer über sie nachgedacht, und sie gewinnet bei der Flucht in diese Säle unaussprechlich. Werden auch diese ausgekundschaftet, oder verrathen sie einige der in ihnen erzogenen Schüler gegen glänzende Versprechungen ihrer Verfolger: so wird dadurch wieder weiter nichts ausgerichtet, als daß die Gesellschaften nur kleiner werden. Je kleiner sie aber werden, desto inniger werden sie; desto grösserer Eifer für die Wahrheit beseelt sie. Diese warten alsdann ruhig und im Vertrauen auf die Providenz, deren Werkzeuge sie sind, den günstigern Zeitpunkt ab, und so, wie er da ist, sind sie immer noch hinreichend genug, auszugehen in alle Lande und das Evangelium, welches sie aufbewahrt haben, ihrer ganzen Zeitgenossenschaft mitzutheilen. Je länger sie solches verborgen halten musten, desto neuer ist es dann, und ie neuer es dem

grossen Haufen ist, desto mehr Gläubige an selbiges entstehen in kurzer Zeit; so, daß deren alsdann nicht mehr sein könnten, und wenn es bis dahin auf der Gasse gepredigt worden wäre. Dis ist der Gang, welchen die Aufklärung mitten unter allen Bedrückungen von Anbegin genommen, und wenn sie dabei vor Erfindung der Buchdruckerkunst bestanden ist, wie vielmehr wird sie nun nach derselben dabei bestehen! Und dis ist das zweite, was ich Ihnen, mein Fürst, noch zur Erwägung anheimstellen wollte.

Wären auch in der That der Aufgeklärten selbst nicht so viel, oder könnte man sie aussterben lassen: so sind doch der Aufklärungsschriften nun so viel, daß an ein Zurückbringenkönnen der Sache in das Gleis vor hundert Jahren gar nicht weiter zu denken ist. So lange diese existiren, existirt auch die Quelle, aus welcher immer von neuem wieder Aufklärung geschöpft werden kann. Und wenn es also auch unmöglich gemacht werden könnte, daß neue geschrieben würden, — welches sich ebenfals nicht denken lässet — so sind doch diese einmahl da und in ganz unglaublicher Menge da! Das ist bei weitem nur die allergeringste Zahl derselben, deren

Titel ausdrücklich besagt, daß sie zur Beförderung der Aufklärung geschrieben sind. Ich behaupte dreust, daß man jedes neuere wissenschaftliche Buch, es betreffe eine Wissenschaft, welche es wolle, für ein Aufklärungsbuch ansehen könne. In jeden neuern Roman, in jedes neuere Schauspiel sind wenigstens einige aufgeklärtere Ideen geflossen. Die Zeitschriften wimmeln davon. Und wenn es der älteste griechische oder römische Autor ist, der in Schulen gebraucht wird: so hat die neuere Ausgabe, die doch ieder kauft, einige Noten, die Aufklärung athmen. Was für ein Mittel sollte gewählt werden, um den Einflüssen, welche solchergestalt so viel tausend Bücher auf die Nation haben müssen, zu wehren? Ich gestehe frei, daß mein Verstand zu arm sei, ein solches zu erfinden; man müßte denn sofort alle Bibliotheken und Buchläden, verbrennen, alle Lesegesellschaften in den Bann thun, alle Buchdruckereien, damit keine neuen Auflagen gemacht würden, zerstören, und falls noch hier und da ein altes Buch verborgen gehalten würde, oder weil auch die Schriften der Ausländer ins Land eingebracht werden könnten, das Lesenlernen bei Todesstrafe verbieten, oder kurz — man müste die Sa-

chen wieder in dasienige Gleis zurückbringen, worin sie in Deutschland tausend sechshundert und neunzig zwar, aber nicht nach, sondern vor Christi Geburt waren, wobei dann aber vermuthlich Niemand mehr leiden dürfte, als — die Minister, dergleichen zu damaliger Zeit hier zu Lande auch nicht waren und die ihr Entstehen blos der Aufklärung zu danken haben.

Verhält sich dis alles nun wirklich so, wie Niemand in Abrede seyn kann: so erblicken Sie, weiser Fürst, auch gewiß auf der Stelle den unaussprechlichen Schaden, welcher noch obendrauf für das Ganze gestiftet werden mus, sobald der Aufklärung, welche nun einmahl da ist, und schlechterdings nicht wieder weggeschaft werden kann, dennoch durch ihr widersprechende Verordnungen, Einrichtungen und Anstalten entgegengearbeitet wird. Der Geist, welcher in diesen herrscht, ist nun gerade der Antigeist von demjenigen, welcher in der Lektüre wehet. Ideen, die in den Wissenschaften augenscheinlich falsch befunden werden, sollen in den Gesetzen als wahr gelten. Dieselben Menschenseelen sollen also zu gleicher Zeit eine Menge von Sätzen glauben und auch nicht glauben, wissen und

auch vergessen. Ist dis möglich? Und wenn es nicht möglich ist, was mus daraus erfolgen? Man achtet die Gesetze nicht, welche mit den einmahl festgesetzten und für richtig befundenen Prinzipen im Streit stehen; man fängt an, die Einrichtungen und Anstalten, welche von dieser Art sind, zu spotten. Bald verachtet man alle Gesetze, die aus derselben Feder fliessen, und spottet aller Anstalten, die dieselbe Hand macht. Wie wird es da endlich um das obrigkeitliche Ansehen stehen, und was will aus einem Staate werden, wo es an diesem mangelt? Ist es vollends die Aufklärung in der Religion, welche stark vorgeschritten war und die man nun wieder zurückzudrängen sucht: so ist das Unheil, das gestiftet wird, unübersehbar. Man treibt die Leute aus den Tempeln, macht ihnen den ganzen Lehrstand verächtlich, verleidet ihnen die heiligsten Handlungen und sieht endlich im Volke nur einen zahllosen Haufen von Religionsspöttern. Und wenn Befehle bei Todesstrafe gegeben würden: so würden sie doch nie bewirken, daß der Bürger sich in den öffentlichen Versammlungen der Gottesverehrer an etwas erbaue, woran er in den gesitteten Gesellschaften des Lebens Anstos findet, oder daß er einen Irthum, worüber

ihn die Logik lachen lehrt, für ehrwürdige Wahrheit halte, sobald er ihn im Katechismus antrifft. So etwas Menschen auch nur zumuthen, schadet der guten Sache der Religion schon unaussprechlich und der beschriebene Erfolg davon kann nicht lange außen bleiben.

Sonderbar aber klingt es, daß die große Menschenangelegenheit darum in das Gleis vor hundert Jahren zurückgebracht werden möge, weil die Menschheit da auch glücklich gewesen sey. Ich will es ia gern glauben, daß mein Großgroßvater mit seiner Lampe zufrieden gewesen sey; wie aber, wenn ich meine Wachskerze brennen kann? Könnte ich gar einen Kronleuchter haben, wie Ihre Minister, glauben Sie mir, mein Fürst, ich hätte ihn so gern, wie diese. Hat sich die Vorwelt glücklich gefühlt, — wohl ihr! Wir können aber noch glücklicher seyn. Wie gesagt, ich will es nicht untersuchen, ob ihr Glück bei dem ungeheuren Wuste von Vorurtheilen und Aberglauben aller Art weit her gewesen sey; genug, wir wissen nun von Mehr und können Mehr haben. Wir würden uns also bei dem Weniger, das sie hatte, und wobei sie sich glück-

lich gefühlt haben soll, iezt unglücklich fühlen. Und hierzu sollten uns unsere Fürsten verurtheilen sollen? Das kann bei Gott, der den Wachsthum der Glückseligkeit seiner Menschheit will, nicht seyn.

Nur durch Erkentnis der Wahrheit wird der Menschheit geholfen; nur durch ihre Aufklärung wird ihre Glückseligkeit befördert. Der unterste Grad von Aufklärung ist der, wenn die Menschen erkennen, was sie glauben, was sie thun sollen. Allerdings ist dis die Grundlage ihrer Glückseligkeit; soll aber hierbei stehen geblieben werden? Wer legt wohl einen bloßen Grund, und bauet nicht mit der Zeit darauf weiter? Höher steigt die Aufklärung, wenn die Menschen erkennen, warum sie das, was sie glauben, glauben, und warum sie das, was sie thun, thun sollen. Jedermann sieht ia sogleich ein, daß sie solches alsdann noch weit inniger glauben, noch weit eifriger thun und mithin noch glücklicher seyn werden. Noch höher steigt die Aufklärung, wenn sie erkennen, wie sie es glauben, wie sie es thun müssen. Alsdann nur erst glauben sie es recht und thun es recht und können also dadurch auch nur erst recht glücklich seyn.

Nun will ich zugeben, daß die Menschen vor hundert Jahren das Was erkannt haben mögen; aber die Erkentnis des Warum und Wie ist unleugbar ein Werk unseres Sekulums. Ich rufe hier getrost den gesammten Geist des Zeitalters der Vorwelt zum Zeugen, der in ihren Schriften größtentheils sogar, in ihrer Geschichte aber noch mehr, und in ihren Traditionen, die auf uns gekommen sind, am allermeisten bis auf diesen Tag noch unverkennbar da ist. Wer könnte sich auch wohl im Ernst in ihr Zeitalter zurückwünschen? Gott sei gepriesen, daß es vorüber ist! Ich für mein Theil möchte lieber erst nach hundert Jahren, ia, wenns seyn könnte, nach tausend Jahren gebohren sein; da dis nun aber einmahl nicht sein kann, so ist es oft mein erster Gedanke, wenn ich am Morgen erwache, — ich danke dir, Vater, daß ich nicht vor hundert Jahren gelebt habe! Damit will ich iedoch einzelnen Weisen der vorigen Jahrhunderte nicht das Verdienst rauben, daß sie sich durch Erkentnis der Wahrheit über den Tros ihrer Zeitgenossen erhoben haben. Auch dis sagt uns die Geschichte, und ihre Schriften sagen es uns noch weit mehr. Gott will aber, daß nicht blos einigen, sondern daß allen ge-

holfen werde; und so ist dis ein entschiedener Vorzug unsers Zeitalters, daß in selbigem vollkommnere Erkenntnis der Wahrheit gemeiner gemacht worden, und zum Theil bis in die mitlern Stände gedrungen ist. Welch einen unzuschätzenden Zuwachs hat die Summe der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts dadurch erhalten! Und dieser sollte wieder zernichtet werden?

Nein, edeldenkender Fürst, wir müssen vielmehr noch weiter. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, es ist aber noch lange, lange nicht allen geholfen; selbst im protestantischen Deutschlande nicht. Bei weitem ist noch nicht Aufklärung genug da. Sie, als Fürst, können dis freilich nicht so wissen; denn Fürsten kommen zu wenig unter ihr Volk, als daß sie es wirklich kennen sollten. Ihre Minister aber können es wohl wissen; diese haben Gelegenheit genug, die Unterthanen aus allen Ständen kennen zu lernen. O guter Fürst, wüsten Sie alles, was ich vom sogenannten gemeinen Manne, besonders vom Landmanne, weis: Sie würden auf der Stelle Ihre Minister mit dem Vorschlage zurückgewiesen haben. Unzählbare Vorurtheile aller

Art, die aus Unwissenheit in der Naturkunde und in der Religion, und aus den Sagen der Vorzeit herrühren, herrschen noch in den untersten Ständen des deutschen Volks, verhindern die wohlthätigen Einflüsse des schönen Christenthums und verzehren, wie die Mitesser, Weisheit, Tugend, Würde und Wohl der Menschheit. Bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens und des Berufs erstrecken sie sich noch, und dem Bauer ist noch häufig nicht einzureden, daß auch nur das geringste, was er zu besorgen und zu thun hat, anders und besser von ihm besorgt und gethan werden könne, als von seinem Großvater geschah. Der größte Theil der Menschen in den untersten Klassen sieht noch bis iezt nur vor sich hin, und weder um noch über sich, und verlässet die Erde, ohne von ihr viel mehr kennen gelernt zu haben, als die Werkzeuge, womit er auf ihr sein kümmerliches Brod erwarb. Die erhabenen Offenbarungen der Gottheit, welche dieses Leben schon hat, sind meistens für ihn verlohren, und er geht in die Ewigkeit über, ohne auf sie vorbereitet zu sein. Von wahrer Würde und Bestimmung des Menschen hat er fast gar keinen Begrif. Gutes thut er nur darum, weil er an dis und ienes davon gewöhnt ist, und Böses, das er

nicht thut, thut er darum nicht, weil es bei fünf Thaler Strafe verboten ist. Alles, was über die Sinnenwelt erhaben ist, interessirt ihn entweder gar nicht, oder er macht sich davon die irrigsten Vorstellungen. Es ist noch weit mehr altes Judenthum und Heidenthum unter dem gemeinen Volke, als wahres Christenthum. Die Decke des Moses hangt noch dick und dicht vor seinen Augen, daß es das sanftere Vaterbild Gottes nicht siehet. Es denkt noch immer über die wohlthätigsten Naturbegebenheiten, die heftige sinnliche Eindrücke machen, wie man in Judäa darüber dachte, und erklärt das Böse in der Welt noch so, wie man es in Chaldäa erklärte. Knechtische, sklavische Furcht ist der Geist desselben, und Gott und der Teufel theilen sie noch immer zu gleichen Theilen. Jämmerlicher Aberglaube aller Art entehrt noch das Volk. Er zerstört die schönsten menschlichen Lebensgenüsse, unterbricht die Ausübung der heiligsten Pflichten, hemmet alle Kultur der Vernunft und würdiget Tausende und aber Tausende unter die Menschheit herab. Man lässet Andere, die man retten könnte, aus Aberglauben umkommen, und bringt sich selbst häufig durch ihn ums Leben. Wenn auch keine Hexen mehr verbrannt werden; der ge-

meine Mann glaubt doch noch fest an sie; und wenn auch der einfältigste Bauer sich die Stiefeln nimmermehr beim Becker bestellen würde, so holt er doch ohne Anstand die Mittel, sein Leben zu erhalten, beim Scharfrichter. Er krümmt sich, wenn er dem vernünftigsten Arzte einen Thaler bezahlen soll, dem herumziehenden Scharlatan aber gibt er das Geld gutwillig zu Luidoren hin. Je unnatürlicher und wunderbarer alles ist, ie weniger man dabei den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung finden kann: desto willkommner ist es ihm, und er hebt wohl Steine auf, wenn man ihm seinen Aberglauben und seine Vorurtheile nehmen will. Kurz, ich behaupte unerschrocken, daß durch diese in Deutschland sogar noch weit mehr Menschen sterben, als durch alle Krankheiten zusammengenommen. Und doch soll in Deutschland Christenthum sein! Und die erste Absicht des Stifters des Christenthums soll gewesen sein, die Menschen vom Aberglauben und Vorurtheilen zu erlösen!

O mein Fürst, wie muß Ihr ganzer erhabner Stand sich verbunden fühlen, die Aufklärung vielmehr noch aus allen Kräften zu befördern! Sie ist lange noch nicht so weit gediehen, als sie gedeihen mus, wenn der

grosse Plan Gottes ausgeführt und allen Menschen geholfen werden soll. Wäre es möglich, daß Sie Zweifel in die Wahrheit ienes entworfenen Gemähldes vom Zustande der Nation in ihren untersten Bürgerklassen setzen könnten: o Vater Ihres Volks, so hören Sie die Bitte, welche Ihre Kinder in den nidrigsten Ständen durch mich an Sie thun, und — besuchen Sie sie Selbst in ihren Hütten! Verwenden Sie einen Monat hierauf! Und wenn Sie ein Jahrhundert hindurch regieren könnten: so würde dieser Monat es seyn, der Ihr ganzes Regentenleben erst recht segenvoll für Ihr Volk machte. Noch weit mehr Finsternis, noch weit mehr Elend, das allemahl die Folge der Finsternis ist, werden Sie sehen, als ich Ihnen erzählt habe. Sie werden dann aber auch jeden, der Ihnen wieder den Rath giebt, auch derjenigen Aufklärung, die ia noch da ist, sogar Einhalt zu thun, des Hochverraths, am Vaterlande und an der Menschheit begangen, für schuldig erklären.

Ich kenne die deklamatorischen Vorspiegelungen, welche man in unsern Tagen von den fürchterlichen Folgen der fortschreitenden Aufklärung den Fürsten zu machen sich nicht erblö-

det. Untersuchen Sie solche aber genauer, einsichtsvoller Herr; so werden Sie finden, daß dis alles nicht Folgen der noch fortschreitenden, sondern der noch nicht genug fortgeschrittenen Aufklärung sind. Es ist unmöglich, daß gebildete, weise und kluggläubige Bürger schlechtere Bürger sein sollten, als rohe, dumme und abergläubische. Diese sind es vielmehr, welche unbiegsam, störrisch und aufsätzig sind und die das Joch abschütteln, sobald sie nicht mit Gewalt den Nacken hinhalten müssen. Kluge Menschen sehen auf der Stelle ein, daß sie, wenn sie einmahl in grossen Gesellschaften beisammen leben wollen, Obrigkeit haben müssen, und daß, wenn Ruhe und Ordnung unter ihnen herrschen soll, auch Gesetze sein müssen; und so tragen sie gewis alles dazu bei, beide in Ansehen zu erhalten. Kluge Menschen übersehen einzelne Staatsgebrechen und sind zufrieden, wenn sie im Ganzen glücklich sind; sie lassen sich über vorwaltende Neuerungen belehren, nehmen wohlthätige Veränderungen mit Dank an, und bieten der Obrigkeit zur Bewirkung derselben die Hand. Die Wahrheit dieser Sätze verbürgt ausser der Natur der Sache auch die ganze Geschichte der Menschheit, so weit sie uns nur bekannt ist. Eben=

so ist es auch unmöglich, daß die Aufklärung der Religion schädlich sein könne. Nur die Glaubensirthümer und Menschensatzungen, von welchen das Christenthum, wie ehemals das Judenthum, wimmelt, rottet sie aus; die wahre Religion aber wird durch sie befestiget. Sie ist es, die die einzigrechte Anbetung des obersten Geistes, die Anbetung seiner im Geiste und in der Wahrheit, befördert, die lebendige moralische Gefühle in den Seelen der Menschen weckt, die Gott wieder in den völligen Besitz seiner Alleingerechtsame unter ganzen Völkern setzt, die die Idee unserer Unsterblichkeit bis zur Anschaulichkeit erhebt und die Menschen dadurch bereit macht, sich zu den erhabensten Heldentugenden und zu den grosmüthigsten Aufopferungen zu entschliessen. Weder der Klerus, noch die Obrigkeit dürfen, so lange sie ihre Bestimmung vor Augen haben, die Aufklärung fürchten. Jene sollen die Volkslehrer, diese die Volksväter seyn. Dis ist ihre eigentliche Bestimmung, und schreiten sie über die Grenzen derselben hinaus, so weiset sie der Gang der Dinge über lang oder kurz doch einmahl in selbige wieder zurück. Wenn der Lehrer dis oder ienes zu glauben anrathet, ist es unbillig, daß ihn die Gemeine frage — war-

um? Die Gemeine besteht aus Menschen. Pflichten und Rechte des Menschen müssen richtig abgewogen und gleichheilig sein. Es gibt eine Menschenpflicht, zu glauben; es gibt aber auch ein Menschenrecht, zu fragen, warum soll ich glauben? Wie sich iener Pflicht kein wahrhaftigvernünftiger entziehen darf: so können auch alle katholische und akatholische Päbste der Welt dieses Recht dem Menschen nicht nehmen. Ebenso, wenn der Vater im Lande dieses oder ienes zu thun befiehlt, ist es unbillig, daß ihn die Kinder, das Volk, fragen — warum? Das Volk besteht aus Menschen. Pflichten und Rechte der Menschen müssen richtig abgewogen und gleichheilig sein. Es gibt eine Menschenpflicht, zu gehorchen; es gibt aber auch ein Menschenrecht, zu fragen: warum soll ich gehorchen? Wie iene Pflicht ieder gute Bürger gern abträgt: so schützt ihn auch ieder gute Fürst gern bei diesem Rechte. Das gesellschaftliche Leben soll die Natur des Menschen nicht zerstören, sondern vielmehr ausbilden und veredeln. Die Natur des Menschen aber ist, daß er durch Gründe zu seinen Handlungen bestimmt und geleitet werde. Selbst von den göttlichen Gesetzen lassen sich die Gründe einsehen, und die

Religion würde sich sehr entehren, wenn sie ein einziges Gebot gäbe, ohne auf die Frage, warum, zu antworten. Wie gern wird ein weiser und guter Fürst Gott nachahmen und durch Darlegung der Gründe zu seinen Befehlen und durch Aufdeckung der Endzwecke seiner Anstalten aus sich selbst schon seine Unterthanen zum Vertrauen gegen seine Befehle und zur Beförderung seiner Anstalten bewegen! Er weis einmahl, daß sie nicht Sklaven, sondern freigeschaffene Wesen sind, und daß sie nicht seintwegen da sind, sondern daß er ihrentwegen da sei. Vor hundert Jahren ward freilich noch das erstere geglaubt, und so sollte man auch schon deshalb kaum dafür halten können, daß die Menschheit, wie Ihre Minister, mein Fürst, sagen, damals auch glücklich gewesen seyn möge.

Ich weis wohl, daß man ausser dem Unterschiede der Stände auch gern noch einen Unterschied der Menschen selbst ersinnen möchte; ob es gleich an ienem wohl genug sein könnte. Vieleicht, daß man bald das Feld der Wahrheiten mit der Entdeckung bereichert, daß die Seelen der Handwerker, Bauern und Tagelöhner materiell und sterblich sind. Einige unserer neuesten Philosophen scheinen

wenigstens schon auf dem Wege dazu zu sein. Und wenn dann dis ist, so verhält sich die Sache freilich auf der Stelle anders. Sterbliche Seelen bedürfen alsdann keiner Aufklärung. Gott schuf aber die Seelen der Knechte und Hirten eben so unsterblich, wie die Seelen der Banquiers und Minister, und so haben alle menschliche Seelen auf Aufklärung Anspruch. Der Unterschied der Stände bleibt dessen ungeachtet die Basis der Gesellschaft. Die Sonne aber schuf Gott für alle, und so die Wahrheit auch; und wie er seine Sonne aufgehen lässet über Böse und Gute, so will er auch, daß Arme und Reiche, Hohe und Niedere zur Erkentnis der Wahrheit kommen sollen. Es ist ganz unbegreiflich, wie man im Christenthume in Ansehung der Aufklärung auf solche Ausmerzung der untern Volksstände kommen könne, da dasselbe doch die Inschrift erhielt — den Armen wird das Evangelium geprediget. Ja, ja, geliebtester Fürst, lassen Sie es uns gestehen, dis war die eigentliche Bestimmung des Christenthums; dis sollte sein eigentliches Verdienst um die Welt sein. Neue Wahrheiten hat es nicht gelehrt; aber die zur Glückseligkeit unentbehrlichen Wahrheiten sollte es unter das Volk bringen. Millionen

sollten durch dasselbe über die ersten Gegenstände des menschlichen Wissens so vernünftig denken lernen, wie sonst nur einzelne Weise darüber gedacht hatten, und der Plan seines menschenfreundlichen Stifters war kein geringerer, als eine allgemeine Aufklärung zu bewirken, darum nannte er sich selbst das Licht der Welt, und darum nannten ihn seine Apostel einen Heiland aller Menschen. Wie kann es also zusammen bestehen, daß ein Staat ein christlicher Staat heissen und auch die Aufklärung behindern möge! Wie kann es zusammen bestehen, daß ein Minister die Nothwendigkeit der Volkstäuschung vertheidigen und zugleich an den wahrhaftig glauben könne, welcher, auf einen Haufen von Leuten aus den untersten Volksklassen hinweisend, ausrief — Sehet zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen verachtet!

Beharren Sie in diesem Geiste des Christenthums, christlicher Fürst! Nicht nur die gegenwärtige, auch die künftige Glückseligkeit Ihres Volks sollen Sie befördern helfen. Einst, wenn Sie nicht mehr regieren, werden Sie selbst in der Masse nur glücklich sein, in welcher Sie dis gethan haben. Gön-

nen Sie es auch Ihrem kleinsten, d. h. geringsten Unterthan, daß er ein kluger Mensch werde; Sie sind ia so ein menschenfreundlicher Fürst. Gönnen Sie es ihm, daß er alles, was er betreibt, vernünftiger und besser betreibe; daß er, frei vom Aberglauben, mehr menschliche Lebensgrösse schöpfe und, um glücklich zu werden, sich nicht blos auf den Himmel vertrösten lassen solle; daß er sich auch als ein moralisches Wesen fühle und den Keim zur Verklärung, welchen Gott auch in seine unsterbliche Seele legte, hier schon so viel, als möglich, entwickele. Gott sprach — es werde Licht! Rufen Sie dis auch in Ihrem Lande aus und lassen Sie Ihr Volk nicht blos über seine Pflichten, sondern auch über seine Rechte belehren. Befördern Sie zu Ihrem Theile den grossen Plan der Providenz, daß es um die Menschheit immer besser und besser stehen solle, und schätzen Sie dis unter allen Fürstenehren für die grösseste, Gottes Mitarbeiter dabei zu sein!

Ihr Volk wird alsdann aus Ueberzeugung Ihnen ergeben sein und mit einer Zuversicht an Ihnen und an Ihren Befehlen hangen, mit der es nur an Gott und Gottes Geboten

hangen mag. Sie werden mit iedem Tage neue Beweise davon erhalten und in der Mitte aufgeklärter Unterthanen erst ein recht sicherer und recht froher Fürst sein. Die Weisen aus den bedrängten Ländern werden in Ihre Grenzen flüchten, wo man die heilsame Wahrheit ungehindert denken und ungestraft Andern mittheilen darf. Aus weitester Ferne her wird man Sie als einen Schutzgott der Vernunft verehren und Ihrer Regierung die Dauer eines Jahrhunderts wünschen. Ihr Grab wird einst der Altar sein, vor welchem die reisenden Denker mit hoher Andacht knien, und Sie selbst, edler Fürst, werden darum, weil Sie so viele zur Gerechtigkeit geführt, d. h. weil Sie die Aufklärung einer ganzen Nation befördert, in der Geschichte der Deutschen leuchten wie ein Stern der ersten Grösse immer und ewiglich.

II.

Über das Principium der Moral.

An Herrn Professor W. zu L.

Ich erfülle hiermit mein Ihnen gegebenes Versprechen und setze die für uns so interessante Unterhaltung, in welcher uns am letzten Abend im Bade zu P. die Frau von R. mit ihren schönen Töchtern unterbrach, mit Vergnügen fort. —

Es ist mir noch immer, als stände der alte ehrwürdige Hofprediger B., der, wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben, bald darauf gestorben ist, vor uns, und als hörte ich ihn mit dem Eifer, der ihm eigen war, den Satz vertheidigen, daß es durchaus, um uns etwas zur Pflicht zu machen, weiter nichts bedürfe, als — daß Gott solches befohlen habe. So weit er, wie Sie wissen, mit Anwendung dieses Satzes auch ging: so schätzte ich ihn darum doch nicht weniger hoch; denn er hatte sich in einem Zeit-

alter gebildet, in welchem es Sitte war, den Befehl Gottes zum Motif aller Motife nicht nur zur Tugend überhaupt, sondern auch zu ieder einzelnen Pflichterfüllung zu machen. Noch vor zwanzig Jahren geschah dis, und ich selbst, der ich um diese Zeit zu W. studirte, weis noch genau, wie man mir die Vorlesungen über die christliche Moral dadurch verleidete, daß bei allen und jeden Pflichten, sobald es auf den Hauptbeweggrund zu ihnen ankam, das mandatum Dei das ewige Einerlei war. Vielleicht, daß es noch Akademien gibt, auf welchen selbiges als das ächte und einzigwahre Principium der Moral da steht.

Ich will gar nicht in Abrede sein, daß es für die Menschheit ein Zeitalter gebe, in welchem es, um sie zur Ausübung gewisser Handlungen zu bewegen, hinreicht, daß man ihnen sage — Gott hat sie befohlen. Ich bin selbst Vater vieler Kinder und weis aus Erfarung, daß in dem ersten Zeitraume ihres Lebens mein blosser väterlicher Wille ihnen genug war, um dieses oder ienes zu thun oder nicht zu thun. Ja, wenn ich auch nicht zu Hause war und ein Anderer sagte ihnen blos, daß ich etwas, wozu sie nicht aus sich selbst kamen, befohlen hätte,

hätte, so thaten sie es ohne Widerrede. Eben-so hat es auch gewis für die Menschheit im Ganzen so ein Zeitalter der Kindheit gegeben, wo es weder nöthig, noch rathsam war, sie auf eine andere Art, als durch ein Gott hat es befohlen über ihre Pflichten zu belehren. Und wuste der, welcher diesen Belehrungsweg einschlug, die Menschen glaubend zu machen, daß er wirklich den Auftrag bekommen, Gottes Befehle ihnen zu eröfnen und daß diese deshalb an ihn bestellt worden; hatte er in iedem Uebertretungsfalle die Zuchtruthe bereit, und wuste er diese so zu führen, daß es das Ansehen bekam, als würden die Schläge, welche mit ihr geschahen, von unsichtbaren Händen versetzt: so muste ihm sein Unternehmen gelingen. Von dieser Seite glaube ich, müsse man alle ältere Volkserzieher und Morallehrer betrachten, und es ist unmöglich, daß sie selbst dadurch in den Augen des wahren Philosophen an moralischem Werthe verliehren sollten. Das Kind mus als Kind behandelt werden, es heisse einzelnes menschliches Individuum, oder Menschheit.

Ich weis aber auch gleichfals aus Erfarung, daß meine Kinder, als sie heran wuchsen, sich durch meinen blossen väterlichen

Befehl zu ihrem Thun und Lassen nicht mehr bestimmen liessen. Sie wollten nun schlechterdings auch wissen, warum ich ihnen dieses oder ienes beföhle. Den Anfang machten sie damit, daß sie, wenn ihnen in meiner Abwesenheit ein Dritter meinen Willen bekannt machte, diesen um das Warum befragten. Der lebhafteste unter ihnen wollte sogar noch vorher wissen, ob selbiger auch in der That den Auftrag von mir erhalten habe, ihnen in meinem Nahmen etwas zu befehlen. Bald aber thaten sie iene Frage auch an mich selbst, und ich freuete mich darüber, weil ich dis für ein untrügliches Zeichen hielt, daß sie die Kinderschuhe abgelegt hätten. Von der Zeit an hörte ich auf, ihnen zu befehlen; denn antworten muste ich doch auf ihre Frage. Hätte ich statt aller Antwort ihnen Verweise über ihre Verwegenheit, mich zur Rede zu stellen, geben und etwa meine Befehle nun noch strenger einrichten wollen: so hätte ich sie nicht als heranwachsende Menschen behandelt. Und hätte ich ihnen zur Antwort geben wollen — ich will dis oder das darum, weil ich es will — so würde ich ihrer Vernunft ein Mistrauen gegen die Vernünftigkeit meiner Befehle eingeflößt haben. Kurz, ich sah, daß ich ihnen

nun einmahl die Ursache, warum ich ihnen etwas zur Pflicht machte, aus einander setzen muste, und so that ich dis lieber gleich und verwandelte meine Befehle zu gewissen Handlungen in deutliche Vorstellungen des Nutzens dieser Handlungen, aus welchen sie sich solche hernach selbst befohlen.

Ganz so, wie es sich mit dem einzelnen Menschenkinde, wenn es das Jünglingsalter erreicht, verhält, verhält es sich auch mit dem Kinde Menschheit. Sobald diese zu den Jünglingsiahren heranwächset und sich ausbildet, thut ihr ein blosses Gott hat es befohlen in Ansehung ihrer Pflichten nicht mehr genug. Die Frage — warum befiehlt Gott dis, oder das? — drängt sich ihr auf. Soll diese beantwortet werden, oder nicht? Es ist gar nicht einzusehen, warum sie nicht beantwortet werden sollte. Sie ist die natürlichste Anwendung der Vernunft, welche der Schöpfer den Menschen verlieh. Aber wie soll sie beantwortet werden? Durch ein blosses darum, weil es Gott so beliebte? So hätten die Frager klüger gethan, sie hätten ihn nicht gefragt; und sollen sie sich im Ernst an dieser Antwort begnügen: so wird Gott in ihren Augen ein orien=

talischer Despot, von dessen Befehlen sie sich nicht viel Gutes und Holdes zu versprechen haben. Zuverlässig haben sich auch alle diejenigen, welche bei den göttlichen Befehlen uns blos mit der göttlichen Willkür abfertigen, Gott ganz sultanisch gedacht; sie haben aber nicht überlegt, wie sie durch ein solches stat pro ratione voluntas das höchste Wesen entehren. Nicht darum ist etwas recht und gut, weil es Gott befohlen hat, sondern Gott hat es darum befohlen, weil es recht und gut ist. Der aufgeklärte Mensch kann sich auch Gott gar nicht als Sultan denken; denn er erblickt ihn in allen seinen Anstalten als den weisesten und gütigsten Vater. Und so mus er auf die erhaltene Antwort — weil es Gott so beliebte, weiter fragen — warum beliebte es Gott so? Sollen wir denn die Werke Gottes blos sehen, oder sollen wir nicht auch über ihre Absichten nachdenken? Nun, so sollen wir die Gebote Gottes auch nicht blos hören, sondern auch nach dem Grunde fragen, aus welchem Gott sie uns gab. Und so, wie uns Gottes Werke durch Entdeckung ihrer Absichten erst recht schön werden, ebenso werden uns auch Gottes Gebote durch Entdeckung ihrer Gründe erst recht ver-

ehrungswürdig. Das allweiseste Wesen kann uns nichts befehlen, ohne weiter einen andern Grund dazu zu haben, als blosse Willkür. Es ist also ein feierliches Bekentnis der Weisheit Gottes, nach den eigentlichen Gründen seiner Gebote zu fragen. Auch geben wir damit zu erkennen, daß wir ihm gern einen recht vollkommenen und herzlichen Gehorsam leisten möchten; denn dieser findet bei vernünftigen Wesen alsdann erst Statt, wenn sie sich von dem vernünftigsten und wohlthätigsten Grunde der Gebote Gottes überzeugt haben, und so bald dis geschehen ist, betrachten sie sie als Gebote, die sie sich selbst geben müsten, wenn sie ihnen noch nicht gegeben wären.

Man findet daher, daß auch selbst Moses schon, der doch das *Jehova gebietet also* oder *so spricht der Herr*, zum Princip der Moral bei seiner Nation machte, bei diesem und ienem Gebote das *warum* beifügte. Der wahre Philosoph, welcher ihn in der Lage, worin er noch die Menschheit antraf, über das erstere nicht misbilligen mag, freuet sich doch auch herzlich über das letztere und betrachtet die einzelnen Fälle, in welchen Moses vom Gebote auch die Ursache angab, als ebenso viel Versuche, welche dieser Weise

machte, sein Volk aus den Kinderschuhen zu heben. Es gab auch späterhin einzelne Weise in Israel, die diesen ältern Fingerzeigen folgten; wie dann in den Psalmen ausserordentlichviel zum Lobe des Gesetzes des Herrn gesagt wird. Uebrigens aber gehört es recht eigentlich zu dem kindlichen Geiste und zur Freiheit der Kinder Gottes, welche den Christen zu Theile geworden sind, daß sie bei allem, was sie thun sollen, nach dem Grunde davon fragen; denn das Christenthum macht es sich ausdrücklich zur Sache, unsere Pflichten uns nicht mehr als Gebote Gottes, sondern als Handlungsarten hinzustellen, die sich uns durch sich selbst empfehlen. Und wenn wir sie auch aus einmahl angenommenen Sprachgebrauche noch Gebote Gottes nennen wollten: so wäre doch unter allen göttlichen Geboten, die wir Christen hätten, keines, das sich nicht vor dem Richterstuhle der Vernunst und des menschlichen Gefühls rechtfertigte. Nur in einer Religion also, die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten nicht selten befiehlt, ist man gezwungen, das blosse mandatum Dei zum Princip der Moral anzunehmen. Da heissts alsdann — so bald Gott etwas befiehlt, ist es recht,

und wenn es sonst das grössesſte Unrecht wäre; — ein Glaube, bei dem, wenn er nur erst im Gange ist, sich Niemand besser befindet, als räuberische und blutdürstige Priester!

Dis alles vorausgesetzt, so ist es nun, nachdem seit Errichtung des Christenthums bald wieder ein paar Jahrtausende vergangen sind, doch in der That ganz ausser der Zeit, das mandatum Dei noch zum Princip der Moral zu machen. Wir begnügen uns nicht mehr damit und sollen uns auch als Christen, d. h. im erwachsenern Zeitalter der Menschheit nicht mehr damit begnügen. Mus man iezt doch nun einmahl Grund und Ursache von iedem Gebote Gottes angeben, wenn sich die Leute anders zur Beobachtung desselben angetrieben fühlen sollen, warum wollen wir nicht den kürzern Weg wählen und gleich mit selbigen hervortreten? Oder mit andern Worten — warum wollen wir nicht das undeutliche Gott befiehlt dis oder das in das weit deutlichere dis oder das nüzt hierzu oder dazu verwandeln?

Es ist dis um so nothwendiger, ie mehr man in unsern Tagen nicht nur fragt, warum

Gott dieses oder jenes geboten, sondern auch — hat Gott es wirklich geboten? Erinnern Sie sich, theurer W., des väterlichen Lächelns, womit mich der alte Hofprediger B. zurechtweisen zu wollen schien, als ich ihm dieses zu verstehen gab und Frau von N. zu uns in die Laube trat. Ich sah es ihm an, daß er eben in Begrif war, zu sagen — dazu haben wir unsere dicta probantia...

Wie aber, wenn bei den gegenwärtigen gereinigtern Begriffen von Gott, von denen man nicht in Abrede sein kann, daß sie das Christenthum selbst bewirkt habe, zehen für einen hintreten und folgende Sprache führen — — „Niemand hat Gott ie gesehen. Kann aber Niemand das höchste Wesen sehen: so kann auch Niemand im eigentlichen Verstande Gebote von ihm in Empfang nehmen und uns überbringen; denn auf welche unzubezweifelnde Weise sollten sie an ihn kommen? Sollten sie ihm durch eine wirkliche Stimme zugerufen werden, woran will er erkennen, daß diese Stimme Gottes sei und wodurch will er uns vollends überzeugen, daß er sie gehört? Sollte er sie auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise irgendwo geschrieben erblicken, wer ist ihm Bürge da-

für, daß ihn seine Fantasie nicht täusche? Soll sie ihm ein inneres Licht offenbaren, woran will er dieses von seinen eigenen Einfällen unterscheiden? Soll er sie gar träumen, welche Träumereien würden als göttliche Gebote zum Vorscheine kommen! Es bleibt also nichts übrig, als daß wir über die Natur und Bestimmung des Menschen nachdenken und so über seine Handlungen eine Revision anstellen, aus der sich dann ergibt, welche von diesen ienen gemäs sind oder nicht. Erstere sind alsdann unfehlbar der Wille des Urhebers seiner Natur und Bestimmung und werden mithin Gebote Gottes genannt. Es mag demnach ein Buch, aus welchem gewisse Stellen als dicta probantia für Gottes Gebote angeführt werden, noch so heilig sein, so werden doch diese Stellen nicht dadurch dicta probantia dafür, daß sie geradezu bestimmen, dieses oder ienes gebiete Gott, sondern dadurch, daß sie unwiderleglich darthun, ein Mensch müsse als Mensch so und nicht anders handeln."

Es ist nicht abzusehen, was gegen diese Sprache, so bald sie geführt wird, eingewendet werden könne; daß sie aber von der Menschheit unseres ausgebildetern Zeitalters wirklich geführt werde, ist iedermann bekannt. Man

verfehlt also seinen Zweck, wenn man iezt noch das Gott hat geboten zum Princip der menschlichen Pflichten macht. Man gebe lieber gleich den innern Grund der Pflichten an, der in ihrer Uebereinkunft mit unserer Natur und Bestimmung befindlich ist und an dessen Statt die alten zu sagen pflegten — Gott hat geboten. So wird die Menschheit menschlicher belehrt; denn man kann nicht nur nicht in Abrede seyn, daß der Ausdruck Gebot für das Ohr eines Christen zu hart klinge, sondern man mus auch eingestehen, daß die Sentenz — verflucht ist, wer nicht alle Worte des Gesetzes erfüllt! — nur dem rohern Zeitalter der Welt verziehen werden konnte. Paulus rechnet es daher mit Recht dem Stifter des Christenthums zur grössesten Ehre an, daß er uns von diesem Fluche erlöset habe. Nur das thue das, so wirst du leben, hat Jesus wiederholt, nicht aber iene Fluchsentenz, und hat, so oft er einzelne Pflichten lehrte, auf die Uebereinkunft derselben mit der menschlichen Natur und Bestimmung, und auf das Gute, daß sie stiften, ausdrücklich hingewiesen. Mit Recht konnte er daher seine Sittenlehre ein sanfteres Joch nennen. — —

Bis hieher, mein geliebter Freund, sollen Sie wohl ganz mit mir einig sein; nur der alte Hofprediger B. war der entgegengesetzten Meinung und wollte uns durchaus noch unter dem Zuchtmeister, der doch nur bis auf Christum regiert haben sollte, wissen. Nun hebt aber auch unter uns die Trennung an. Wenn ich vorschlug, das alte undeutliche Gott befiehlt dis oder das in das deutlichere dis oder das nützt hiezu oder dazu zu verwandeln: so gaben Sie zu erkennen, daß das handelnde Subiekt auch selbst das Obiekt, dem genützt werde, sein müsse, und machten solchergestalt mit vielen unserer Philosophen die Selbstliebe zum Princip der Moral. „Man mus nur, dies waren Ihre Worte, zwischen dem, was uns unmittelbar und was uns mittelbar nützt, unterscheiden; so wird man sich überzeugen, daß alle Menschen blos aus Eigennutz rechtschaffen handeln und auch nur so handeln können."

Ich glaube Sie ganz verstanden zu haben, und sonach wäre die eigentliche sogenannte Selbstliebe die unmittelbare, und die Nächstenliebe die mittelbare Selbstliebe, und aller Erweis, daß irgend etwas für uns Pflicht

sei, liefe darauf hinaus, daß erwiesen werden müsse, daß solches die Summe unserer eignen Glückseligkeit vermehre. Wenn also iemand die Frage aufwürfe, warum bin ich verbunden, Andern die Wahrheit zu sagen: so wäre die Antwort — damit du bei Kredit bleibest; und wenn gefragt würde, warum mus ich für den Verfolgten sprechen: so würde geantwortet — auf daß für dich in ähnlicher Lage wieder gesprochen werde; und so thäten wir alles Gute, das wir Andern thun, nur darum, daß wir uns dadurch Gutes thäten.

Vor allen Dingen lassen sie uns die beiden Säze wohl unterscheiden — wer andern nüzlich wird, wird dadurch sich selbst nüzlich — und — werde Andern nüzlich, um dir selbst nüzlich zu werden. Wenn ienen Saz auch der blosse Lobredner der Menschenliebe behaupten darf: so folgt noch nicht daraus, daß diesen der eigentliche Sittenlehrer lehren dürfe. Es kann etwas von der Tugend wahr sein, welches dessen ungeachtet nicht zum Motif, noch weniger zum höchsten Motif zu ihr gemacht werden darf. Wer z. E. Wittwen und Waisen unterstüzt, der erhält lautes Lob — wer

zweifelt an der Wahrheit dieses Satzes? Was würden Sie aber dazu sagen, wenn Sie von einem Menschen hörten, der es geradezu erklärte, daß er Wittwen und Waisen unterstütze, um laut gelobt zu werden? Und dann — ist der Satz auch wirklich durchgehends wahr, daß, wer Andern nützlich wird, sich selbst dadurch nützlich werde? Wie wollen Sie dis von allen den gut- und grosmüthigen Handlungen darthun, welche die Moral unter dem Namen der Aufopferungen vorschreibt? Etwa so —? opfere dich für Andere auf, damit sich Andere wieder für dich aufopfern... Wie kommen aber da die Millionen zu rechte, welche den sogenannten Tod fürs Vaterland sterben? Wie alle die übrigen, welche überhaupt ihre Menschenliebe mit dem Tode bezahlen müssen? Auf den Lohn eines künftigen Lebens dürfen Sie sich hier nicht berufen; denn der pure Egoismus, zu welchem das Prinzip der Selbstliebe stimmt, kann ebenso wenig genug daran haben, sich auf ihn vertrösten zu lassen, als er mit dem Lohne zufrieden sein mag, den ihm sein eigenes Herz reichen soll. Die Tugend lohnt sich selbst — das ist ein Satz, der gar nicht in das System des Egoisten passt; der Egoist will von Andern belohnt sein.

Das erste also, was nach meiner Meinung die Selbstliebe zum Principium der Moral ungeschickt macht, ist, daß wir bei ihr nur eine sehr unvollkommene Moral haben würden. So gingen gerade die edelsten und erhabensten Handlungen der Menschen verlohren, und iede von solchen Pflichtleistungen, bei welchen wir uns auch nur der Gefar, irgend ein unersetzliches Gut zu verliehren, aussetzten, würden wir mit Recht als eine solche betrachten, zu der wir, vermöge unsres Princips, gar nicht verbunden wären. Das glaube ich nun zwar wohl, daß der Tod fürs Vaterland deshalb nicht aus der Mode kommen würde; denn da weis man sich zu helfen, und die Kanonen lassen sich nicht nur auf den Feind, sondern auch auf eigne Mannschaft, wenn sie nicht ins Feuer will, richten. Wodurch wollen wir aber die Menschen antreiben, einzelne Lebensrettungen ihrer Brüder mit eigener Lebensgefar zu unternehmen? Noch zur Zeit hat man sich wenigstens nicht der Kanonen hierzu bedienen wollen; man hat vielmehr die Leute lieber durch Prämien hierzu zu bewegen gesucht. Ich behaupte aber geradezu, daß nur Wagehälse sich für Prämien in Lebensgefar begeben. Ja, was könnten Sie darauf antworten, lieber W., wenn ich noch

weiter ginge und sogar gegen Ihr Princip einwendete, daß bei selbigem iede Handlung ohne Unterschied, durch welche wir doch offenbar Andern dienten, unvollbracht bleiben würde, sobald wir nicht ebenso offenbar und mit Gewisheit wüßten, daß man uns wieder dienen würde? Der Egoist mus nun durchaus diese Gewisheit fordern; getrauen Sie es sich, für solche ihm allemahl Bürge zu sein? Ich nicht; ich gebe ihm vielmehr Recht, wenn er sie unter drei mahlen zwei mahl in Zweifel zieht. Ob ich gleich nicht der Meinung bin, daß man die Welt schlechter machen müsse, als sie ist: so fühle ich doch auch keinen Beruf in mir, sie für besser zu erklären, als sie ist. Wie nun vollends unsre Reichen und Mächtigen, die entweder keiner Gegendienste bedürfen, oder sie mit baarem Gelde bezahlen zu können glauben, sich von allen Pflichten der Dienstleistung loszählen würden, will ich nicht einmahl in Erwähnung bringen. Sie sehen also wohl ein, guter W., daß das Princip der Selbstliebe nicht hinreiche, die Menschen zur Ausübung aller ihrer Pflichten zu bewegen.

Wenn es aber auch wirklich hinreichte, wäre es wohl edel genug? Ich weis

nicht, mein Herz empört sich auf der Stelle dagegen, und ich gestehe Ihnen frei, daß ich manche der besten Handlungen meines Lebens auf der Stelle zurückwünsche, wenn man mich in Verdacht darüber nehmen wollte, daß ich mir durch sie hätte nützlich sein wollen. Prüfen Sie sich nur; es geht Ihnen gewis eben so. Nein, mein guter W., Sie und ich haben gewis schon viel Gutes Andern gethan, ohne uns durch eigenen Gewinn dazu bestimmen zu lassen. Und so wie es uns geht, geht es allen guten Menschen. Man erklärt durchgehends eine Handlung für um so grösser und vortreflicher, ie mehr sie den Stempel der Uneigennützigkeit trägt und aus blosser reiner Philanthropie herfliesst. Man geht noch weiter, und setzt sogar den Karakter eines guten Menschen darin fest, daß er ohne Gewinnsucht handle. Und welch eine Reihe solcher guten Menschen und Handlungen hat gottlob die Geschichte der Menschheit aufzuweisen! Der eigentliche Kern der Menschheit will also das Principium der Selbstliebe nicht einmahl; er findet es unter der Würde seiner Natur, die sich eben durch reines Wohlwollen, durch Wohlwollen ohne allen Zusatz von Egoismus, der göttlichen nähern soll. Warum wollten wir es ihm also

auf-

aufdringen? Müste er sich nicht dadurch gekränkt und beleidigt fühlen? Warlich, alle unsere guten Handlungen hören auf, einiges Verdienst zu haben, sobald ihnen der Lohn immer auf den Fus folgen mus, und es gibt alsdann keine Grade von Tugend, wenn sie grössere oder geringere Uneigennützigkeit nicht mehr bestimmen soll; oder der Tugendhafteste unter allen wäre der, der seinen Selbstgewinn bei seinen Pflichtausübungen allemal am untrüglichsten zu berechnen wüste. Dis ist aber gerade derienige, welcher auch auf den Namen eines Tugendhaften nicht einmahl Anspruch machen darf. Ich leugne inzwischen keinesweges ab, daß der grössere Theil der Menschen seine Pflichten blos erfülle, um sich dadurch zu nützen, und daß viel wohlthätige Handlungen wegfallen würden, wenn der Egoismus nicht noch die Thäter zu ihnen bewegte. Ebenso wenig bin ich in Abrede, daß es der menschlichen Gesellschaft gleichviel sein möge, aus welchem Princip sie sie verrichten, wenn sie sie nur verrichten. Keineswegès aber müssen wir ienen Egoismus zum wahren und eigentlichen Princip der Moral feierlich hinstellen und so den wenigern Edeldenkenden die Freude rauben wollen, sich über die übrigen erhaben zu sehen.

Ich kehre also Ihren Satz um, mein edler W., und spreche nicht, werde Andern nützlich, um dir selbst nützlich zu werden, sondern — werde dir nur nützlich, um es Andern zu werden! Bei Ihnen war Selbstliebe der Zweck und Menschenliebe das Mittel; ich mache die Menschenliebe zum Zweck und die Selbstliebe zum Mittel. Diese Menschenliebe ist bei mir auch theils eine unmittelbare, theils eine mittelbare. Da ist dann die reine Menschenliebe die unmittelbare, und die Selbstliebe die mittelbare Menschenliebe. Und so stelle ich Gemeinsinn, Eifer für das allgemeine Beste oder für das Wohl des Ganzen als das eigentliche Principium der Moral hin. Nicht das ist mir Pflicht zu thun, was die Summe meiner Glückseligkeit vermehrt, sondern das, was die Summe menschlicher Glückseligkeit vermehrt. Wird der Beitrag, welchen ich zum allgemeinen Wohl leiste, auf der Stelle oder irgend einmahl in Zukunft auch Beitrag zu meinem eigenen Wohl, so ists gut; nur mus ich ienen nicht leisten wollen, um diesen zu erhalten. Vielmehr, wenn iener mein offenbares Unglück würde oder wäre, so bin ich verbunden, unglücklich zu werden, um auch durch mein Un-

glück zum Wohl des Ganzen beizutragen. Ich wende dis nicht nur auf einige der sogenannten Pflichten gegen uns selbst, sondern auf alle ohne Unterschied, auch auf die ersten sogar an. Ich sorge für meine Gesundheit nicht, um mich besser zu befinden, sondern um für die Gesellschaft besser zu arbeiten. Ich sorge für mein Leben, nicht um länger zu leben, sondern um der Gesellschaft länger zu nützen. Erfordert das Wohl des Ganzen die Vernachlässigung meiner Gesundheit, so ist es Pflicht für mich, sie zu vernachlässigen; und träte der Fall ein, daß mein schleuniger Tod dem allgemeinen Besten sehr nützlich wäre, so würde es Pflicht für mich, auf der Stelle Selbstmörder zu werden.

Es ist dis keine schwärmerische Moral, mein geliebter W. Ich weis wohl, daß es eine solche gebe, wie es eine schwärmerische Theologie gibt; selbige ist aber ganz das Gegentheil von der meinigen. Bei iener legt man sich strenge Pflichten auf, durch die man der Gesellschaft nicht nur an sich nicht nützt, sondern sich auch sogar auf andern Seiten untüchtig zu ihrem Besten macht; bei dieser aber lebt und webt man ganz für sie. Unstreitig ist sie die eigentliche Moral für Men-

schen. Das mandatum divinum ist das Principium der Moral in der Kindheit des Menschengeschlechts; mit dem Egoismus erreichte unser Geschlecht sein Jünglingsalter; Gemeinsinn aber bringts zur Mannheit.

Betrachten Sie doch nur die ganze Natur! Alles, was da ist, ist im Grunde nicht für sich, sondern für das übrige da. Kein Theil existirt für sich, sondern nur im Ganzen, und existirt nur so lange, als er dem Ganzen zuträglich ist. Nur um die Erhaltung des Ganzen bekümmert, bestimmte die Natur alle Theile, zu derselben mitzuwirken, und opfert unerbittlich die einzelnen Theile auf, so bald die Erhaltung des Ganzen ihre Aufopferung nothwendig macht. Der Begrif von Welt, oder von einem aus einer zahllosen Menge von Theilen zusammengesetzten Ganzen bringt dis schlechterdings so mit sich. Sollte nun das Princip, nach welchem die Natur überall handelt, nicht auch dasjenige sein, wornach sie im Menschen handelt? Und da sie ihm als ihrem vernünftigen Kinde das Vorrecht verliehen hat, hier und da an ihrer Statt zu handeln, sollte sie nicht von ihm fordern, daß er auch in allen diesen Fällen darnach handle?

Betrachten Sie den menschlichen Körper! Er ist ein bewundernswürdiges Ganzes, das aus einer grossen Menge von Theilen und Gliedern besteht. Ist da aber auch wohl ein einziges Glied, das für sich besteht, oder für sich da ist? Müssen sie nicht alle ebenso, wie ihr Dasein und Wohlsein vom ganzen Körper abhangt, auch zur Erhaltung und Wohlfart des ganzen Körpers beitragen? Ist nicht phisischer Gemeinsinn das grosse Gesetz, nach welchem sie zu einem Körper verbunden werden? — So ist die Gesellschaft auch ein Leib, der aus vielen Gliedern besteht, und ieder einzelne Mensch, wie er nur durch die Gesellschaft existirt, — denn was wäre ohne sie aus ihm geworden, und was wäre er noch ohne sie? — mus also auch nur für die Gesellschaft existiren; d. h. Gemeinsinn mus das Principium der Moral für ihn sein.

Und nun — denken Sie sich einmahl eine solche Gesellschaft, die aus lauter Gliedern bestände, welche bei allem ihren Thun und Lassen nur immer das Wohl aller vor Augen hätten, und sich durch dasselbe bestimmen liessen; wünschten Sie nicht in ihr zu leben? Müßte sie nicht das Bild von ienen Zusammenkünften der Vollendeten sein, die uns die Offenbarung

so reitzend vorstellt? „Was allgemeinen Nutzen schafft, das ist Pflicht, und dis thun ist Tugend.“ O helfen Sie mit mir diesen Satz den Menschen einprägen; so veredeln wir unser Geschlecht, und bringen die Menschheit derienigen Glückseligkeit näher, zu welcher sie offenbar bestimmt ist und von der sie der Geist des Egoismus nur auf immer zurückhalten würde. Wann ist eine Familie glücklich? Wenn der Vater für sich, die Mutter für sich, iedes Kind für sich, ieder Hausgenosse für sich, oder wenn ieder von diesen für die übrigen alle lebt und wenn das Motto nicht nur über der Hausthüre, sondern auch in aller Hausbewohner Seelen geschrieben steht — der Friede Gottes regiere in euren Herzen, durch welchen ihr alle berufen seid zu einem Leibe! Schliessen Sie von kleinen auf grössere Gesellschaften. Ich bin überzeugt, daß es in diesen, wenn sie von demselben Geiste belebt würden, zur Verhütung des Bösen keiner Strafgesetze, und zur Beförderung des Guten keiner Prämien mehr bedürfen würde. Gemeinsinn würde ienes iedem selbst untersagen und zu diesem ieden selbst hinleiten, und man würde es bald für die erste unter allen Verirrungen des menschlichen Verstandes ansehen, wenn iemand

auf Kosten des Andern sich glücklich machen wollte; eine Erscheinung, welche bei dem herrschenden Princip der Selbstliebe leider noch immer zu den alltäglichen gehört.

Wenden Sie nicht hiergegen ein, daß es unmöglich sein werde, die Menschen iemals zu solcher Denkart zu erheben. Was doch wirklich zuweilen geschieht, an dessen Möglichkeit ist nicht zu zweifeln. Was ist ächter Patriotismus anders als Gemeinsinn, und hat ihn nicht die Geschichte aller Zeitalter in erhabenen Graden aufzuweisen? Wenn Despotismus ein Volk fürchterlich drückt, oder wenn die Gefahr, unter ihn zu gerathen, einem bis jetzt freien Volke bevorsteht, wie stehen nicht da viele Tausende urplötzlich für einen Mann! Wie vergessen sie alle ihr Privatinteresse und vereinigen sich wie durch eine Art von empfundener Zauberkraft zur Behauptung oder Wiedererlangung der allgemeinen Freiheit! Erwiedern Sie nicht — da kämpft im Grunde doch nur ieder für sich, und ieder getröstet sich nach überstandenem Kampfe im Schosse der goldenen Freiheit auszuruhen. Wie aber? wenn die Kämpfer ihren Tod doch vor Augen sehen und wenn sie durchaus dem Vaterlande die Freiheit nicht anders, als mit ihrem Blute

und Leben erkaufen können? Was treibt sie dann, zu kämpfen und kämpfend zu sterben? Das Wohl der Nation, das Wohl der Nachwelt der Nation wohl gar erst ist es und nichts anderes. Viele, die so für den Triumf der Freiheit fielen, bekannten dis fallend noch, und ihr Herz hob sich noch einmahl freudig im Tode bei dem Gedanken, das allgemeine Wohl gerettet zu haben. Hier sehen Sie also einen Gemeinsinn, welchen Druck und Noth bewirken können. Was berechtigt uns, an der Menschheit zu verzweifeln und nicht glauben zu wollen, daß sie auf Gutes, wozu sie die Noth brachte, ebenso auch durch sich selbst kommen könne, wie sie oft auf Böses, wozu sie auch die Noth sonst wohl trieb, aus Frivolität geräth? Derienige, welcher zu allem, was Seelengrösse ist, die Beispiele nur unter den alten Griechen und Römern suchen zu müssen glaubt, würde Ihnen hier Namen von Edlen in Menge anführen, die blos aus innerem Antriebe nur für das gemeine Beste gelebt, und die weiter keinen Bestimmungsgrund zu allen ihren Handlungen kannten, als diesen. Es gab aber in iedem Zeitalter und in iedem Volke solche Edle und gibt sie noch. Man findet sie in den erhabensten Ständen, und iener unsterbliche König, von dessen Karakter

dis ein ausgemachter Zug war, war in dieser Hinsicht nicht der Einzige. Man findet sie unter Kaufleuten und spekulirenden Philosophen. Ich kenne selbst Fabrikanten, die sich mit Fortsetzung ihres sie in unaufhörlicher Thätigkeit erhaltenden Geschäfts blos darum befassen, weil es das einzige Erhaltungsmittel ihres Orts ist. Ich kenne Weltweise, die in der unglücklichsten Ehe leben und leicht die Scheidung erhalten würden, die aber blos, um dem grossen Haufen kein Aergernis zu geben, ihre häuslichen Leiden geduldig forttragen. Selbst in den untersten Ständen, wo man doch bei dem geringen Antheile an Lebensgenüssen, der ihnen vergönnt wird, glauben sollte, daß der Egoismus erst recht zu Hause wäre, findet man ächten Gemeinsinn häufig. Wer kennt nicht die Bravour, mit welcher sich Menschen aus selbigen im Unglück ihrer Mitbürger der Wuth der Elemente entgegenstellen? Wer weis nicht, wie der Bürger gern sein Leben wagt, um das Leben seines guten Fürsten, worauf er das Wohl des ganzen Landes beruhen sieht, zu retten? Und — sagen Sie mir doch, wie wäre man denn in der Moral darauf gekommen, aus der Pflicht, gute Beispiele zu geben, ein Hauptmotif zu den schwersten Tugenden herzuneh-

men, wenn man dem menschlichen Herzen nicht Gemeinsinn zutrauete? Offenbar macht man hier stillschweigends Gemeinsinn zum Princip der Moral. Thut man dis aber auf der einen Seite, warum will man es nicht auf allen thun?

Auch muß ich Sie, mein W., auf einen sehr wichtigen Punkt ganz besonders aufmerksam machen. Es war offenbar die ausdrückliche Absicht des großen Stifters unserer Religion, die Menschen vom Egoismus zum Gemeinsinn zu erheben und dadurch unser Geschlecht im eigentlichen Verstande erst selig zu machen. Darum bauete er sein ganzes Evangelium auf Liebe auf; darum lehrete er nicht nur unser Vater beten, sondern auch für das allgemeine Wohl thun und leiden. Erinnern Sie sich nur an den einzigen Ausspruch, den er gerade bei einer Gelegenheit, wo sich der Egoismus mit aller Kraft unter seinen Jüngern regte, that — wer unter Euch der Erste sein will, der sei der übrigen Knecht; so, wie ich selbst nur dazu da bin, um zu dienen und mich für das allgemeine Wohl aufzuopfern. Die Liebe, so vorgetragen — das war allerdings ein neues

Gebot. An die Stelle des alten pharisäischen Egoismus sollte der Gemeinsinn, als ein neuer Sinn, treten; dieser sollte alle menschlichen Handlungen ohne Unterschied bestimmen und so als neues Principium der Moral die Welt beglücken. Wollten Sie ienen Ausspruch der höchsten Philanthropie etwa nur auf die Apostel deuten: so stehen zehn andere da, die denselben Geist athmen und zu Menschen ohne Unterschied gesprochen wurden. Z. E. „Wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, was thut ihr damit besonders? Auch die schlechtesten Seelen treibt der Egoismus schon an, so zu thun. Nein — liebet eure Feinde, so seid ihr vollkommen.“ „Wenn du ein Gastgebot anstellest, so lade nicht Freunde und Bekannte; diese laden dich wieder. Lade Arme — diese haben nicht, dir es zu vergelten.“ O wie hebt sich mein Herz für Freuden, daß ich in Ansehung meines moralischen Princips den Stifter des Christenthums so ganz auf meiner Seite sehe! Wie auch die ersten Christen wirklich nur ein Herz und eine Seele gewesen sind, ist bekannt. Paulus, der grössešte Lehrer nach Jesu, benutzte ausdrücklich das Bild von einem Leibe, den die Kirche ausmache, und bauete darauf den Gemeinsinn der Christen untereinander. Johannes,

der an ienem erzegoistischen Streite unter den Jüngern die Hauptursache mit war, sezte hernach im Gemeinsinn das ganze Wesen der Religion fest, und wußte fast nichts weiter zu sagen, als -- meine Kindlein, liebet euch! Und so haben die Apostel insgesamt alle und iede sowohl allgemeine, als besondere Pflichten vorzüglich darum empfohlen, weil sie Beitrag zum allgemeinen Besten wären. Erinnern Sie sich nur einzig und allein an ihre merkwürdigen Entscheidungen in der Lehre von den Aergernissen. Auch der an sich unschuldigsten Handlungen sollten sich die Christen enthalten, wenn Andere daran Anstos nähmen; wären es aber Pflichten, an welchen Anstos genommen würde, so sollten sie sie dessen ungeachtet thun. Aus Eifer für das gemeine Beste sollten sie sich also durch das Aergernis, welches Andere an ihren Handlungen nähmen, bald davon abhalten lassen, bald nicht. Ja, was soll ich sagen? selbst die wenigen simplen Cerimonieen des Christenthums sind dazu da, Gemeingeist zu befördern. „Weil wir alle eines Brods theilhaftig werden: so sind wir auch alle ein Leib." Dis soll der Hauptgedanke sein, mit welchem die Christen ihr Abendmahl halten. Und so ist es ausgemacht, daß das Christenthum nicht

Selbstliebe, sondern Gemeingeist als Principium der Moral für die Menschheit feierlich hingestellt habe, und ich würde aufhören, ein Christ zu sein, wenn ich ein anderes anerkennete.

Mit wahrer Hochachtung blicke ich von dieser Seite iederzeit auf die evangelische Brüdergemeine, welche sich faktisch zu diesem Princip bekennt. Gewis ist solches auch die Basis ihres Wohlstandes überhaupt so wohl, als der ganz beispiellosen Zufriedenheit und Seelenruhe, mit der man in derselben lebt. Von dieser letztern sind mir Beispiele bekannt, die, so lange ich lebe, mein Erstaunen erregen werden; weil sie das Ideal von menschlicher Glückseligkeit, mit dessen Zeichnung sich bei uns die Dichter nur zu amüsiren pflegen, wahrhaftig realisirten. Ich wünschte schon, daß Sie, lieber W., einmahl Gelegenheit hätten, einen dieser Brüder kurz darauf zu sprechen, wenn ihn angedeutet worden, im Dienst der Gemeine sofort nach Afrika oder Amerika zu wandern. Die Vorstellung — du dienst dadurch der Gemeine — erfüllt ihn auf der Stelle mit Resignation und setzt seinen Geist, über Trennungsschmerzen, Gefahren auf der Reise und Armut und Elend

seines Lebens unter halben und ganzen Wilden hoch hinweg. — — Ausserhalb dieser Gemeine und in der übrigen protestantischen Kirche lässet uns leider das ewige Streiten über Glaubens- und Lehrmeinungen nicht zu diesem Gemeingeiste kommen.

Ich schliesse mit der Bemerkung, daß es sicherer sei, die Menschen gleich zu diesem Geiste zu erziehen, als sie hernach in der Mitte des Lebens erst zu ihm erheben zu wollen. Gewis aber lassen sie sich ebenso leicht zum Gemeinsinn erziehen, als zum Egoismus. Die Anlagen zu ienem sind in uns da, wie zu diesem. Nicht nur Trieb nach angenehmen und Abscheu vor unangenehmen Empfindungen sind uns natürlich; Mitfreude und Mitleid sind es uns auch. Ja, dadurch, daß Mitleid sehr oft das Gefühl unserer eigenen Schmerzen überwiegt, ist es offenbar, daß die Anlagen zum Gemeinsinn noch grösser und tiefer in uns sind, als die Anlagen zum Egoismus. Nur, daß von Jugend auf alles dazu eingerichtet zu werden pflegt, diese in uns auszubilden und iene liegen zu lassen, oder gar zu zerstören. Lassen Sie ein Kind unter lauter Beispielen des Gemeinsinns erwachsen; leiten und führen Sie es bei seinen eigenen

Handlungen immer auf Gemeinsinn hin; urtheilen Sie in seiner Gegenwart über keine andern Handlungen gut, als die diesen Gemeinsinn athmen; weihen Sie es dann zum Christenthume, als blos zur Religion des Gemeinsinns und der Liebe ein und fesseln Sie sein Herz recht an diese Religion der Liebe — so können Sie versichert sein, daß Sie einst an ihm einen Menschen haben werden, der ganz so, wie ein Glied für den Körper, nur für die Gesellschaft lebt. Ich bin 2c.

III.

Über die sicherste Methode, deutsche Knaben vor der Epidemie des Zeitalters, Negeriungengreuel genannt, zu bewahren.

An einen sehr würdigen Vater, Herrn von S. zu S.

Ich wollte, daß ich durch die kleine Piece, deren Sie, edler Mann, Erwähnung thun, so, wie Sie, alle deutsche Väter erschüttert hätte, über die Rettung ihrer Söhne aus der entsetzlichsten unter allen Gefaren eifriger nachzudenken. Wenn ich auch den Satz im Allgemeinen einräumen will, daß unsere Schriftsteller, wenn sie einmahl eine Materie festfassen und sie zur Hauptmaterie eines Deceniums oder Quinqueniums erheben, die Sache gern übertreiben, und daß es alsdann wohlgethan sei, wenn hier und da Jemand auftritt, der wieder einlenkt und Fingerzeige gibt, daß wohl mehr Geschrei, als Wahrheit,

heit, daran sein möge: so lasse ich doch dis durchaus nicht auf den unter uns in Frage gekommenen Gegenstand anwenden.

Alles, was in neuern Zeiten von immer mehr Ueberhand nehmender Allgemeinheit dieses Greuels gesagt worden, ist mir erwiesene Wahrheit; und, wenn ich auch nicht in Abrede sein will, daß manche von denen, die davon überlaut geredet, Andern blos nachgesprochen: so haben sie doch wenigstens etwas Besseres damit gethan, als diejenigen, welche der Sache widersprachen. Sobald man nur den Menschenfreund macht, ohne zugleich Menschenkenner zu sein, und sein Zeitalter gutmüthig gegen einen Vorwurf in Schutz nimmt, den es doch offenbar verdient: so lähmt man den kaum erregten Eifer, dem vorgeworfenen Uebel zu steuern, auf der Stelle wieder und trägt mithin dazu bei, daß es noch allgemeiner werde.

Doch, wie darf es uns wundern, daß es Pädagogen gibt, welche der beschuldigten Allgemeinheit des Greuels unserer Tage widersprechen, da es Aerzte und Pädagogen gibt, die sogar die Schilderungen von der Abscheulichkeit desselben auf gut diogenisch für un-

wahr, oder doch für übertrieben erklären! O möchten diese wenigstens schweigen! Ihre Reden sind Gift nicht nur für iunge Leute, sondern auch für Eltern und Erzieher, die es so fort nicht mehr für so wichtig halten werden, iene vor der Ansteckung zu bewahren. Als ein ganz nagelneues Argument für seine Meinung schrieb unlängst einer dieser Herren in die Welt hinein, daß auf Guinea alle Negeriungen so thäten und daß man dessen ungeachtet in den Zuckerplantagen keine stärkern Arbeiter hätte, als die Neger von Guinea. Ich habe mir deshalb die Freiheit genommen, das ohnehin eine ganz andere Sache ausdrückende Wort Onanie in Negeriungengreuel zu übersetzen. Fürs erste erwiedere ich darauf, daß, wenn die Sache sich wirklich so verhält, es ia wohl nun keiner Erklärung weiter bedürfe, warum man die Neger überhaupt eines so hohen Grades von Stumpfheit der Geisteskräfte beschuldige. Es ist bekannt, wie selbst ein neuerer Philosoph aus diesem Grunde dem ganzen heillosen Sklavenhandel sogar das Wort geredet habe. Sind sie also wirklich die halben Thiere, wofür man sie gern ausgeben möchte, um ihrer mehr als thierischen Behandlung einen weniger als

teufelmässigen Anstrich zu geben — und treiben sie wirklich iene Unnatürlichkeiten so ausserordentlich stark — — wozu mag man unsere deutschen Knaben machen wollen, wenn man sie zu ihrer Beruhigung auf jene kleinen Afrikaner hinweiset? Hat man etwa Lust, bald einen neuen Nahrungs- und Handelszweig für Deutschlands Mäkler zu bereiten? Ich dächte, es gäbe der kleinen und grossen Seelenverkäufer ohnehin schon genug und man hätte nicht nöthig, ihnen noch einen neuen Markt zu öfnen. Es ist aber auch noch eine grosse Frage, ob die weissen Negeriungen bei ähnlichem Thun und Treiben auch nur so bei körperlichen Kräften bleiben würden, wie die schwarzen. Was in Afrika bekommt, bekommt nicht immer gerade auch in Europa, und was ein Neger schon im zehenten Jahre ist, das ist der Deutsche vieleicht erst im zwanzigsten.

Ich bin kein Pädagoge von Profession, sondern nur ein simpler Vater von sechs Kindern; noch weniger bin ich ein Arzt von Profession, sondern verstehe mich blos darauf, in meinen Nahrungsmitteln, Geschäften und Vergnügungen so gehörig abzuwechseln, daß man dabei ohne weitern Firlefanz immer seine

hundert Jahre alt werden könne; allein, ich lebe, wie Sie wissen, in einem Amte, das mich seit zwei Jahrzehenden zu einem ausgebreitetern und vertrautern Umgange mit Leidenden aller Art verpflichtet, und so unterschreibe ich aus lebendiger Ueberzeugung alles, was der unsterbliche Tissot von den fürchterlichen Folgen des schändlichsten aller Laster behauptet hat. Unzähliche und gröstentheils schaudererregende Erfarungen haben mir den Glauben aufgezwungen, daß nichts zerstörender für Leib und Seele sei, als dieses. Mit Entsetzen stellen sich mir in diesen Augenblicken iene ausgemergelten Schatten von Jünglingen dar, die einst die blühendsten und kraftvollsten Knaben waren, hernach aber zum Jammer ihrer erstaunten Eltern, die die Ursache davon nicht ahndeten, wie das Morgenroth verginngen und sterbend mir noch unter Verfluchungen ihrer selbst, was sie gethan, bekannten. Und ebenso nöthigt mich mein Beruf noch oft, mit iungen Leuten mich zu unterhalten, die durch nichts als durch erfrühete unnatürliche Wollüste sich unaussprechlich elend gemacht. Alle, wie sie dasind, erwartet ein früher Tod, und manchen von ihnen wünschte ich, daß sie ihn heute schon finden möchten. Dummheit, Blödsinn, Traurigkeit, Schwermuth, Trägheit,

Pflanzenleben — dis alles ist noch bei weitem das geringste, was ihnen zu Theile ward. Epilepsie und Manie in verschiedenen Graden sind die gewöhnlichen Zustände, in welchen ich sie abwechselnd erblicke, und dennoch glaube ich es keinem von ihnen, troz seiner heiligsten Versicherungen, daß er auf den heutigen Tag von seinem Laster wirklich zurückgekommen sei.

Eben die Bekentnisse dieser Unglücklichen sind es, die mich, wie von den abscheulichen Folgen dieses Greuels, also auch von der rasenden Allgemeinheit desselben überzeugt haben. Jeder von ihnen nannte mir seinen kleinen Klub, in dem er ihn wo nicht gelernt, doch geübt; und wenn ich dann die geheimen Glieder desselben hörte, so waren mehrentheils einige davon schon todt, andere waren in der Fremde und die Eltern empfingen von ihnen Klagebriefe über Kränklichkeit, und noch andere krankten im Hause der Eltern selbst. Einige solcher zur Zeit des Bekentnisses noch bestehenden Negeriungenklubs habe ich glücklich zerstört; aber nie ohne vielen Verdrus. Die Eltern rechneten es sich zur Schande, wenn ich ihnen von ihren Kindern die Entdeckung, daß sie unter der heillosen Bande wären, machte, und glaubten nicht, daß es möglich

wäre, bis sie durch Konfrontation des Denuncianten mit den Denunciaten von der Wirklichkeit überführt wurden.

Wie oft, edler Mann, habe ich seit der Zeit gewünscht, daß Deutschlands Polizei, welche sich iezt so gern mit Aufspürung erträumter geheimen Gesellschaften beschäftigt, sich lieber und vor allen Dingen die Entdeckung und Zerstörung dieser wirklich existirenden und allgemeines ganz heilloses Verderben stiftenden angelegen sein lassen möchte! Sollte sie sich späterhin, wie zu erwarten steht, darauf einlassen: so rathe ich ihr, ihren Weg nicht neben den Schulen vorbei, sondern queer durch die Schulen zu nehmen; denn ich will ihr viele von diesen sogenannten Tempeln des heiligen Geistes sogar nennen, in welchen der Teufel recht zu Hause ist. Ihre allererste und allergenaueste Aufmerksamkeit würden alsdann dieienigen Schulanstalten verdienen, in welchen die iungen Leute nicht nur beisammen lernen, sondern auch beisammen wohnen und leben. Vielleicht daß nicht eine von den ältern derselben von dem Regeriungengreuel unangesteckt ist. Auf Akademien, wo man die Schüler aus der ersten Hand empfängt, kann man am vollkommensten hierüber

urtheilen. Ich besuchte vor einigen Jahren einen alten Freund, den Professor M., der eben damahls Rektor magnifikus war. Zehenmahl hörte ich an einem Morgen, da eben gut inskribiren war, ihn die Frage thun — „sie kommen von der Schule zu S.. oder von der Schule zu M.. — nicht wahr?" Und immer hatte er richtig gerathen. Auf mein Befragen, wie das zugehe, war seine Antwort — „ich kenne sie gleich an der Farbe."

Das ist arg, werden Sie sagen. Es ist noch mehr, als arg, edler Mann, und das allerärgste dabei ist, daß die Inspektoren dieser Schulen so wohl, als die Obrigkeiten selbst dem Uebel mit ganz unverantwortlicher Indolenz zusehen, ohne ernsthafte Anstalten zur Ausrottung desselben zu treffen. Wohlmeinend mus man, so lange die Sachen so stehen, iedem Vater abrathen, seine Söhne dahin zu schicken und sich durch den Reitz der Freistellen blenden zu lassen, welche die Knaben hernach auf das theuerste, d. h. mit Leib und Seele bezahlen müssen. Ja, man flüstert sich gar schon ins Ohr, daß es auch unter den neuern Schulanstalten einige gebe, die von der Negerseuche nicht mehr frei sind. Ein Beweis, wie schwer es halte, eine Men-

ge von jungen Leuten, die nicht nur beisammen lernen, sondern auch beisammen wohnen, davor zu sichern; denn man muß es doch den Stiftern dieser Erziehungsanstalten zum Ruhme nachsagen, daß sie recht aus dem Gesichtspunkte ausgegangen sind, diesem Uebel entgegenzuarbeiten.

Es müsten aber auch dieienigen Schulen, wo die iungen Leute nur beisammen lernen, von der Polizei nicht vorübergegangen werden; denn es ist unglaublich, in welchem Grade der Negergreuel wüte. Nicht nur ehe der Lehrer kommt, sondern auch während seines Unterrichts wohl wird er verübt, und da vorzüglich, wo das alte Mönchthum noch die Mäntel, gros oder klein, zum Kostum der Schule macht. Ich schreibe dis auf das eigene Geständnis verschiedener im höchsten Grade unglücklich gewordener Jünglinge nieder und würde es mir nicht verzeihen können, wenn ich dazu nicht die fürchterlichsten Beläge bei der Hand hätte.

So weit meine Erfahrungen, die ich aber ohne Stolz für ausgebreitet ausgeben darf, reichen, werden allerdings auch zuweilen iunge Leute durch die Natur selbst zu dem

Greuel verleitet und wissen im eigentlichen Verstande nicht, was sie thun; neun und neunzig gegen Einen aber werden gewis durch Andere dazu verführt. Den dritten Theil von diesen haben leichtsinnige oder gar ruchlose Dienstboten auf ihrem Gewissen. Dis behaupte ich in vollem Ernst; denn die abscheulichsten Beispiele davon in den besten Familien, wovon ich leider Kenntnis erhalten, zwingen mich dazu. Und wenn es bei den Dienstboten noch allein bliebe! Allein es beflecken sich oft Personen mit dergleichen Verführung, denen man es in Ewigkeit nicht zutrauen sollte. Zwei Drittheile solcher Unglücklichen werden es aber zuverlässig durch ihre Gespielen.

Es ist mir lieb, verehrungswürdiger Mann, daß Sie mich nicht befragt, wie man Leuten, die sich diesem Laster bereits ergeben haben, solches wieder abgewöhnen möge. So bald die Gewohnheit schon einen hohen Grad erreicht hat, halte ich es für ganz unmöglich. Aeußerliche Mittel, von der zärtlichsten Aufsicht an bis zu der härtesten Gewalt, sind meiner Ueberzeugung nach hierzu nicht hinreichend. Jener, und wenn sie noch so vollkommen eingerichtet wird, entwischen nicht nur

am Tage sogar doch einzelne Minuten, welche der einmahl Verderbte bald zu erhaschen weis; sondern wie will sie sich auch auf die Nacht erstrecken können? Man mus nur nicht vergessen, daß der Verderbte in derselben Masse darauf sinne, seinen Aufseher zu täuschen, wie dieser darauf sinnet, ihn noch immer schärfer in Aufsicht zu erhalten. Und diese — die Gewalt, kann sie, und wenn sie dem Unglücklichen die Hände auf den Rücken bände, ihm wehren, daß er seine Sünde in Gedanken verrichte? Durch die Geständnisse zweier Brüder aus einem guten Hause habe ich hierüber Entdeckungen gemacht, vor denen ich noch zittere und die mich hernach von der Wut dieser Leidenschaft alles erwarten ließen. Sobald also der Verderbte von der ihn verderbenden That nicht selbst ablassen will, ist nichts zu hoffen.

Wie aber dies bewirken? Durch Vorstellungen und Gründe, wird man sagen. Wie aber, wenn das Ablassen wollen am Ende nichts hilft, und der Verpestete nicht ablassen kann? Dis ists, was dieser Seuche die höchste Entsetzlichkeit giebt, daß die, welche in hohem Grade von ihr befallen werden, unheilbar sind. Mit Schaudern las ich vor

Jahren, was Tissot hierüber schrieb, und nur die Umständlichkeit, mit der er seine Erfarungen davon referirte, schützten ihn bei mir vor dem Verdachte, daß er die Sache übertreibe. Jetzt sind seine Erfarungen völlig die meinigen. Jünglinge, die alles, was sich nur gegen dieses Laster sagen lässet, wusten und glaubten, die in Thränen darüber schwammen, daß sie sich ihm ergeben hätten, und die auf das redlichste und heiligste angelobten, es nie wieder zu begehen, sanken dennoch unter demselben zu Boden. Einer von ihnen ward kaum noch vom Selbstmorde gerettet, den er, wie er hernach gestand, in der Absicht unternehmen wolleu, um nur seinen Sünden ein Ende zu machen. Ihre allgemeine Aussage war, daß sie, so wie sie sich völlig einsam befunden, sogleich die heftigsten Regungen ihrer Leidenschaft gefühlt; daß es alsdann gewesen, als wenn zwei Seelen in ihnen wären, eine vernünftige, die ihnen den ernstlichsten Vorhalt gethan, und eine leidenschaftliche, die denselben wieder verdunkelt, und daß nach langem Kämpfen beider die letztere allemal die erstere überwunden; worauf sie sich dann iederzeit, wenn sie wieder zu sich selbst gekommen, verflucht hätten. Kurz, nach der ganzen Beschreibung scheint dieses Laster eine Art von

Wahnsinn mit sich zu führen, der diejenigen, welche sich einmahl daran gewöhnt, sobald sich in ihnen in der Einsamkeit der Trieb dazu durch dunkle Ideenassociation regt, überfällt und in welchem sie es unaufhaltsam verrichten!

Das einzige Mittel, solchen Personen zu Hülfe zu kommen, wäre vielleicht, daß man sobald, als möglich ihren Regertrieb auf andere Weise zu befriedigen suchte. Es zeigt sich aber, daß Jünglinge, welche vermöge ihrer stärkern Natur bei allen ihren Ausschweifungen die Jahre, wo sie in den Ehestand treten könnten, erreichen, einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen haben, und überhaupt Abneigung gegen das weibliche Geschlecht äusern. Ob es übrigens nicht noch die Sünde aller Sünden sey, wenn ein solcher entnervter Bube am Ende auch noch ein braves, gesundes Mädgen betrügt, überlasse ich den Moralisten zur Beurtheilung. Die Folgen davon habe ich gesehen und ieder siehet sie täglich, ohne oft zu wissen, was er sehe: nehmlich — die misvergnügtesten Ehen und entweder die treulosesten Mütter, oder die von Natur gleich verbutteteſten Kinder. Wo Sie, edler Mann, in Zukunft dergleichen Anblicke haben, da neh-

men Sie es nur in zehen Fällen gegen einen für ausgemacht an, daß der ehemalige Negergreuel der Männer und der Väter Ihnen selbige reiche. Und — aus diesem Gesichtspunkte nun noch vollends die abscheuliche Epidemie betrachtet, so erfordert es nicht nur das Wohl einzelner Familien, sondern auch das Wohl ganzer Staaten, über die Verwahrung der Nachwelt vor selbiger nachzudenken. Wohin will es sonst mit der deutschen Menschheit aus und wie will es nach einem Jahrhundert mit ihr stehen? Mir scheint es oft schon, als wenn ich, so oft ich einen Haufen von Kindern beisammen sehe, gar nicht mehr im Ganzen den starken, festen und vollkräftigen Anblick vor mir hätte, als vor dreißig Jahren. Mag man dis immer ein bloßes Werk meiner Einbildungskraft nennen; ich lasse mich dadurch nicht irren, weil ich den Beweis nicht zugebe, welchen man deshalb führt. Man sagt nehmlich, es sei mit den Jugendgreueln immer so gewesen und die Menschheit sei dabei im Ganzen bis auf diesen Tag bestanden und werde also auch fernerhin dabei bestehen. Es ist auf keinen Fall wahr, daß es mit der deutschen Jugend immer so gewesen; wenigstens so allgemein und so epidemisch nicht. Wie, wenn man den Zeitpunkt, wo es so

geworden, oder wo gar der Negergreuel erst nach Deutschland gekommen, ebenso bestimmen könnte, als ienen, in welchen die Päderastie dahin gebracht ward? Wie, wenn dieser Zeitpunkt der siebeniährige Krieg gewesen wäre? Ich habe viele wackere Alte über den Gegenstand ausdrücklich besprochen, und sie haben mir glaubhaft versichert, daß sie in ihrer Jugend noch nichts davon gesehen und gehört. Hält man auch die allgemeinbekannte und nicht in Zweifel zu ziehende Tradition dagegen, daß unsre Voreltern ihren heurathenden Kindern vor der Hochzeitnacht erst noch gewisse Belehrungen geben musten: so scheint die Aussage iener Greise um so glaubwürdiger zu sein. Mithin dürften wir die wahren und schrecklichen Folgen des in Deutschland immer weiter um sich greifenden Negeriungenwesens nun wohl erst zu Gesichte bekommen.

Ich komme nun zur Hauptsache zwischen uns. Sie thun die Frage an mich, ob und wie Knaben in unsern Tagen vor diesen Greueln zu verwahren sind. O, wenn es nicht möglich wäre, sie davor zu sichern, so müsten wir lieber wünschen, nicht Väter geworden zu sein. Aber sein Sie getrost, es ist möglich. Freilich bewirken es nicht ein-

zelne elterliche Handlungen und Vorsichten; sondern das Ganze der Erziehung, das vorher völlig überdacht sein und hernach pünktlich ausgeführt werden mus, kann es nur bewirken. Ich fing gerade um die Zeit an, auf Anbau einer Familie zu denken, als einige unserer Weisen sich das Herz fassten, laut von dem Negergreueln unter uns Weissen zu reden. Sie wissen, wie es ihnen verargt ward, und noch iezt gibt es Leute genug, die es nicht billigen wollen, daß öffentlich darüber geschrieben werde; gerade, als wenn die Pest nicht eben dadurch am grassirendsten werde, ie länger man sie im Finstern schleichen lässet. Ich ward aufmerksam, verstand iene Weisen aber in der That erst ganz, nachdem ich fast um dieselbe Zeit in meinem Amte die ersten traurigen Erfahrungen von dem Uebel zu machen Gelegenheit hatte. Es ging mir beinahe damit, wie es mir noch später hin beim Lesen der geheimen Geschichte einer gewissen Prinzessin ging, wo ein Arzt mir erst verdeutschen muste, was dasienige sei, das man ihr da, sei wahr oder nicht wahr, nachsage. So dachte ich nun ernstlich darüber nach, wie ich es anfangen müsse, wenn ich einst meine Kinder, fals mich das Schicksal der väterlichen Ehren würdig hielte, vor der abscheulichen

Seuche bewahren wollte. Ich sah bald, daß einzelne Regeln die grosse Angelegenheit nicht erschöpften, sondern daß schlechterdings die ganze Erziehung von Anfang bis zu Ende dazu eingerichtet werden müste. So entwarf ich einen völligen Erziehungsplan, heirathete und — führe ihn nun seit zwanzig Jahren wirklich aus. Gott hat ihn gesegnet; ich habe in der Praxis gefunden, daß er der rechte gewesen sei, und von meinen sechs Kindern, die alle wie die Frühlingsrosen blühen, sind die beiden ältesten ein paar Jünglinge von neunzehn und siebenzehn Jahren, die in diesen Augenblicken, da ich schreibe, zwar alle die Greuel wissen, durch ihren eigenen Vater wissen, aber — noch rein und unbefleckt von selbigen sind. Ich hoffe zu Gott, daß sie es auch bleiben werden, und diese Hofnung so wohl, als die Ueberzeugung, daß sie es noch sind, machen iezt die grössesste Glückseligkeit meines Lebens aus. Sie haben sich also mit Ihrer Frage an den rechten Mann gewendet und ich denke Ihnen darauf völlige Genüge zu leisten. Zwei Kinder haben Sie schon; ich wünschte Ihnen noch zehen dazu. Sie sind ein Mann, der Kinder ernähren und glücklich machen kann; Sie sind in einer Lage, in welcher Ihnen die Vorsehung

hung so manches leicht macht, das Aufwand erfordert, aber die Verwahrung unserer Kinder vor der afrikanischen Pest ganz ungemein befördert.

Erlauben Sie mir erst noch einer Differenz, die unter uns Statt findet, Erwähnung zu thun, weil sie die Hauptsache betrift. Sie scheinen Ihr Vertrauen auf gänzliche Unwissenheit des Greuels zu setzen, in der man die Kinder erhalten müsse, wenn man sie davor verwahren wolle. Die alten Sentenzen — ignoti nulla cupido — und — nitimur in vetitum sind zwar dabei auf Ihrer Seite; allein auf gegenwärtigen Fall sind sie nicht anwendbar. Alles, was Sie über die Erhaltung dieser Unwissenheit sagen, ist schön und sie werden es von mir selbst angewendet finden; es reicht aber nur bis an den Zeitpunkt hin, wo sich die Zeugungskräfte entwickeln, und schützt nur vor fremder Verführung, aber nicht vor eigener. So weit haben Sie Recht — man mus, wie überhaupt keine menschliche Kentnis, so auch diese nicht bei Kindern erfrühen; man mus sie aber auch nicht verspäten. Die Natur könnte sie sonst vielleicht geben, und was dann? Sie würde sie ebenso nur halb und

also ebenso verführerisch geben, wie verderbte Gespielen; sie würde das Laster nur von der angenehmen, aber nicht von seiner schrecklichen Seite bekannt machen, und unsere heranwachsenden Knaben würden es solchergestalt ausüben, ohne auch nur auf den Einfall zu kommen, daß es etwas Böses wäre. Nein, Rechtschaffener, das ist zu gefährlich, und in einem solchen Hause, wie das Ihrige, noch unweit mehr. Sie haben oft Besuch von Familien Ihres Standes; glauben Sie mir, die mehresten der iungen Bursche in selbigen sind schon mit dieser Pest behaftet. Einzelne Ausdrücke, welche sich diese hinter Ihrem Rücken gegen Ihre Kinder erlauben könnten, würden für selbige in den Jahren der Naturrege wegweisend werden. Es ist mithin schlechterdings nöthig, daß sie dergleichen Winke und Fingerzeige, sobald sie sie erhalten, schon auf der Stelle verabscheuen. So lange also die Natur über den grossen Punkt gegen unsere Kinder schweigt, ist es allerdings nothwendig, daß auch iedermann schweige; sobald aber iene unverständliche Worte zu sprechen beginnt, müssen ihnen solche deutlich gemacht werden, und dis mus niemand thun, als wir selbst. Warlich die wichtigsten Augenblicke unseres ganzen Vaterlebens für sie, in welchen dis

geschieht! Wie ich glaube, daß es geschehen müsse, und wie ich es selbst gemacht, werden sie hernach lesen. Jetzt kehre ich zur Erzählung meines ganzen glücklich ausgeführten Erziehungsplans zurück.

So bald ich die gewisse Hoffnung, Vater zu werden, hatte, lies ich meine Gattin den Tissot lesen, sprach viel mit ihr über den Gegenstand und überzeugte sie davon, daß es unsere allergrössteste Sorge sein müsse, unsere Kinder vor den herrschenden Greueln des Zeitalters zu bewahren. Ebenso handelte ich auch oft diese Materie gegen unsere beiderseitigen Verwandten ab und bedung es mir zur unverletzlichen Gerechtsame aus, daß durchaus Niemand mir in das Erziehungswesen meines Hauses hineinreden oder gar Eingriffe thun dürfe; widrigenfals ich und er, er sei auch, wer er wolle, geschiedene Leute wären. Meine Gattin nahm das Geschäft, unsere Kleinen selbst zu säugen, gern auf sich; keines von ihnen aber ward über ein halbes Jahr gesäugt. Alsdann empfingen sie leichte Speisen, bis sie die Zähne bekamen, da sie dann alles assen, was wir assen. Ihr Getränk war reines Quellwasser. Meine Gattin wuste ich bald an das häusliche Leben zu gewöhnen, und sie mit-

ten unter unsern Kindern ihre grösseste Glückseligkeit finden zu lassen. So ward und blieb sie die erste Aufseherin unserer Kleinen und hatte die Kindermägde beständig vor Augen. Diese, welche auf das sorgfältigste gewählt wurden, durften nicht erzählen, was sie wollten, musten sich iedes zweideutigen Ausdrucks, wie iedes Fluchs, enthalten und erhielten das strengste Verbot bei Strafe urplötzlicher Di- und Exmission, die Kinder irgendwo, am wenigsten in der Gegend der Geschlechtstheile zu kitzeln; — eine verdammte Gewohnheit, die der gröste Theil dieser Art Leute an sich hat und wodurch sie wirkliche Dispositionen zu den Negergreueln vorbereiten; weil sie dadurch theils die Reitzbarkeit dieser Theile erhöhen, theils die Veranlassung dazu geben, daß sie auf solche Weise sowohl sich unter einander, als sich selbst, hernach fortkitzeln.

Die Kleidung der Knaben war leicht; sie gingen im Sommer und Winter mit blossem Kopfe und Halse und trugen weite Beinkleider. Ich gewöhnte meine Kinder insgesamt an iede Art von Witterung, und sie erwuchsen mehr im Freien, als zwischen den Wänden meines Hauses. Mein Garten ward bald der Ort, wo sie am liebsten waren, und

so gewöhnte ich sie gleich frühzeitig an die reinen und unverführenden Freuden der Natur. Sobald das Wasser wärmlicher ward, badeten sie sich daselbst unter meiner Aufsicht in einem durchfliessenden Bache, den ich am Einflusse verbreiten und vertiefen und überhaupt ausdrücklich dazu einrichten lies. Die ersten sieben Jahre verstrichen bei allen, ohne daß sie auch nur die Buchstaben kennen lernten. Die ganze Kentnis, welche ich ihnen indessen beibrachte, erstreckte sich auf Gegenstände der Natur und des menschlichen Lebens, wie sie sich gelegentlich darboten. Sie gesund und stark zu bilden und sie nichts, als Gutes, sehen und hören zu lassen, war in dieser Zeit mein einziger Zweck. Dis leztere so viel, als möglich, zu erreichen, — denn freilich, wenn sich meine Mitbürger auf öffentlicher Strasse und unter freiem Himmel, indem ich die Kinder herumführte, Schlechtigkeiten zu reden und zu thun erlaubten: so konnte ich dis nicht verhindern, und es blieb mir nichts übrig, als die dadurch gemachten Eindrücke gleich wieder auszulöschen — hatte ich selbst wenig Umgang und nur mit guten Menschen, und meine Kinder durften schlechterdings mit gar keinen andern Kindern umgehen. „Es sind eurer selbst genug" war meine Antwort, wenn

sie fremde Gespielen suchten und so unterliessen sie bald, dis zu thun. Kein Dienstbote durfte sich unterstehen, sie mitzunehmen, wenn er ausgeschickt ward, noch weniger ein Kind auf einen fremden Arm zu geben, — ein paar Punkte, die noch äusserst leichtsinnig von den mehresten Eltern behandelt werden! Nichts mus einen Mann von schlichten Menschenverstande mehr aufbringen, als wenn sich diese noch darüber rechtfertigen wollen und vorgeben, daß die Kinder dreust werden und zu iedem Menschen gehen lernen müsten. Ist es im menschlichen Leben wirklich nothwendig, ist es klug — zu allen Menschen zu gehen? Wenn es nun aber keins von beiden ist, wozu soll man es in der Kindheit sogar förmlich lernen? Ich dächte, man müste die Kinder vielmehr gewöhnen, nicht zu allen und ieden zu gehen; damit sie sich hernach in der Folge ihres Lebens nicht auch an Jedermann ohne Unterschied anschlössen. Und — dreust wird der Mensch von selbst wohl, so bald er mehr Kräfte fühlt; wenigstens ist das dreustwerden gar nicht von solchem Belange, daß man darüber das gutbleiben hintenansetzen oder gar dieses für ienes aufopfern sollte. Auch darf ich darüber gar nicht klagen, daß meine Kinder nicht dreust wären.

So bald der Aelteste das zehnte Jahr erfüllt hatte, that ich den wichtigen Schritt und nahm einen besondern Hauslehrer und Miterzieher an. Von Anfang an war dis einer der hauptsächlichsten Theile meines Plans gewesen; weil ich es für durchaus unmöglich halten muste, meine Kinder vor Verführung zu sichern, so bald ich sie in eine öffentliche Schule schickte. . .

Hier werden Sie einwenden, edler Mann, daß dis nur eine Sache für die allerwenigsten Familien sei, und daß mithin, wenn mein Präsuppositum seine Richtigkeit habe, der grössester Theil der Kinder so gut, als unverwahrbar sei. Ich antworte Ihnen darauf, daß doch wenigstens weit mehr Familien solches thun könnten, wenn sie nur wollten. Betrachten Sie einzig und allein den vielfältigen völlig unnützen und entbehrlichen Aufwand, welcher nicht nur in den höheren, sondern auch in den mittlern Ständen getrieben wird, er betreffe nun Kleidung, oder Ameublement, oder Gesellschaften, Schmausereien und Spiel, oder was er wolle. Summiren Sie diesen am Ende des Jahres, so werden Sie finden, daß man hiefür, so bald man aus Liebe zu seinen Kindern darauf Verzicht thun wollte,

ihnen einen Hauslehrer gar füglich halten könnte. Und da, wo es eine Familie durch alle diese Einschränkungen nicht möglich machen könnte, würden es doch gewis zwei, die zusammenträten, thun können; um den grossen Vortheil zu erhalten, ihre Kinder auch ausser den Schulstunden in guter Aufsicht zu wissen. Dis, dis wird noch gar zu sehr gering geschätzt und ist doch so äusserst wichtig. Was hilft es denn, sich damit zu trösten — „deine Kinder lernen doch brav latein und griechisch" — wenn sie übrigens dabei an Leib und Seele verderben! Was hilft es, im Tode ihnen Geld und Gut zu hinterlassen, wenn sie sich unglücklich gemacht, statt daß man durch grössern Aufwand auf ihre bessere Erziehung durch einen eigenen Aufseher ihnen lieber weniger hinterlassen und — ihre wahre Wohlfart gerettet hätte! Ich that auf die eiteln Wohlgenüsse Verzicht und wendete das, was hierdurch erspart ward, zum Gehalte eines Hofmeisters für meine Kinder an; und da dis nicht zureichend war, so benutzte ich die Stunden, welche mir mein Amt frei lies, statt sie nach löblichem Brauche müssig hinzubringen, zu mancherlei ehrlichem Verdienst nebenzu.

Auch dis ist ein Punkt, an welchen noch so wenige zu bringen sind. Man verlangt durchaus, das Amt oder der Dienst allein solle Alles herbeischaffen, was man brauche, da doch in den mehresten Fällen selbige uns nicht unaufhörlich beschäftigen. Warum sinnet man nicht auf anderweitigen Erwerb in den Amt- und Dienstfreien Stunden? Aber — Zulage will iezt nur ieder vom Staate und von der Kirche haben, da sich doch, wenn diese nun einmahl keine Zulage geben wollen oder können, ieder dergleichen solchergestalt selbst verschaffen könnte. Die Gesellschafts- und Vergnügenssucht, besonders die Spielsucht, sind in unserem Zeitalter, wo es doch die allgemeine Sprache ist, daß Niemand bei seinem Gehalte mehr auskommen könne, auf das höchste gestiegen. Welch ein Kontrast! Unausstehlich war es mir oft, wenn ich in Gesellschaften erst stundenlang das Kapitel von schlechten Besoldungen und von Unmöglichkeit, dabei auszukommen und nicht zum Schelm zu werden, abhandeln hörte, und wenn sich dann die Klagelieder damit endigten — „Nun, wir wollen ein Lomber machen" — und ich die Klageliedsänger hernach das Geld zu zehen Thalern verspielen sah. Wenn der Wahlspruch, welchen solche Männer gröstentheils

führen — „den Nachmittag mus ich zu meiner Erholung haben" — die Sache rechtfertigen kann, so ist nichts weiter darauf zu antworten; aber sollte ein wackerer Mann, besonders wenn er Vater ist, seine grössteste Erholung nicht darin finden, wenn er ausser seinen Berufsstunden noch Gutes thun und noch vollkommener für seine Kinder sorgen kann?

Auf die Frage, was soll ich nebenzu betreiben? mus ieder sich selbst antworten. Ich sage, eben darum ist es gut, in der Jugend schon ausser seinen Brodstudien noch zu lernen, was man lernen kann, und individuelle Lage, Ort, Zeit und Umstände müssen iedem die Spekulation auf Nebenerwerb an die Hand reichen, die sich für ihn passt. Im Gelehrtenstande braucht deshalb nicht ieder ein Schriftsteller zu werden; es schändet ihn keine Art von ehrlichem Handel und Wandel, wenn er sie treibt. Und gerade in derienigen Klasse des Gelehrtenstandes, wo die Erziehung der Kinder unter dem Vorwande, daß im Dorfe keine Gelegenheit dazu sei, noch am meisten vernachlässigt wird, ich meine unter den Landpredigern, ist es am leichtesten möglich, neben seiner Pfarre noch manches zu verdienen. Ich kenne ein Paar davon, deren

einer sich durch eine starke Anpflanzung von Obstbäumen, die ihm nun reichlich tragen, und der andere durch eine Baumschule und durch Bienenzucht in den Stand gesetzt haben, ihren Kindern einen eigenen Hauslehrer zu halten. Wenn man nur will, so befinde man sich in einer Lage, in welcher man wolle; diese wird immer, so bald man recht über sie nachdenkt, dieses oder ienes Mittel an die Hand geben, sich etwas nebenzu zu verdienen. Alles andere aber, was man als Vorzug des öffentlichen Schulunterrichts auch nur angeben und lobpreisen mag, wiegt das Risiko nicht auf, welches Eltern in unsern Tagen bei demselben in Ansehung des Negergreuels zu besorgen haben. — Wer nun aber schlechterdings seinen Kindern keinen eigenen Lehrer halten kann, dem weis ich weiter nicht zu rathen, als daß er auf irgend eine Art dafür sorge, daß sie wenigstens unter Aufsicht in die Schule und aus der Schule gehen — man bringt ia wohl seine Thiere bis vor den Hirten und nimmt sie von ihm wieder in Empfang — und daß er sie in den Freistunden nützlich beschäftige und durchaus vom Umgange mit andern Kindern hinter seinem Rükken abhalte. — — Fragen Sie mich aber ia nicht, wie diesen leztern Punkt die

Eltern in den untersten Ständen möglich machen sollen. Ich müste sonst antworten — man mache es da mit seinen Kindern, wie mit seinen iungen Gänsen, iungen Rindern und Pferden, denen man gemeinschaftlich Hüter und Hüterinnen hält; weil nicht ieder Eigenthümer die seinigen besonders selbst hüten kann. Doch zurück zur Sache!

Sobald ich meinen Hauslehrer bekam, theilte ich ihm meinen ganzen Erziehungsplan, in welchem die Bewahrung meiner Kinder vor dem Negergreuel obenan stand, mit, besprach mit ihm die Ausführung desselben, ward mit ihm bald darüber einig und legte nach, wie vor, selbst Hand mit an. Den ganzen Unterricht, wie ich ihn anordnete, als hieher nicht gehörig, übergehe ich hier und bemerke nur das einzige, daß meine Kinder vor der Hand kein Buch, ia kein Blatt Papier lesen durften, das wir nicht erst selbst gelesen und gebilligt, und daß bei dem Unterricht über den menschlichen Körper, der fast zuerst betrieben ward, die Geschlechtstheile wegblieben. Die eigentliche Belehrung über den mir so wichtigen Punkt behielt ich mir als Vater ausschlüslich vor, und der Hauslehrer bekam ein: für allemahl den Wink, in Ansehung aller dahin

einschlagenden Fragen die Kinder, wenn sie dergleichen thäten, an mich zu weisen. So oft die Rede auf dahin einschlagende Materien kam, ward mit Anstand und Zucht davon gesprochen; es ward nicht bedeutend abgebrochen, aber auch nicht zu viel gesagt. Daß z. E. die Kinder, wie die iungen Thiere, aus dem Leibe der Mutter kämen, hörten sie von Jugend auf, und es fiel ihnen dabei nicht ein, etwas besonderes weiter zu denken. Troz wäre dem geboten, der sie mit Storch- und andern Erzählungen unterhalten wollte, und sie würden ihm nun auch alle, wie sie sind, selbst das kleinste, ein Mädchen von sieben Jahren, ins Gesicht dazu lachen. Was ich ihnen von Anfang an gleich richtig sagen konnte, das sagte ich ihnen ohne Umstände; über alles aber, was ich ihnen noch nicht richtig sagen konnte; verwies ich sie, statt sie mit unrichtiger Erzählung zu täuschen, bis auf weiteres zur Ruhe; wobei sie sich auch allemahl begnügten.

Ich fand bald, daß es unmöglich wäre, sie von allen Anblicken der Begattung der Thiere abzuhalten. Wenn wir also auf einen solchen von ungefähr stiessen und ihre Neugierde sich gereizt fühlte, so verbot ich ihnen keines-

weges hinzusehen, sondern sagte ganz unbefangen, daß diese Thierart sich auf diese Weise fortpflanze und daß die Fortpflanzung bei den verschiedenen Thierarten auch verschieden sei. Alsdann leitete ich das Gespräch auf etwas anderes und so gingen wir weiter, ohne daß sie sich ferner darnach umsahen. Kam hernach derselbe Anblick wieder vor und der eine von ihnen stand etwa still, um ihn nochmals zu betrachten: so habe ich mehr, als einmahl, das Vergnügen gehabt, zu hören, daß der Andere sagte — „was siehst Du darnach? komm doch, wir habens ia schon gesehen.“ Sagte einer zum andern dis nicht selbst, so sagte ichs ihnen mit einer ganz gleichgültigen Miene. Durch diese Unbefangenheit bei der Sache gewann ich äußerst viel. Besonders fand ich, daß der Satz, welchen ich ihnen bei solchen Gelegenheiten immer von neuem sagte, daß verschiedene Thierarten sich verschieden fortpflanzten, die gewünschte Wirkung auf sie that. Sinnlich machte ich ihnen diesen Satz am öftersten bei den Eiern der Insekten, welche die Sonne ausbrütet. Sie schlossen dadurch, wie ich wollte, auf die Fortpflanzung des Menschen, und als einer von ihnen ganz natürlicher Weise bei dem Anblick der Ringelraupeneier die Frage

that — „so pflanzen sich die Menschen wohl auch verschieden fort?“ — antwortete ich ganz kaltblütig — Ja.

Von dieser Stunde an machte ich mich auf die Frage wie? gefasst, die sie an mich thun würden, und da ich ihnen ein- für allemahl erlaubt, mich zu fragen, was sie wollten, so blieben sie auch mit der erwarteten Frage nicht lange aus. Der älteste war etwa ein Knabe von zwölf Jahren, als er, da ich einst unter einer meiner Lauben saß, seinen Bruder an der Hand, mich antrat. Neugierde, Vertrauen und Naifetät zugleich breiteten sich über ihr ganzes Gesicht aus und mein Herz sagte mir — was gilts, sie kommen mit der Frage. Gedacht, geschehen. „Lieber Vater, wir haben Dich schon lange fragen wollen, wie pflanzen sich denn die Menschen fort?

Nun hatte ich in Ansehung des Religionsunterrichts schon den Weg eingeschlagen, daß ich ihnen vor ihrem zehnten Jahre durchaus gar keinen gegeben und daß ich sie alsdann allmählich mit den ersten Wahrheiten bekannt gemacht; wobei ich ihnen dann immer noch von höheren Wahrheiten gesagt, die sie aber

noch nicht fassen könnten und die ich ihnen noch lehren würde, sobald es Zeit dazu wäre. Ganz unbefangen gab ich ihnen also zur Antwort, daß diese Frage nicht nur zu ienen höhern Wahrheiten gehöre, sondern gar die höchste unter allen sei; daß es also bei weitem noch nicht Zeit sei, sie ihnen zu lehren; daß sie diese erst lernen könnten, wenn sie alle die übrigen gelernt; daß überhaupt die Belehrung darüber der Lohn sei, welchen man iungen Leuten gebe, wenn sie erst ganz vernünftig und gut geworden wären, und daß ich ihnen solche also auch zu rechter Zeit zu geben verspräche; daß sie aber an keinen andern Menschen die Frage thun müsten, als an mich. „Es ist auch wahr, versetzte der eine, der Vater sagt uns ia alles nach und nach und weis am besten, wann zu allem Zeit sei.“ Und so waren sie ruhig durch Zutrauen zu mir. Dieses habe ich mir bei allen meinen Kindern im höchsten Grade zu verschaffen gewust. Jeden Fehler, den sie begehen, zeigen sie mir selbst treuherzig an, und alles, was ihnen begegnet und ist, erzählen sie mir. Es ist dis nicht allein die Basis einer guten Erziehung überhaupt, sondern es befördert auch die Verwahrung der Kinder vor dem Negergreuel in den Jahren ihrer Naturrege ganz besonders, wie Sie her-

hernach sehen werden. Ich glaubte dis von Anfang an und darum suchte ich meine Kinder auf das höchste mit mir vertraut zu machen.

Dis setzte ich selbst in dem grossen Punkte der Schamhaftigkeit durch. Von Anfang an sind sie alle zu dieser gewöhnt; aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege. Sie wissen, edler Mann, wie man in Häusern, wo auf diese Tugend gehalten wird, die Kinder auf eine Weise zu ihr anzutreiben pflegt, bei der sie bald auf die Vermuthung kommen müssen, es stecke ein Geheimnis dahinter und die Geschlechtsglieder haben eine ganz besondere Bestimmung. Wie die Eltern, welche hierdurch die Sache wohl gut zu machen gedenken, sie warlich verderben, ist auf der Stelle einzusehen. Die Neugierde der Kinder wird dadurch gespannt; es erwacht in ihnen ein Forschungsgeist, den bald ein leichtsinniger Dienstbote oder ein grösserer Gespiel auf die unrechte Art befriedigt. Und dann ists schon so gut, als um die Unschuld der iungen Leute geschehen. Ich betrat also diesen Weg nicht, meine Kinder schamhaft zu machen, sondern ich beschrieb ihnen diese Theile als die ekelhaftesten unter allen, die kein Mensch ohne Ursache an sich selbst besehen und keinem andern, als

seinen Eltern zeigen müsse. Wie leicht dis zu bewirken sei, brauche ich nicht hinzuzusetzen. So machte ichs ihnen zum unverbrüchlichen Gesetz, sich nie gegen einander zn entblössen; gegen mich aber musten sich die Knaben von Zeit zu Zeit zuweilen unter vier Augen entblössen, unter dem Vorwande, daß es die allerverletzlichsten Theile wären und daß sie häufigen Krankheiten unterworfen wären, denen man früh zuvorkommen müsse. Hieran gewöhnte ich sie von Anfang an, ob es gleich nicht nöthig war; damit sie einst, wenn es nöthig wäre, nichts besonderes darin fänden. Ich aber bin hierdurch in den Stand gesetzt worden, ihren Wachsthum an diesen Theilen zu beobachten und iedem für seine Person den allerwichtigsten Unterricht weder zu früh, noch zu spät zu geben. Wie sie sich nun um keinen Preis irgend einem andern Menschen entblössen würden: so entblössen sie sich vor mir ohne alles Bedenken. Zugleich schrieb ich ihnen die Regeln vor — sich nicht ohne Ursache an diese Theile zu greifen, andern aber nie, zu allen Zeiten auf der rechten Seite zu schlafen, eine Stunde vor Schlafengehen nicht mehr zu trinken und allemahl vorher sich zu entledigen. Endlich erschien der Zeitpunkt, wo mich die Beobachtung der phisischen Aus-

bildung der beiden ältesten Söhne aufforderte, ihre Unwissenheit in Ansehung des wichtigsten Punkts in Wissenschaft zu verwandeln. Ich studirte recht auf den mir so heiligen Akt und beschlos ihn so feierlich zu machen, als möglich. — — Erlauben Sie mir, daß ich hier abbreche, um Ihnen nächstens das Weitere davon zu erzählen.

IV.

Fortsetzung des vorigen.

Es ist mir sehr schmeichelhaft zu vernehmen gewesen, würdiger Mann, daß Sie durch meinen ersten Brief so begierig auf meinen zweiten geworden sind. Hier ist er. —

Ich wählte zu dem wichtigen Akt den Tag, an welchem der Aelteste funfzehen Jahre alt ward, und hatte absichtlich an selbigem den Religionsunterricht für beide zu vollenden versprochen. Als mein Sohn also früh morgens zu mir kam, um sich sein Geburtstagsdouceur zu holen, bestellte ich ihn mit seinem auf ihn folgenden Bruder an einen Ort, wo uns Niemand störte, um, wie ich sagte, mein Tags vorher gethanes Versprechen zu erfüllen. Sie kamen andächtig und fromm und wir blieben bis Mittag beisammen. Noch ahndeten sie nicht, was sie hören würden. Ich beschlos versprochenermassen den Religionsunterricht, kniete hernach mit ihnen nieder und überraschte sie im Gebet mit der Entdeckung, daß ich

sie nun, nachdem ich ihnen die höhern Wahrheiten beigebracht, auch mit der höchsten bekannt machen wolle. Da hätten Sie das Feuer der Erwartung sehen sollen, welches in ihren Augen aufstieg. Ich benutzte es, betete lange mit ihnen und immer inbrünstiger, bis ich die Flammen der Andacht über ihr ganzes Gesicht, wie über die Antlitze zweier Engel Gottes, ausgebreitet sah. Ich umarmte sie und lies sie mir theuer angeloben, bei dem ganzen folgenden Unterrichte frommaufmerksam zu sein, ihn nie zu misbrauchen und mich von Stund' an durch ihr ganzes Betragen darüber zu beruhigen, daß ich ihnen selbigen nicht zu früh gegeben. Handschläge, wie am Altare, erfolgten. Wir setzten uns zusammen und ich, der ich mich sehr darauf vorbereitet hatte, redete folgendergestalt — —

„Alles, was iezt auf der Erde zusammen lebt, heisst die gegenwärtige Generation. Es wäre, wie ihr schon wisset, Unsinn, nicht anzunehmen, daß es einst eine erste Generation aller Lebendigen gegeben habe. Da nun alles, was lebt, dem Tode unterworfen ist und sein mus: so muste, wenn die Erde nicht umsonst da sein sollte, nach Abgang der ersten Generation eine zweite erscheinen,

Auf die Frage — woher? könnte die natürlichste Antwort zu sein scheinen — daher, woher die erste kam. Dem Schöpfer aber gefiel es anders. Die erste Generation war von ihm selbst gekommen. Wie? das ist eine, wie ihr schon wisset, völlig unnütze Frage, weil wir doch nie darauf antworten können. Die zweite aber sollte von der ersten kommen, und so iede folgende von der vorhergehenden. Kurz, der Schöpfer gab allem, was lebt, die Kraft, sich fortzupflanzen oder fortzuschaffen und seines gleichen zu zeugen. Daß er diesen Weg zur Fortsetzung der lebendigen aber sterblichen Schöpfung einschlug, war durchaus seiner Weisheit angemessener und beförderte vorzüglich unter uns Menschen iene sonst nie erreichbare Glückseligkeit, welche uns iezt aus den Verhältnissen zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern so reichlich entgegenquillt. Diese Fortpflanzung beliebte er solchergestalt, daß sie durch zwei verschiedene Geschlechter geschehen sollte, und unter uns Menschen gehören schlechterdings ein Mann und ein Weib dazu, wenn ein neuer Mensch entstehen soll. Hierdurch wollte uns Gott der allerhöchsten und entzückendsten Glückseligkeit theilhaftig machen, die aus der

Gattenliebe entspringt. Wenn dann von iedem Geschlecht eine Person mit der andern ein Herz und eine Seele wird; wenn sie mit gemeinschaftlicher zärtlicher Fürsorge ihre Kinder erziehen und sich in ihnen lieben, und wenn sie diese ihre Kinder wohlgerathen und durch sich selbst glücklich werden sehen — — o so haben sie den Himmel auf der Erde. . . Wie ist doch also diese Einrichtung Gottes die höchste Wohlthat für uns Menschen gewesen! Ich bin so glücklich gewesen, euch zu zeugen, und fühle mich durch euern Besitz äuserst glücklich — ia, für die ganze Welt gäbe ich meine Kinder nicht hin. Ihr werdet einst auch wieder Kinder zeugen und Gott mache euch dann durch ihren Besitz ebenso glücklich, wie ich in dem eurigen war! — — Wie sich nun verschiedene kleinere sowohl, als grössere Thierarten fortpflanzen, das habet ihr oft gesehen. Wir Menschen" — — —

Bei diesen Worten fühlte ich mich in einem der unaussprechlichsten, heiligsten und wichtigsten Augenblicke meines Vaterlebens. Unnennbare Gefühle ergriffen mich aus mir selbst — die starr auf mich gerichteten Blicke meiner beiden bis zur höchsten Erwartung gespannten ganz reinen und schuldlosen Sohnes-

seelen kamen dazu — — ich ermannte mich, that einen Blick zum Himmel, der Muth und Kraft erflehete, und — erzählte ihnen mit aufrichtiger Einfalt und mit schonendster Bescheidenheit den ganzen Zeugungsakt. Hierauf folgte eine Pause, die ich zur Beobachtung der gemachten Eindrücke anwendete. Ich hatte gesehen, wie die stark gespannte Erwartung meiner Söhne in Verwunderung, und wie diese Verwunderung in Erstaunen übergegangen war. Jetzt ging das Erstaunen in Ekel über. Sie bezeigten mir diesen mit sehr starken Ausdrücken, und dis war die eigentliche Stimmung, in welche ich sie zu versetzen gewünscht hatte.

Lassen Sie mich hier auf einen Augenblick mich selbst unterbrechen, edler Mann. Ich wünsche, daß alle Erzieher, welche iunge Leute vor der Wollust verwahren wollen, die Sache von dieser Seite angreifen. Ekel mus der erste Eindruck sein, den man über alles, was in dis Kapitel einschlägt, auf sie zu bewirken bemühet sein mus. Diesen Ekel mus man in ihnen erhalten und so befestigen, daß er ihnen bleibende Empfindung und wirklicher Ton werde, auf welchem ihre Seele hernach unbeweglich steht. Auf iede andere Weise

wird warlich nichts ausgerichtet. Und eben darum müssen die Erzieher selbst die Ersten sein, welche mit den iungen Leuten über den Gegenstand reden; weil sonst, wenn ihnen leichtsinnige Erwachsene oder gar lüderliche Buben dabei das Praevenire spielen, nicht Ekel, sondern gerade das Gegentheil davon der erste Eindruck sein würde, den die Wollust auf ihr offenes Herz machte.

„Nun stellet euch einmahl vor, rief ich aus, daß es Menschen gebe, die in dieser Handlung so unersättlich sind, wie ihr manche Thiere nur gesehen haben könnet." Die Frage, wie das möglich sei, wollte ich von ihnen hören, und sie thaten sie auch auf der Stelle. Da ich ihnen nun hier eine Kentnis mittheilen muste, die ihnen unter allen die gefährlichste werden konnte: so antwortete ich mit studirter Kaltblütigkeit —

„Ihr wisset, daß, ie verdeckter ein Theil unseres Körpers ist, desto reitzbarer er auch sei; weil er der Luft am wenigsten ausgesetzt ist und also von Anfang an verweichlichter wird. Daher sind wir dann auch an allen solchen Theilen weit kitzlicher, als an andern. Dieselbe Bewandnis mus es also auch mit den

Geschlechtstheilen haben. Es kommt dazu, daß bei dieser Handlung das ganze Nervensistem erschüttert wird, und so gibt es unsinnige Menschen, welche sie blos verrichten, um diesen Kitzel von allen Seiten zu geniessen. Was saget ihr aber wohl zu erwachsenen Personen, die einander unter den Armen oder in den Seiten unaufhörlich kitzeln? Nicht wahr, ihr haltet sie für kindische und läppische Menschen? Hier kommt nun aber gar noch dazu, daß dieser Kitzel, wenn er oft getrieben wird, dem menschlichen Körper ganz unaussprechlich schade, ihn ausmergele und früh zerstöre. Daher sind solche Menschen wahre Selbstmörder."

Daß meine Söhne, die gewöhnt sind, mich alles fragen zu dürfen, hier die Frage an mich thaten, wie dis zugehen solle, werden Sie ohne meine Erzählung errathen, braver Mann. Ich gab ihnen also sofort eine Beschreibung von dem Beitrage, welchen der Mann zur Zeugung aus seinem Körper leiste und fügte hinzu — „Nun denket einmahl, wenn einem Menschen tagtäglich das Blut abgezapft würde, was aus ihm werden sollte!" — der müste ia vergehen, wie der Tag, antwortete der Aeltere. „Noch mehr,

erwägt einmahl, was aus einem Menschen werden würde, dem bei offenen Knochenröhren das Mark immer aus den Gebeinen flösse!" — Ach, versetzte der Jüngere, so starb ia unlängst unseres Nachbars Kind, dem weiter gar nichts fehlte, das aber nicht davon geheilt werden konnte, so allmählich und zum Erbarmen. „Nun sehet, schlos ich, so, ebenso verhält sichs mit den Unsinnigen, die ihre eigentlichen Lebensgeister so häufig verschütten und dadurch ihrem Körper unaufhörlich den unentbehrlichsten Nahrungssaft entziehen. So viel kann ein gesunder Mensch davon entrathen, als von Zeit zu Zeit dazu gehört, sich fortzupflanzen und Kinder zu zeugen; mehr aber durchaus nicht, und das übrige ist bestimmt, ihn selbst zu ernähren. Daß die Menschen dis nun nicht erwägen, daher sehet ihr so viel iunge Greise, so viel wandelnde menschliche Schatten; der Brand der Wollust verzehrt sie, wie Feuer das Holz verzehrt.

Gott, wie ist es möglich, daß Menschen so handeln können — hörte ich hier fragen; wissen sie denn das nicht alle?

„Ich glaube wenigstens, erwiederte ich, daß sie es nicht alle wissen, ehe sie sich an sol-

die Dinge gewöhnen. Es wird ihnen weder zu rechter Zeit, noch auf die rechte Art gesagt. Darum habet mich ia dafür lieb, daß ich es euch bei Zeiten und so sage, wie ichs sage. (Hier fielen sie mir beide um den Hals) Hernach aber, wenn sie erst daran gewöhnt sind, können sie es nicht lassen, und wenn ihnen Himmel und Hölle vorgestellt wird. So ists ia mit allen bösen Gewohnheiten. Kann der Säufer wohl das Saufen lassen? Er weis, daß er sich schade; aber der verdammte Kitzel seiner Kehle und seines Gaumens ist es auch, der ihn unaufhörlich zum Saufen verleitet. Ein iunger Mensch, wenn er lange leben, gesund bleiben, ein glücklicher Vater werden und lebenslang Gewissensruhe geniessen will, mus an diese Handlung durchaus nicht eher denken, bis er sein Brod hat und sich seine Gattin wählt. Nur mit ihr mus er sie begehen, und zwar blos in der Absicht, um Kinder zu zeugen, und eben darum, weil er eine solche Handlung mit ihr begeht, mus er sie auch lebenslang nicht wieder verlassen."

Hier fügte ich noch viel herzliche Bitten und Ermahnungen über diese Punkte hinzu und hatte die Freude, aus dem Munde meiner Kinder Gegenversicherungen zu erhal-

ten, deren Wahrheit ich in ihren Augen las. Nun war der schwereste Punkt, der Negergreuel, noch übrig, und ich kam durch folgenden Umweg auf ihn auf die glücklichste Weise.

„Das ist noch das wenigste von den Abscheulichkeiten, die ich euch zu erzählen habe, daß ein Geschlecht gegen das andere in dieser wahrhaftig thierischen Handlung — oft unersättlich ist. Es gibt Menschen, die es mit Personen ihres eigenen Geschlechts halten." Hier erschracken die unschuldigen Kinder. Ich handelte also das Kapitel der Päderastie so unversinnlichend, als möglich, ab und beschlos es mit dazu gehörigen Warnungen vor dergleichen Knabenverführern. Daß auch solche Warnungen im neuern Deutschlande so nöthig sind, als im ältern Rom, haben mich leider die schrecklichsten Erfahrungen überzeugt. Was sagen Sie dazu, wenn ich mich anheischig mache, Männer von Stande, die im Cölibat leben, zu nennen, welche aus Grosmuth, die äusserst gelobt wird, unentgeldlich in fremden Sprachen Unterricht geben und dafür an den wohlaussehenden Knaben sich selbst die scheuslichste Bezahlung nehmen?

„Ihr entsetzet euch schon, fuhr ich fort, als ihr hörtet, daß Mannspersonen mit Mannspersonen Greuel trieben; was werdet ihr sagen, wenn ich euch erzähle, daß es Menschen gibt, die so etwas mit Kühen und Stuten, und wer weis, womit weiter, treiben? „Da sanken meine Söhne schier zu Boden. Von der Sodomie lenkte ich herüber zum Negergreuel. Ich erzählte ihnen von den Affen und von andern ähnlichhandelnden bekannten Thieren in unsern Gegenden. Sie erinnerten sich, dergleichen an Seidenhasen gesehen zu haben, ohne recht zu wissen, was das wäre." Sehet, schlos ich, solche Affen, Hengste, Truthähne und Seidenhasen gibt es auch unter den Menschen, die den abscheulichen Trieb zur Wollust an sich selbst befriedigen."

Ich sah es meinen Söhnen zu meiner unaussprechlichsten Beruhigung an, daß ich ihnen iezt wirklich etwas ganz Unverständliches gesagt. Ich schwieg wartend. Sie forderten nähere Erklärung von mir. Ich suchte ihnen mein Zittern zu verbergen, antwortete nur im Allgemeinen, daß dis durch iede Art von Reiben der Geschlechtstheile zu Wege gebracht werden könne, und ging schnell zur

Schilderung der entsetzlichsten Folgen dieser Greuel über. Hier that ich alles, um ihr Gemüth in die heftigste Erschütterung zu setzen, und erreichte meinen Zweck gar bald. Ich setzte die Kennzeichen hinzu, woran man iunge Leute, die sich mit solchen Lastern beflekten, bald erkennen könne, und sagte ihnen, daß ich für meine Person es iedem gleich auf der Stelle ins Gesicht sagen wollte, wenn er dergleichen Schändlichkeiten triebe. Dabei sah ich ihnen fest in die Augen, und ihr ruhiger, herzlicher Gegenblick verbürgte mir ihre völlige Unschuld und Unverdorbenheit.

„Wäre es bei der ganzen Art eurer Erziehung und ungeachtet ihr fast gar keinen fremden Umgang habet, wohl möglich, daß ihr von dergleichen Dingen schon etwas gesehen oder gehört hättet?" Bei dieser Frage fasste ich, wie gewöhnlich, beiden an den Puls und sah ihnen noch starrer ins Gesicht. „Nein, Vater, nein" antworteten sie und ihr Puls blieb dabei unverändert, wie ihr Gesicht. Ich war im Begrif, von der Allgemeinheit des Greuels iezt zu reden, als der eine eine ganz unwillkürliche Bewegung mit den Händen machte...

„Was dachtest du iezt? — Du willst etwas sagen. — Nur heraus damit, es sei, was es wolle.“

—- Ach, da fällt mir nun, da du uns das alles erzählt hast, etwas so schwer aufs Herz.... Sollte das wohl so etwas gewesen sein, was die beiden lezthin meinten? —

„Wer denn? Wo denn?“

— Wie wir da neulich die kleine Landreise nach E. machten. Da war doch der iunge N., der von der... Schule zum Besuch kam, auch; und nach Tische, als wir im Garten umhergingen — du sassest eben in der grossen Lindenlaube — da winkte dieser den ältesten Sohn und uns, und wir sollten mit ihm einmahl auf des erstern Stube kommen. Wir wollten aber nicht, weil der N. so ein Naseweis ist. Sie gingen also beide allein fort, uud als sie wieder kamen, sahen sie ganz erhizt aus. Da fragte ich sie, was sie gemacht, daß sie so roth aussähen, und da antwortete der N., sie hätten sich so gekizelt, und lachte dazu gewaltig. Nach einer Weile ging der eine dort; der andere dahin und schliefen beide. —

Stellen Sie sich mein Entsetzen über diese Erzählung vor, edler Mann! Ich, der ich alles, alles gethan habe, um die Unschuld meiner Kinder zu bewahren, der ich fast auf allen Umgang deshalb Verzicht geleistet und der ich meinen Kindern blos die Freude einer kleinen Landreise zu einem alten Freunde machen wollte, wäre also zuverlässig durch diesen Tag ein unglücklicher Vater geworden, wenn der eine Bube nicht so ein Naseweis gewesen wäre. Ziehen Sie, der Sie in Ihrem Hause so oft Fremde haben, ia alle die Regeln für sich aus diesem Vorgange, welche darin liegen. Wir können doch als Väter warlich nicht behutsam genug in der Wahl anderer Familien zu unserem Umgange sein. Leider war die Vermuthung meines Sohnes mehr, denn zu gegründet. Ich eilte hernach, meinem alten Freunde die Sache zu offenbaren. Wie gewöhnlich, wollte er es nicht glauben, und fand sich gar dadurch noch beleidigt. Mein fortgesetztes Reden bewog ihn aber endlich doch, seinen Sohn in meiner Gegenwart zur Rede zu stellen; worauf dieser alles gestand, ich aber allen Umgang mit seinem Vater abbrach.

„Ohne Zweifel, sprach ich zu meinen Söhnen, haben die Buben dergleichen Greuel

da ausgeübt. Danket Gott, daß ihr nicht mit ihnen gegangen seid?" Ich sagte ihnen, daß mancher Mensch früher männlich und reif werde, als der andere, daß sie beide nun den Jahren sich näherten, wo ihr Körper sich völlig ausbilde, und kehrte nochmals zu den Schilderungen der Folgen solcher Bosheiten zurück. Als ich sie wiederum innigst gerührt erblickte, benutzte ich den Augenblick und kniete mit ihnen nieder und betete in ihrem Nahmen zu Gott, daß er sie vor aller Verführung bewahren und ihre iungen Seelen immerdar rein und unbefleckt von ienen Greueln erhalten wolle. Ich gerieth dabei in den stärksten Affekt und ris ihre Herzen mit mir fort. Als ich nun sah, daß ich sie ganz in der Gewalt hatte, forderte ich sie zu dem allerheiligsten Versprechen auf, daß sie sich mit ienen Greueln nie verunreinigen wollten. Ich that alles, um ihre Fantasie recht zu begeistern, verkörperte gleichsam den allgegenwärtigen Zeugen ihrer Versicherung, stellte ihnen die Stäte, wo wir lagen, als mein Grab vor, an dem sie knieten, und versetzte uns alle im Geiste schon in die Ewigkeit, wo wir uns als gutgebliebene Menschen in gröster Seligkeit wieder finden würden. Mit einer Herzlichkeit und Unverbrüchlichkeit, wie menschliche Seelen ih-

rer fähig sind und sie nur auszudrücken vermögen, gelobten sie mir ewige Reinigkeit und Unbeflecktheit. Da umschlos ich sie mit meinen Armen und segnete sie ein; und so lagen wir lange an einander unter Thränen von allen Seiten.

„Nun, hub ich an, als wir uns nochmals gesetzt hatten, wisset ihr alles, was nur die erwachsensten Menschen wissen können, und ich habe euch in die Geheimnisse der schaffenden Natur eingeweihet. Ich, euer Vater, muste der Mensch sein, welcher dis that. Ich muste euch so gar mit ienen Greueln bekannt machen, damit Bösewichter mir nicht voreilten und durch falsche und reitzende Vorstellungen derselben euch verführten. Nun stehet in eurer Unschuld fest, wie die Felsen Gottes! — Damit dis aber geschehe, so befolget treu und aus Liebe zu euch selbst die Regeln, welche ich euch noch geben will. — — Vor allen Dingen sprechet von nun an von allen den Sachen, über die wir heute geredet haben, mit keinem andern Menschen, er sei auch, wer er sei, als blos mit mir, eurem Vater. Auch mit euren iüngern Geschwistern sprechet kein Wort darüber, und wenn sie Fragen der Art an euch thun, so weiset sie stets an mich. Es

sind Geheimnisse, die ich in euren Busen niedergelegt habe, und euer selbst wegen brauchet ihr mit keinem darüber zu reden, denn ich habe euch alles gesagt und stehe euch immer noch zu Beantwortung ieder Frage bereit. Gewinnet euch aber ein Anderer darüber Rede an, so verbittet das Gespräch und erkläret es geradezu für ein säuisches. Hilft dis nichts, so verlasset einen solchen Menschen auf der Stelle. Ich habe euch seither vor allen Anblicken des Bösen zu bewahren gesucht; das werde ich aber nicht immer können. Ihr müsset einst in die Welt, und die Jahre, welche ihr bis dahin noch in meinem Hause zubringet, sollen der Transitus dazu sein; d. h. ich werde euch von nun an mehr Freiheit gestatten, damit ihr die völlige Freiheit einst nicht misbrauchet. In dieser Hinsicht entris ich euch heute vorher der Unwissenheit über den wichtigsten Punkt, damit ihr auf der einen Seite nicht durch Neugier, und auf der andern nicht durch Verführung Gefahr liefet, um eure Unschuld zu kommen. Die erstere ist nun befriedigt; die leztere wisset ihr auf der Stelle zu erkennen. Ausweichen dieser, sich schnell entfernen ist das sicherste Mittel, ihr zu entgehen. Ist dis aber nicht möglich, so warnet der Gedanke — das ist schlecht —

lebhaft gedacht, gegen alle Eindrücke, die ein böses Beispiel machen kann. Man mus alles sehen und hören können, ohne so ein Geck zu sein, es gleich nachzusprechen und nachzuthun. Ich mus euch dis sagen; denn ich kann euch die rasende Allgemeinheit aller Arten von Wollust in unsern Tagen, besonders der letztern Art, nicht beschreiben. Trauet iezt keinem einzigen iungen Menschen geradezu! Das iunge menschliche Herz ist sehr zur vertrauten Freundschaft geneigt; widerstehet diesem Triebe! Man braucht überhaupt nicht viel vertraute Freunde. Ein Paar derselben sind genug. Nun hat noch ieder von euch an dem Andern und an mir ein solches Paar; suchet also nicht mehrere. Glaubet mir, dis ist eine herrliche Schutzwehr für eure Tugend; denn Vertraulichkeit geht immer vor Verführung her. Vermeidet also iene! Im übrigen weniger vertraulichen Umgange könnet ihr leicht lüderliche Menschen von züchtigen und rechtschaffenen unterscheiden. Sie kündigen sich durch ihre Sprache an, und es ist unmöglich, daß vor schlechten Handlungen nicht erst schlechte Worte vorhergehen sollten. Verabscheuet diese; sie mögen kommen aus einem Munde, aus welchem sie wollen; so seid ihr sicher. Ein Abschaum ihres Geschlechts sei in

euern Augen das Mädgen, welches dergleichen von sich hören lässet; aber auch Jünglingen verzeihet sie nicht. Verlasset solche Buben auf der Stelle, und geht dis nicht sogleich an, so drehet ihnen den Rücken wenigstens zu und habet hernach nie wieder die geringste Gemeinschaft mit ihnen. Ja, könnte euch ie einer derselben eine schändliche Zumuthung thun, so schlaget ihm mit geballter Faust ins Gesicht und seid versichert, er wagt es nie, darüber Klage zu führen. Saget mir es auch allemahl gleich auf der Stelle, wenn ihr auf irgend eine Art solche schändliche Menschen kennen gelernt, damit ich euch mit Rath und That an die Hand gehen könne und wir in unserm Betragen gegen sie Gleichförmigkeit beobachten. Fahret übrigens fort, alles das zu thun, wozu ich euch in Ansehung des Schlafens auf der rechten Seite u. s. w. von Kindheit an gewöhnt habe, und so, wie ihr des Morgens erwachet und fühlet, daß ihr ausgeschlafen habet, verweilet nicht länger im Bette, sondern erhebet euer Herz zu Gott und stehet alsdann gleich auf. Ueberhaupt; wenn ihr erwachet und es ist schon Tag, so wartet den Schlaf nicht noch einmahl ab. Ihr werdet dadurch nicht nur den Vortheil gewinnen, daß ihr munterer aufstehet, als

ihr nachher sein würdet; sondern ihr entgehet dadurch auch am sichersten noch folgendem Uebel. Die Natur pflegt nehmlich zuweilen bei mannbarwerdenden Jünglingen durch allerlei Veranlassungen selbst die Zeugungskräfte zu erschüttern, und dis kann die gefährlichsten Folgen für die Gesundheit haben. Durch Vermeidung des spätern Morgenschlafs wird dis am glücklichsten vermieden. Sollte sich aber dergleichen in der Folge iemals für euch ereignen: so saget mir es ia auf der Stelle; damit ich mit unserem Arzte darüber sprechen und eure Gesundheit retten könne."

(Jetzt stand ich auf und führte sie vor den Spiegel:) „Sehet einmahl, ihr Lieben, was für ein Paar gesunde, muntere, blühende Jünglinge ihr seid! Wollet ihr dis nicht bleiben? Wie ihr euch so herzlich iezt noch freuen könnet über die Natur und über iedes Gute in der Welt! Wollet ihr diese Kraft euch zu freuen nicht ferner behalten? Wie ihr iezt so schnell begreifet, so wacker lernet! Wollet ihr eure Geisteskräfte nicht ferner ausbilden und einmahl nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden? O so befolget treu die Lehren, welche ich euch heute gab! Bewahret euch vor den verfluchungs-

würdigen Greueln nnd denket auch nicht eher an die Vollbringung iener thierischen Zeugungshandlung, bis ihr einst euer Brod habet und euch eine Gattin wählet. So werdet ihr lange leben und dauerhaft gesund sein; ihr werdet nützliche Bürger, glückliche Männer und Väter werden; ihr werdet von keiner Hipochondrie und von keiner Nervenschwäche, die iezt die Leiden des Zeitalters sind und hauptsächlich von ienen Jugendgreueln herrühren, etwas wissen; hohe Kraft zum Guten wird euch immerdar beleben und Ruhe des Gewissens lebenslang euer Trost sein. Wenn mich dann Gott diese eure irdische Vollendung erleben lässet, dann will ich mit Freuden sterben, dann soll mein lezter Segen auf euch ruhen; aus iener Welt her will ich euch noch segnen und dort freudig und sehnend auf euch warten und, wenn ich euch dann wieder habe, ebenso in euch, wie ihr mein schönstes Glück hierniden waret, auch meine schönste Seligkeit dort oben finden."

In Thränen schwimmend fielen sie hier über mich her und lagen lange schluchzend in meinen Armen. „Wie du gesagt hast, Vater, so wollen wir thun — (hier schlugen sie sich vors Herz) deine Freude im Alter, dein

Labsal im Tode wollen wir sein!" Ich segnete sie mit einem unendlich erleichterten Herzen und so schieden wir aus einander.

Die heftigen Eindrücke, welche dieser Tag auf sie gemacht, dauerte eine geraume Zeit lang und ich sah sie mit männlichem Ernst und mit feierlicher Stille vor sich hingehen. Jeder Menschenkenner muste es ihnen auf der Stelle anmerken, daß in ihrer Seele ein grosses Licht aufgegangen sei. Endlich blieb ein stiller unüberwindlicher Abscheu gegen iene Laster in ihrer Seele zurück und ich sah sie die grössere Freiheit, welche ich ihnen verstattete, rechtschaffen gebrauchen. Sie erzählten mir von Zeit zu Zeit iede Entdeckung, welche sie an andern iungen Leuten gemacht, und ich wiederhole alle vier oder sechs Wochen meine Ermahnungen an sie, ohne daß ich in die säuische Sache selbst weiter eingehe, sondern sie blos mit dem Ausdruck — der grosse Punkt, den ihr wisset, — bezeichne. Und so ist es mir gelungen, in ihnen beiden ein Paar unverdorbene Jünglinge, die alles Böse wissen und kein Böses thun, in diesen Augenblicken noch vor mir zu sehen.

Betreten Sie also den Weg, welchen ich einschlug, edler Mann; Sie sehen, er führt

zum Ziele. Helfen Sie ihn ausbreiten und Andern empfehlen; ia, ich habe nichts dagegen, wenn Sie meine Briefe drucken lassen. Vorschläge, den gräslichen, unsere ganze Nation immer tiefer sinken machenden Negergreueln Einhalt zu thun, sind ein wahres Bedürfnis für unser Zeitalter. Möchten recht viel denkende Köpfe sich vereinigen, sie immer zweckmässiger zu erfinden! Keine andere menschliche Erfindung kann ietzt dieser an Werth gleich kommen. Nur ist zu wünschen, daß solche Vorschläge allemahl an der Hand einer geglückten Praxis geschehen mögen. Meine Methode hat diesen Vorzug zur Seite und so beharre ich fest auf ihr. Ich schliesse mit dem Wunsche, daß Sie Gott durch selbige zu einem ebenso glücklichen Vater machen möge, als ich bin.

V.

Über die wirksamsten Mittel, Ruhe im Lande zu erhalten.

An den Herrn Kanzler, Grafen von M. zu R.

Sie haben Recht, Herr Graf, daß unsere Sprache kein Wort hat, das greller klänge, als — Aufruhr. Sollte dasselbe in dem Lande, wo ich wohne, bei meinem Leben die Losung werden, so gestehe ich frei heraus, daß ich auswandern würde. So hochgepriesen von Fantasten die Fortschritte auch sein mögen, welche die Menschheit durch gewaltsame Ausbrüche machen soll: so sehe ich doch, daß sie leider die Generation selbst, welche sie unternimmt, um ein Jahrhundert zurückbringen. Diese Rückschritte auf der Stelle sind gewis; iene Vorschritte in der Zukunft sind ungewis, und so könnte man auch sogar der Nachwelt durch den Enthusiasmus, mit dem man sich etwa für sie aufzu-

opfern gedächte, noch obendrein einen gar schlimmen Dienst leisten. Ueberhaupt sollte es iedem, der sich auf Völker und Völkerglückseligkeit verstehen will, doch auch gleich ausgemacht sein, daß, so viel auch an den Staatsverfassungen allerdings noch zu verbessern ist, diese Verbesserungen doch nicht von unten herauf, sondern von oben herab kommen müssen, wenn sie wahre Verbesserungen sein, gelingen und Dauerhaftigkeit erhalten sollen. Der grosse Haufe versteht sich auf Staatsglückseligkeit nicht; er sieht auch hierbei, wie allenthalben, sehr leicht scheinbare Güter für wahre an und lässet sich durch den Gedanken, von einem kleinern, bei der gegenwärtigen Verfassung aber nothwendigen Uebel, befreiet zu werden, oft verleiten, sich die grössesten und ganz unnöthigen Uebel auf den Hals zu ziehen. Nur von der Höhe herab lässet sich das Ganze übersehen; nur von da aus lässet sich richtig beurtheilen, wie alle Theile in einander eingreifen und was iede für einzelne Theile vorzunehmende Veränderung für Einflus auf die übrigen haben werde und ob sie also rathsam sei, oder nicht. Dazu kommt noch, daß das Volk, wenn es seine vermeinte Verbesserung durchsetzen will, blitzschnell dabei zu Werke gehen mus.

Wie würde man ihm, wenn man dergleichen ahndete, die gehörige Zeit dazu lassen? Wie würde man ihm lange vorher schon Zusammenkünfte gestatten, wenn man wüste, daß es in der Absicht, reformiren zu wollen, zusammenkäme? Es kann also nichts gehörig überlegen, kann den Ausgang nicht berechnen, sondern mus sich auf den Zufall und auf Begünstigung der Umstände verlassen. Ist es möglich, von solchen Reformen viel Gutes und noch dazu viel bleibendes Gutes zu erwarten? Geschehen die Verbesserungen aber von oben herab, so können sie unter den allmählichsten, geschicktesten und zugleich öffentlichsten Vorbereitungen geschehen; man kann lange vorher schon den Rath aller Weisen darüber einholen, Versuche im Kleinen erst machen, die beste Lehrerin, Mutter Erfahrung, also zugleich benutzen und überhaupt einem erwünschtern Ausgange weit gewisser entgegensehen. Man pflegt zwar hierauf wohl zu erwiedern, daß bei allen Vorzügen, die die Verbesserungen von oben herab hätten, man auf das Kommen derselben nur so vergeblich warte. . . Schlimm genug, wenn es so wäre; inzwischen würde doch in diesem Falle die Schuld, wie ich gewis glaube, nicht so wohl an den Grossen selbst, als viel-

mehr an — den Rathgebern der Grossen liegen; und so würde immer und ewig das sicherste Mittel, der Menschheit fortzuhelfen, dis bleiben, daß — die weisen und menschenfreundlichen Minister sich vermehren. — Doch hiervon weiter unten ein mehreres!

Nach diesen abgelegten politischen Glaubensbekentnisse kann nun ein Mann, wie Sie, Herr Graf, mich weiter nicht misverstehen. Wir sind in der Hauptsache einig und ich singe nicht nur von ganzem Herzen mit — vor Aufruhr und Zwietracht behüte uns lieber Herr Gott! — sondern ich glaube auch, daß das Absingen der Litanei allein diese Behütung nicht bewirken könne. Ich kann mich aber durchaus nicht überzeugen, daß es wegen Aufruhr in Deutschland mit uns solche Noth habe, wie viel geheime Rathgeber ihren Fürsten ins Ohr flüstern. Man spricht zwar von einer ganz neuen Art von Fieber, die man dem Volke Schuld gibt, Rebellionsfieber genannt; man könnte aber auch von einer noch neuern Art, von dem Fieber, allenthalben Rebellion zu wittern, sprechen und könnte dis füglich das Fieber der höheren

Stände nennen. Es ist sehr zu wünschen, daß dieses nicht epidemisch werde; in den Paroxismen desselben könnte man sonst wohl gar endlich jede Volksbitte um Erleichterung einer wirklich unerträglichen Volkslast für Geist des Aufruhrs erklären. Die Erfahrung hat dann nun doch gelehrt, daß die deutsche Nation, wenn sie auch alle übrigen Moden der französischen annahm, die Revolutionsmode nicht annehmen wollte. Gesetzt aber, daß sie sie aus dem Mediustermi- nus, daß es eine französische sei, wirklich angenommen hätte, wer wäre auch wohl Schuld daran? Half es denn etwas, wenn patriotische Deutsche seit mehrern Jahrzehenden gegen die immer mehr um sich greifende Gallomanie in den höherern Ständen eiferten? Hörte man deshalb auf, französisch zu sprechen, französisch sich zu kleiden, französisch zu glauben? Gehörte es nicht nach, wie vor, zum brillanten Deutschen, eine Zeitlang zu Paris gelebt und von daher für deutsches Geld französischen Ton, auch wohl mitunter französische Gesundheit mitgebracht zu haben? Fand man irgend etwas auch wohl schön, wenn es nicht im französischen Geschmack war? In der That, man hätte die deutsche Nation nicht eigentlicher vorberei-

ten können, als so, daß sie einst, wenn der Revolutionsgeist in Frankreich erwachte, auch diesen schön finden sollte. Sie hat es aber, wie schon gesagt, nicht gethan, und wird es nun, da sie bereits die traurigen Folgen desselben in ienem Lande vor Augen hat, um so weniger thun. Anfangs, da die goldenen Berge in der Fantasie noch vorschwebten, hätte man es allenfals fürchten mögen, und wenn alles das wahr ist, was Moser von den geistlichen deutschen Staaten schrieb, in diesen am ersten; nun aber, da sich die Goldberge in Sandhügel verwandelt haben, ist schlechterdings alle Furcht verschwunden. Es ist ein Hauptbestandtheil des deutschen Karakters, durch fremden Schaden klug zu werden, und es gründet sich solches auf deutscher Kälte und Männlichkeit. Und ebenso liegt es tief im deutschen Karakter, Anhänglichkeit, Treue und Ergebenheit für seinen Fürsten zu haben. Ausnahmen mögen immerhin auch hier, wie allenthalben, Statt haben; gegen einen Ausnahmefall aber stehen gewis in der deutschen Geschichte stets neun und neunzig Fälle in der Regel, und darunter sind oft solche, die schier unglaublich sind. Die allertraurigste Lage z. E. ist es doch wohl für ein Volk, wenn sein Fürst sich ganz von

ihm

ihm entfernt, wenn diese Entfernung, in der er zuletzt noch stirbt, ein ganzes Menschenalter lang währet, wenn seine Räthe unterdessen im Lande schalten, wie sie wollen, und wenn obendrein, damit diese ganz gewonnen Spiel haben können, noch öffentlich daselbst angeschlagen wird, daß sich bei schärfester Ahndung kein Unterthan unterstehen solle, seinem Fürsten nachzulaufen, d. h. ihm seine Noth zu klagen. Dessen ungeachtet ist es weltbekannt, daß selbst in den allerneuesten Zeiten ein deutsches Volk sich wirklich in dieser Lage befunden habe; nie aber hat man dennoch das geringste von Aufruhr mit Bestande der Wahrheit ihm nachsagen mögen. Ich wünschte, daß Deutschlands Patrioten insgesamt dieses Beispiel recht ausdrücklich benutzten, um dadurch in den Seelen deutscher Fürsten die Eindrücke wieder auszulöschen, welche die Bürger- und Volksfeinde unter ihren Räthen durch Vorspiegelungen von Rebellionsgefahren in ihrem Lande auf sie machen.

Wenn es nun aber irgendwo noch keine Noth mit Aufruhr hat, so fragt sichs, ob es recht, oder auch nur räthlich sei, daselbst schon öffentliche und förmliche Vorkehrungen gegen Aufruhr zu treffen. Schon ein einzel-

ner Privatmann findet sich dadurch entehrt und gekränkt, wenn öffentliche Anstalten getroffen werden, ihn von einer gewissen Frevelthat abzuhalten, und ihm nicht erwiesen werden kann, daß seine Seele ie daran gedacht habe; sollen ganze Nationen sich nicht gekränkt fühlen, wenn man ihre aufrührerischen Gesinnungen förmlich unterdrücken zu müssen glaubt, die sie doch nie geäussert haben? Was würde unser Mitbürger zu uns sagen, wenn wir ihn bei aller ehrlichen Behandlung, die er uns widerfahren lässet, einen Betrüger nennen oder doch mit sichtbarem Verdachte lohnen wollten? Ist das der Dank, den ein treues Volk verdient, daß die Minister, welche eigentlich seine Fürsprecher und Vertheidiger sein sollten, seinen Fürsten dahin bereden, daß er in der Mitte desselben Gesetze bekannt mache, die den Geist des Aufruhrs dämpfen sollen? So wenig dis aber recht gehandelt ist, so wenig scheints auch räthlich gehandelt zu sein. Vor Bekantmachung solcher Gesetze hatte ein Volk vielleicht noch nicht einmahl den Begrif Aufruhr gedacht; nun zwingt man es ihn zu denken, weil es die bekantgemachten Gesetze sonst gar nicht verstände. Ist es gut, so etwas zu thun? Bei einzelnen Menschen ist es oft der Fall, daß

man sie dadurch, wenn man gegen gewisse Laster immer eifert, erst auf solche aufmerksam und neugierig macht, und daß sie, wenn sie sehen, daß man sie unerbittlich im Verdachte derselben habe und sie darnach behandle, sich endlich wirklich selbigen ergeben. Ich kenne einen Amtmann, der unaufhörlich darüber klagt, daß es kein ehrliches Gesinde mehr gebe und daß er von allen seinen Leuten betrogen werde. Das letzte ist in der That wahr; aber er ist selbst Schuld daran. Und wenn er die ehrlichsten Knechte bekommt, so werden sie in seinem Hause untreu und diebisch, und das im ersten halben Jahre gleich. Das macht, er hält sie gleich für Diebe und nennet sie bei keinem andern Nahmen gleich, und die übrigen Mitknechte rathen es den neuankommenden gleich an, ihn zu übervortheilen, wie sie, weil es ihnen allen doch nichts helfe, wenn sie es nicht thäten, indem sie in den Augen des Herrn ein-für allemahl Spitzbuben wären und also doch etwas davon haben müsten. Ist es nun mit einzelnen Menschen so, könnts nicht ebenso mit ganzen Völkerschaften sein? Könnte man nicht vielleicht mit der Zeit dadurch, daß man imaginirter Rebellion zuvorkommen will, wahre Rebellion befördern? Der Gedanke ist wichtig,

Herr Graf, und ich bitte Sie, ihm Ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie sind Minister einer Nation, die sich, wie Sie selbst sagen, noch keiner Untreue gegen ihre Souveraine schuldig gemacht. Erinnern Sie sich daran, wie selbige die Schulden des gegenwärtigen, welche er als Erbprinz gemacht hatte, freiwillig einst bezahlte, und wie sie bei einer tödtlichen Krankheit, in welche er vor kurzem gerieth, noch die unverkennbarsten Zeugnisse ihrer zärtlichsten Ergebenheit für ihn ablegte. So darf der Gedanke — sie kann auch rebelliren, weil die französische rebellirt hat — warlich nicht genug für Sie sein, schon wirkliche Maasregeln dagegen zu treffen. Wenn ich auch vermöge der allgemeinen Kraft des Beispiels zugebe, daß Völkerbeispiele auf Völker wirken, wie Familienbeispiele auf Familien: so müssen doch schlechterdings erst Data da sein, daß man beweisen könne, iene Völkerbeispiel wirke in der That auf dieses Volk, ehe man sich anschicken darf, die Wirkung zu hemmen. Wo doch keine Wirkung ist, braucht ia auch keine gehemmt zu werden. Einzelne unruhige Köpfe gibt es unter iedem Volke, hat es vor der französi-

schen Revolution gegeben und würde es auch itzt geben, wenn diese nie ausgebrochen wäre. Gibt es in einzelnen zahlreichen Familien nicht auch dergleichen? Wird aber ein Vater, der ein ausgeartetes Kind hat, die übrigen alle deshalb als Kinder behandeln, die auch im Begrif stånden, auszuarten, oder wird er nicht ienes nur seine våterliche Zucht empfinden lassen? So werde der einzelne unruhige Bürger nach den Gesetzen, die allenthalben für seinesgleichen schon vorhanden sind, bestraft; die ganze Nation aber müsse nicht büssen, was er verbrochen hat.

Auch entsteht für Sie, Herr Graf, und für alle Minister in diesen Zeitlåuften eine ganz neue Gewissenspflicht, nehmlich die Pflicht, ia auf der Hut zu sein, daß Sie sich durch das immerwåhrende Hinsehen auf iene französische Staatsumwålzung nicht verleiten lassen, etwas für Unrecht, Aufruhr und Empörungsgeist im Lande zu halten, das sie ohnedis nie dafür gehalten, sondern für ganz erlaubte Volks- und Bürgerhandlungen angesehen haben würden.... Wie oft geschah es z. E.

sonst, daß eine einzelne Stadt sogar eine zahlreiche Deputation an ihren Landesherrn schickte, um diese oder iene sogenanntunterthänigste Vorstellung schriftlich zu überreichen, oder mündlich zu machen! Wenn nun in den gegenwärtigen Tagen ein ganzes Land einmahl eine Deputation schickt, die aus mehr als drei Personen besteht, ist dis darum ein Komplot zu nennen? Und wenn im Fall, daß diese Deputation niemand melden oder ein- und vorlassen will, der geistgegenwärtigste unter den Deputirten den Herrn auf freier Strasse oder auf freiem Felde antritt, wird er dadurch zu einem Rädelsführer? Gott soll bewahren!!! Aber schier ists, als wenn dis bald hier und da die Sprache sein würde, welche einige Ihrer Kollegen anstimmen. Ebenso — wenn iezt der Unterthan, im Fall, daß neue Veranstaltungen getroffen werden, die ihn beeinträchtigen, Gegenvorstellungen macht oder gar Mittel an die Hand gibt, wie dieselbe Veranstaltung, ohne ihn wenigstens in demselben Grade zu beeinträchtigen, getroffen werden möge, ist er darum ein Rebell? Oder wenn eine Auflage, die ausdrücklich nur auf eine gewisse Zeit gemacht ward, schon lange über diese Zeit gedauert hat, und das Volk sich nun endlich um

Abnahme derselben noch andringlicher meldet, als vor einigen Jahren, thut es dis darum, um auf Pariser Fus zu agiren? Soll etwa nun iede wohlthätige Neuerung, iede längstgewünschte Reform, die sich eine Nation erbittet, als ein Eingrif in die Souverainitätsrechte betrachtet werden? Soll über ieden Bürger der Sankulottenprozes formirt werden, der, wenn ihm heute fünf Thaler Abgaben mehr abgefordert werden, als heute vor drei Jahren, sich, weil sein fruchtbares Weib in den drei Jahren ihm zwei Kinder mehr gezeugt hat, zu fragen erkühnt — wozu? O mein Herr Graf, so fehlt es nur noch an einem Gebote, das die Alternatife enthält, daß der Unterthan sich entweder nicht auszuwandern unterstehe oder daß ihm, wenn er auswandert, an der Grenze noch sein Habe und Gut aus dem Renzel genommen werde, weil es dem Vaterlande gehöre; so ist die ärgste Sklaverei da, wozu doch Gott warlich weder seine Weissen, noch Schwarzen, erschuf.

Die Glückseligkeit ieder Gesellschaft beruhet auf gegenseitigem Zutrauen. — In der häuslichen Gesellschaft z. E. mus der Vater nicht blos verlangen, daß seine Kin-

der Zutrauen zu ihm haben; er mus es auch zu seinen Kindern haben. Und so, wie er mit Recht verlangt, daß sie Zutrauen zu ihm haben sollen, so lange er es verdient, so können sie auch verlangen, daß er Zutrauen zu ihnen habe, so lange sie sich dessen noch nicht unwürdig gemacht haben... Es gibt kein passenderes Bild für Fürst und Volk, als das Bild von Vater und Kindern. Wenden Sie, Herr Graf, dis Bild nur einigermassen an, so werden Sie sich überzeugen, daß iede förmliche Anstalt gegen Aufruhr in einem Staate, der sich noch keines Aufruhrs schuldig gemacht hat, unter die Sünden zum Tode gehöre, welche gegen ihn begangen werden.

Die gegenwärtig wirklich noch vorhandene Ruhe in den deutschen Ländern kann ohnedis und zwar auf die einfachste Weise erhalten werden. Haben Sie die Güte, mich darüber anzuhören. — Das ist nun platterdings unmöglich, daß unter unserem Himmelsstriche die Völker wieder glaubend gemacht werden könnten, daß sie ihrer Fürsten wegen da wären. Das Evange-

lium vom Gegentheil ist nun einmahl in alle Lande erschollen. Der grössesste der Männer und die grössesste der Frauen, welche iemals auf Thronen gesessen, sind selbst die Apostel desselben geworden. Katharine und Friedrich, die Einzigen, haben es von heiliger Stäte laut gepredigt, und die Völker haben es mit Freuden angenommen und lassen sich es nun nicht wieder aus den Händen winden. Eine unmittelbare Folge von dem Evangelium, daß die Fürsten der Völker wegen da sind, war auch, daß sich ihr Karakter Landesherr in den Karakter Landesvater verwandelte. Eine Verwandlung, die das ganze Verhältnis zwischen Fürst und Volk milderte und die heiligste Segensquelle für die Unterthanen ward. Es ist merkwürdig, daß der Staat mit der Religion hierin gleiches Schicksal gehabt hat. So lange die Religion Gott nur immer noch als Herrn predigte, war eben nicht viel Glückseligkeit dabei, ein Gläubiger zu sein; das Heil der Gläubigen erschien aber, sobald der Jehova als Vater hingestellt ward. So wenig wir nun iezt unsere christliche Freudigkeit zu Gott wieder gegen iene iüdische Furcht vor Gott zu vertauschen gemeint sein möchten: so wenig werden die Völker

auch wieder vor ihren Fürsten zittern wollen, und iede Aufhebung der Milde und Zurücknahme der Freiheit, welche sie seither genossen, kann nichts anders als diese Besorgnis in ihnen erwecken und mus mithin auf sie die schmetterndsten Eindrücke machen.

Ein wahrhaftig böser Rath also, den man in unsern Tagen den Fürsten geben würde, wenn man sie dahin brächte, strenger zu werden, die Regierungszügel straffer anzuziehen und die Völker enger einzuschränken! Hätte ein im Hintergrunde stehender kaltblütiger Zuschauer es für möglich halten können, daß man aus ienen tragischen Vorgängen ienseits des Rheins dißeits desselben solche Lehren ziehen werde? Liegen sie auch wohl darin? Kann derienige ein denkender Kopf und ein Menschenkenner sein, der sie darin findet? Kann er es im Ernst auch nur mit den Fürsten gut meinen, wenn er aus solchen Prämissen so konkludirt? Wie? woher entstanden iene fürchterlichen Erschütterungen des französischen Staats? Ist nicht durch ganz Europa nur eine allgemeine Stimme darüber? Und worauf gründet sich die Ruhe der Deutschen und ihre Ergebenheit für ihre Fürsten? Ist es nicht die mildere Staatsverfassung, deren sie

sich unter ihnen erfreueten? Und — nun sollte iene strengere Staatsverfassung das Mittel werden, sie in dieser ihrer Ruhe und Ergebenheit für ihre Fürsten zu erhalten? In der That, wenn man den Deutschen also zutraute, daß sie ie der Rebellionsgeist ergreifen könnte, so liesse es ia, als wollte man recht absichtlich bewirken, daß er nur um so eher in ihnen erwachte; trauet man ihnen aber diesen Geist nicht zu, wozu alsdann Empfehlungen der Strenge gegen sie?

Daraus folgt iedoch nicht, daß etwa die Aufseher der Staaten das Gegentheil thun und gleichsam wie geschreckt durch iene Vorgänge in Frankreich, auffallend den Zügel schiessen lassen sollten. Dieienigen, welche diesen Rath geben könnten, verständen sich nicht besser auf Menschen und meintens mit den Völkern so schlecht, wie iene mit den Fürsten. Nein, einem deutschen Fürsten würde man anrathen müssen, ruhig seinen Gang fortzugehen, im Stillen über iene von der Providenz nicht umsonst hingestellten grossen Vorgänge auf dem Schauplatze der Menschheit nachzudenken, alle die Winke und Lehren, welche darin für ihn liegen, zu abstrahiren und denselbigen ohne alles Geräusch bei vor-

kommenden Gelegenheiten gemäs zu handeln. Jene Vorgänge sprechen in den Folgen, welche sie gehabt, nun auch zu laut zu den Völkern, als daß diese sie nicht verstehen sollten. Sie haben durch selbige das Glück einer weisen und gemässigten Regierung erst recht schäzen gelernt, und ie mehr sie diese nun noch zu geniessen haben, desto mehr werden sie in ihrer Zufriedenheit und Ergebung an ihre Fürsten gestärkt werden.

Ich habe mich gleich anfangs für die Meinung bekannt, daß alle Verbesserungen, deren die Staaten bedürfen, von oben herab kommen müssen. Wenn dis geschieht, wenn nach Zeit und Umständen die gerechten Wünsche der Nation erfüllt werden: so ist dis gewis das sicherste Mittel, Ruhe im Lande zu erhalten. Es ist Gottes Wille, daß allgemeine menschliche Glückseligkeit auf dem Erdboden immer mehr befördert werde. Die eigentlichen Volksleiden sind in iedem Lande bekannt. Man helfe diesen ab, oder man erleichtere sie wenigstens. Wie sollte alsdann iemals ein Volk auf den Einfall kommen, sich Selbsthülfe zu verschaffen? Vorzüglich gehören hieher die Mängel an unpartheiischer Gerechtigkeitspflege, deren Schuld weniger

an den Gesetzen, als an den Richtern, zu liegen pflegt. Man lasse den Geringern gegen den Vornehmern, den Armen gegen den Reichen Recht finden, so bald er Recht hat, und sehe diesen nicht mehr durch die Finger, als ienen. Es ist unglaublich, wie dis allein die Zufriedenheit des Volks mit der Regierung befördert. Man stelle ein vollkommeneres Verhältnis unter den öffentlichen Abgaben her, woran es noch so häufig fehlt. Man belaste nicht den Erwerber, sondern den Verzehrer. Man halte dem Unterthan Wort und lasse keine Auflage, die nur auf eine gewisse Zeit geschah, über diese Zeit dauern. Man befördere Handel und Verkehr. Man steure den Plackereien der Pachter. Man lasse ieden auf seinem Felde bauen, was er will, und schütze ihn dabei gegen Menschen und — Thiere. Thut der Unterthan über diese und ähnliche Dinge Vorstellung, so weise man ihn nicht spöttisch ab; man höre ihn und untersuche unpartheiisch. Kann sein Suchen nicht Statt finden; so schlage man es ihm liebevoll ab und sage ihm die Gründe davon. Man handle öffentlich gegen das Volk. Man thue nicht Machtsprüche, sondern empfehle neue Gesetze und Verordnungen durch ihren unverkennbaren Nutzen für das

allgemeine Beste. Man lasse die Unterthanen über die Absichten neuer Anstalten nicht in Zweifel, sondern sage sie ihnen frei heraus. Sie finden sich dadurch geehrt wie Kinder, die das Vertrauen ihrer Eltern haben. Man lege Rechnung vom Landeshaushalten ab; so gibt das Volk willig und gern dazu her und fühlt sich selbst reicher, so oft es hört, daß eine neue Summe im öffentlichen Schatze niedergelegt sei. Man erlaube dagegen auch Oeffentlichkeit dem Unterthan. Man lasse nicht nur ieden denken, was er will, sondern auch seine Meinung sagen. Freiheit im Reden und Schreiben ist ein Gut, welches der Bürger gern theuer bezahlt und wogegen er sich oft die drückendsten Abgaben gefallen lässet. Eine weise Regierung hat von ihr nichts zu fürchten. Sie erfährt vielmehr durch selbige die ihr noch anklebenden Mängel und die Mittel, selbigen abzuhelfen. Indem sie iedem Staatsbürger erlaubt, auch sogar ihre Gesetze und Veranstaltungen laut zu beurtheilen, so beruft sie gleichsam alle denkende Köpfe der Nation zu einer perennirenden Versammlung, und die ganze Summe von Geisteskräften im Lande wird dadurch ebenso für das Wohl desselben in Thätigkeit gesetzt und benutzt, wie die Summe der Körperkräfte in selbigem. Zeigt

sie hernach, daß sie gethane Vorschläge zu Verbesserungen ihrer Aufmerksamkeit würdige, sie prüfe und die wirklich gut befundenen ins Werk setze; ruft sie den Urheber derselben ans Licht; belobt und belohnt sie ihn öffentlich: so bewirkt sie dadurch Enthusiasmus für das Wohl des Vaterlandes in den Seelen seiner Weisen, und diese wetteifern sofort, Segen für dasselbe zu ersinnen. Besonders dient die Publicität dazu, daß der Fürst seine Diener, Beamten und Stellvertreter im ganzen Lande kennen lerne. Diese sind oft in ihrer Sphäre ganz andere Menschen, als er sie bei sich im Kabinet, in der Antichambre und an der Tafel erblickt. Es mus ihm äusserst daran gelegen sein, an iedem Abend mit dem Gedanken einzuschlafen, daß keiner unter ihnen sei, der den Tag über Ungerechtigkeit und Druck gegen seine Kinder ausgeübt und so bei allem Wohlwollen seines Herzens den Fluch derselben auf ihn geladen habe. Die unterdrückte Unschuld zu retten und die unbändige Grausamkeit im Zaume zu halten ist Preßfreiheit das einzige unfehlbare Mittel. Wo sie herrscht, da ist es unmöglich, daß das Volk sehr unglücklich sein könne; und so befördert sie den Aufruhr nicht, sondern verhindert ihn vielmehr.

Ich bin überzeugt, Herr Graf, daß in einem Lande, in welchem die hier vorgetragenen Maximen befolgt werden, ewige Ruhe sein werde. Ein Fürst kommt nun aber entweder aus sich selbst auf sie, oder nicht. Im erstern Falle fragt er wenigstens seine Minister über sie um Rath; im letztern müsten es diese sogar sein, die ihn erst auf sie leiteten. Wie wahr ist es also, was ich oben sagte, daß der Menschheit nur in der Masse immer mehr aufgeholfen werden werde, in welcher die Zahl der weisen und menschenfreundlichen Minister sich vermehrt! Wer hierzu beiträgt, erwirbt sich gewis das grösseste Verdienst um die Welt. Durch den Vorschlag aber, daß die Fürsten zu diesem Behuf Leute aus den untern Volksklassen selbst zu ihren Ministern, Lieblingen und Rathgebern wählen möchten, dürfte den Völkern schwerlich wohl gerathen sein; wenigstens will dis die Erfahrung nicht bestätigen. Es gibt gröstentheils keine ärgere Volksfeinde, als diese, sobald sie sich über das Volk hinweggeschwungen haben; und unter allen Staaten, die irgend einmahl etwa eine Lakeienperiode erlebt haben, ist vielleicht keiner, der diese nicht für die abominabelste unter allen Perioden seiner Existenz erklären sollte. Auch leuchtet es ja auf der

Stelle

Stelle in die Augen, daß ein Minister die für ihn erforderlichen Kentnisse ebenso wenig durch unmittelbare Eingebung erhalte, als man in irgend einem andern Stande durch sie die seinigen erhält. Minister müssen gebildet werden. Ein wirkliches Institut zu diesem Behuf, wenn es noch auf der Abneige dieses Jahrhunderts zu Stande käme, würde das achtzehnte Sekulum in der deutschen Geschichte unvergeslich und zur Grundlage der Glückseligkeit aller folgenden Jahrhunderte machen. Was auf einem solchen Institute alles gelehret werden müsse, wissen Sie, Herr Graf, besser zu sagen, als ich. Nur würde ich zur unbedingten Nothwendigkeit machen, daß mit eifriger Betreibung der Philosophie daselbst angefangen und mit einem Kollegium über die Humanität geschlossen würde. Ich wünschte, daß bei Ihrem Leben noch ein solches Institut zu Stande käme und daß Sie der Direktor davon würden. Bis dahin wirken Sie wenigstens durch Ihr Beispiel; wirken Sie besonders durch selbiges in Ansehung des grossen Punkts der Erhaltung der Ruhe im Lande!

Ich komme auf diese noch einmahl zurück, um noch etwas von äusserster Wichtigkeit zu sagen. Glücklich ist der Staat, welcher für

die Erziehung aller und ieder seiner Bürger zur Liebe und Werthschäzung seiner Verfassung auf das eifrigste sorgt! Es ist bekannt, wie dieses in den untern Ständen überall noch fehle, und doch sind diese Stände die zahlreichsten und mithin, wenn es zu Ausbrüchen des Empörungsgeistes kommt, die furchtbarsten, weil alsdann, wie schon Schlözer richtig bemerkt hat, die Zahl der Fäuste entscheidet. Wenn ich einen Landeskatechismus zu schreiben hätte: so würde sein erstes Hauptstück vom Staate handeln; statt, daß iezt in den gesammten zehen Geboten kein Wort davon steht. Da müste dann den Kindern zuförderst Ursprung und Entstehung der Staaten begreiflich gemacht und die Glückseligkeit, unter Obrigkeit zu leben, recht ans Herz gelegt werden. Zugleich müsten die Leiden der Anarchie sehr auseinander gesezt werden; welches sehr leicht ist, weil sich alles versinnlichen lässet und die Einbildungskraft der Kinder wenigstens ebenso, wie bei Gespensterhistorien, dabei sehr zu Hülfe kommt. Alsdann müste den Kindern die Güte desienigen Staats, worin sie geboren sind und leben wollen, recht vorgestellt werden, damit Vaterlandsliebe und Zufriedenheit mit den einheimischen Verfassungen

von Kindesbeinen an mit ihnen zugleich erwüchse. Die vornehmsten Landesgesetze müsten ihnen erklärt und die Wohlthätigkeit derselben recht in die Augen leuchtend gemacht werden. Die nützlichsten obrigkeitlichen Anstalten im Lande müsten ihnen der Reihe nach angezeigt und nach Verdienst gepriesen werden; besonders müste man sich bei den neuern aufhalten, um den Satz zum Glaubenssatze in den Herzen der Kinder zu machen, daß ihre Obrigkeit es sich immer mehr und mehr angelegen sein lasse, die Summe des öffentlichen Wohls zu vermehren. Grosse Unterstützungen, welche die Obrigkeit in allgemeinen Landesnöthen, oder sonst bei vorgefallenen beträchtlichen Unglücksfällen geleistet, und iede edle That derselben, die Patriotismus und Bürgerliebe in hohem Grade athmet, müsten den Kindern vor Augen gelegt und liebenswürdig gemacht werden. Das müste nicht nur in den Gelehrten: sondern auch in den Bürgerschulen, nicht nur in den Stadtschulen, sondern auch in den Landschulen geschehen! Ueber alle diese Gegenstände müste iährlich in den Kirchen zu verschiedenen mahlen katechesirt werden, und die Prediger müsten es sich zur Pflicht machen, über Vaterlandsliebe, Güte der Landesverfassung und Anhänglichkeit an

ihr als die redlichste Fürsorge für sein eigenes Wohl recht oft und andringlich zu reden. Dabei müste in Schulen und Kirchen bei ieder Zusammenkunft für die Obrigkeit gebetet und im höchsten Affekt gebetet werden, und die Kinder müsten das erste Gebet, das sie thun, für die Obrigkeit thun und von Anfang an dazu gewöhnt werden, recht herzlich für sie zu beten; denn es ist psichologischrichtig, daß uns nichts mehr in Liebe und Werthschäzung gegen Personen stärke, als — Gebet für sie.

Wo geschieht dis alles nun wohl, Herr Graf? Ist es nicht in der That, als erzöge man die Menschen insgesamt in den Schulen noch immer mehr zu künftigen Theologen, als zu Staatsbürgern? Vergisset man nicht über die unfruchtbaren spekulatifischen Dogmen noch immer die Moral, und von dieser vorzüglich die Pflichten gegen den Staat? Leben nicht immer noch Tausende bei einander, die über das Wohlthätige der bürgerlichen Verfassungen nie nachgedacht haben, die nichts davon wissen, daß es Zeiten gegeben, wo diese nicht waren, und daß erst mit ihnen die Menschen Menschen geworden und Glückseligkeit und ungestörter Lebensgenus unter sie gekommen sind? Sind dis nicht immer noch Säze, die

fast nur in den Büchern über Staatsverfassung stehen, oder höchstens den vornehmern Ständen nur glaubwürdig sind, von denen man noch obendrein denkt, daß sie sie darum nur glauben, weil sie ihren Vortheil dabei finden? O daß sie allgemeiner würden! Heraus mit ihnen aus den Büchern in die Köpfe der Bürger und Bauern; so werden Bürger und Bauern nie auf die Tollheit kommen, ohne Obrigkeit leben zu wollen. Und wo erklärt man der Jugend die Landesgesetze? Wo macht man sie ihnen ehr- und liebenswürdig? Wo fesselt man sie an den Staat, dessen Bürger sie werden wollen? — Wenn nun, da dis alles nicht geschah, noch immer Ruhe im Lande war, wie vielmehr würde sie auf ewig befestigt werden, wenn solches geschähe! — — Es ist mir nichts mehr übrig, als Ihnen und mir dazu Glück zu wünschen, daß Sie Minister und ich Bürger in einem Staate sind, wo wir von Aufruhr und Zwietracht, wovor Gott alle Staaten behüten wolle, nichts zu befürchten haben.

VI.

Über die Frage — wie ist der gesunkenen Achtung meines Standes wieder aufzuhelfen?

An den Herrn Superintendent B. zu D.

Ich habe mich gefreuet, ehrwürdiger B., daß Sie im Auslande die Belohnung Ihrer Verdienste empfangen haben, welche Ihnen Ihr Vaterland versagte. Ich wünsche Ihnen zu dem grösseren Kreise Ihrer Wirksamkeit Glück und sehe es nicht blos als Eifer für Ihren Stand, sondern auch als Eifer für das Christenthum selbst an, daß Sie es eine Ihrer ersten Thätigkeiten sein lassen, für das Ansehen Ihrer Ihnen untergeordneten Mitbrüder zu sorgen. Der geistliche Stand unter den Protestanten ist ein sehr ehrwürdiger Stand und ich unterschreibe von ganzem Herzen, was Spalding über die Nutzbarkeit des Predigtamts geschrieben hat. Es dürften nicht nur noch Jahrhunderte hingehen, ehe

ieder Vater den Nahmen des Herrn seinen Kindern predigen oder sie in der Religion selbst unterrichten kann; sondern es dürften auch wohl gar noch Jahrtausende verstreichen, ehe die Geisteskultur so allgemein werde, daß ieder Mensch lebenslang sein eigener Fortlehrer, Ermahner und Tröster sein könne. Ja, für die untern Stände ist dis vielleicht, so lange sie existiren, unmöglich. Fortwährende grobe Arbeiten lassen ihnen nicht nur keine Zeit zum forzgesetzten Nachdenken, sondern stumpfen auch sogar ihre Denkkräfte ab. In der Masse, wie dis geschiehet, müssen sie auch unmoralischer werden. Ihre Lebensart kommt dazu und befördert das Steigen der Immoralität; und so möchte ich warlich nach einem Jahrzehend nicht hinsehen, wie es um gesunde Vernunft, gute Sitten und Religion in den niedern Volksklassen und um Eigenthum in den höhern, und kurz und gut um Ruhe und Sicherheit im Staate stehen möchte, wenn von heute an die Kirchen verschlossen und die Religionslehrer abgeschaft würden.

Dis alles schreibe ich ganz aus meinem Herzen; denn es ist noch keine andere öffentliche Anstalt da, welche das Volk in seinen Pflichten unterrichtete und es verhinderte,

ganz zur Thierheit herabzusinken. Für Tausende sind noch immer die Kirchen der einzige Ort, wo sie etwas kluges und gutes hören und denken; weshalb dann auch gröstentheils Enthaltung vom Kirchengehen und die lüderlichste Lebensart beim gemeinen Manne zusammen anzutreffen sind. So die Sache betrachtet, verdienen diejenigen kaum noch eine Antwort, welche den sogenannten Herrntag oder Tag des Herrn im Christenthume für einen Ueberrest des Judenthums ansehen; man erkläre ihn nur, wie oben gesagt, so wird man bald zugeben müssen, daß, wenn einmahl öffentlicher moralischer Unterricht schlechterdings nothwendig ist, auch ein gewisser Tag dazu schlechterdings festgesetzt sein müsse. Ja, dis alles vorausgesetzt, ist es auch wirklich zweckmässig, wenn die Obrigkeit auf die Sonntagsfeier mit Ernst und Eifer hält nnd sogar Mandate darüber gibt; nur müste man diese nicht Sabbatsmandate mehr nennen.

Es folgt aber auch aus diesem allen ganz natürlich, daß die öffentlichen Religionslehrer in Ansehen sein müssen. Man würdiget ja schon einzelne Menschen nach dem Guten, das sie stiften; wie vielmehr ganze Stände! Und so mus auch der geistliche Stand ehr-

würdig sein, da er so unverkennbares Gutes stiftet. Ja, und was noch mehr ist, er kann dis Gute nur alsdann stiften, wenn er Ehrwürdigkeit hat. Wer hört auch wohl nur auf einen Rathgeber, den er nicht schätzt? Wer nimmt Lehre von einem Manne an, der in seinen Augen verächtlich ist? Wehe der Gemeine, die einen Prediger hat, den sie verspottet! Sie wird durch ihn noch schlechter werden, als wenn sie ganz ohne Seelenhirten wäre; denn daß das Wort Gottes eine so selbstständige Kraft habe, daß der heilige Geist durch solches wirke, und wenn es auch aus wer weis was für einem Munde komme, will wenigstens iezt keine theologische Fakultät mehr, wie ehemals, zugestehen. Schäzt man den Sprecher nicht, so schäzt man auch das, was er spricht, nicht. Wie es, und wenn es zehenmahl im Himmelswege steht, nicht einmahl wahr ist, daß man der Person Freund und der Sache Feind sein könne: so ist es auch nicht vereinbar, der Person Feind und der Sache Freund zugleich zu sein. Worte eines Verachteten und verächtliche Worte sind im psichologischen Lexikon ein Paar gleichbedeutende Ausdrücke. Billig nehmen Sie, würdiger Vorsteher einer ganzen Gesellschaft von Religionslehrern, sich

also des Ansehens derselben an; und wenn es in Ihrem neuen Vaterlande so tief gesunken ist, wie Sie erzählen: so leisten Sie durch Wiederemporhebung desselben dem Staate, wie der Religion, einen wesentlichen Dienst.

Ein Anderer, als ich, könnte vielleicht die Frage an Sie thun, ob Sie etwa Ihrem Stande ienes Ansehen wieder zu geben verlangten, das er in den Zeiten der Hierarchie hatte. Dem Jehova sei Preis, daß diese Zeiten vorüber sind! Durchaus sollen die Diener der Kirche nicht herrschen; auch nicht einmahl über die Gewissen. Sie sind Staatsbürger, wie ieder andere, und der obrigkeitliche Stand ist auch über sie gesetzt. Das einzige, was sie thun mögen, ist dis, daß sie diesen, wie ieden andern, an seine Pflichten erinnern; aber auch dis müssen Sie mit Bescheidenheit und Ehrfurcht thun. Und kann dieser hierarchische Geist im Protestantismus an sich selbst nicht mehr sein Unwesen treiben: so gab es doch bis auf die letzten Zeiten noch immer Ueberreste von ihm. Ihr Stand, auch ausser demselben mir und allen Rechtschaffenen ehrwürdiger B., wollte nehmlich durchaus heiliger sein, als andere. Freilich sollte er dis sein; d. h. ieder, wer in selbigem

lebt, sollte an Reinigkeit des Herzens und der Sitten allen andern vorgehen; aber so war es nicht gemeint, sondern der blosse Stand an sich sollte dem Manne, der in ihm lebte, mehr Ansehen geben, als iedem andern. Ein Geistlicher wollte z. E., als solcher blos, aufs Wort geglaubt sein; er wollte von iedem zuerst gegrüsst sein und allenthalben den Vorgang und Vorsitz haben; alle Fehler, selbst offenbare Laster, sollte man an ihm übersehen, und man sollte ihn überall als den Mann betrachten, der Wunder thun könnte. Jesus verwies dis schon den Lehrern seiner Zeit, und so handeln die Christen unserer Tage im eigentlichen Verstande ächtchristlich, wenn sie alle diese Anmassungen ihren Lehrern nicht mehr einräumen. Allein ich kenne Sie zu gut, wackerer B., als daß Sie hierin den Verfall des Ansehens Ihres Standes setzen und ihn so wieder emporzuheben suchen sollten. Sie meinen nur, daß man selbigem nicht mehr die ihm schuldige Hochachtung bezeige, nicht mehr auf seine Lehren und Ermahnungen höre und ihn wohl für einen ganz unnützen Stand der Gesellschaft halte. Dis ist arg, und so wird allerdings der ganze Zweck vereitelt, zu welchem er da ist. Glauben Sie aber ia nicht, daß dis bei Ihnen allein so sei. Es ist leider

in mehrern Ländern der Fall, und um so mehr wird die Sache ein Gegenstand allgemeiner Beherzigung.

Ich war unlängst in einer Gesellschaft von mehrentheils alten Geistlichen; da dann gleich in der ersten Stunde kollegialische Klagelieder hierüber angestimmt wurden. Meine Neugierde über die Aufschlüsse, welche ich erhalten würde, trieb mich an, die Frage aufzuwerfen, wie es zugehe, daß die Herren Geistlichen iezt so wenig Ansehen mehr hätten. Die Meinungen darüber waren sehr verschieden, und es wird Ihnen zum Theil eine ebenso lustige Unterhaltung, als mir, gewähren, sie zu hören. Der Inspektor A. sprach zuerst und schob die Schuld davon auf den Teufel, der alsdann gewonnen Spiel zu haben glaubte, wenn er nur erst die Diener Jesu bei der Welt um ihr Ansehen gebracht hätte. Da der Mann sehr ernsthaft dazu aussah, so gelang es mir, mein Lächeln zu verbergen. — Der Inspektor B. war der Meinung, die Verachtung der Prediger komme von Verachtung der Religion her. Ich erwiederte, daß, weil man das Argument invertiren könne, er mich auch dadurch nicht überzeuge. — Der Pastor C. bestand darauf,

daß die Neuerungen in der Religion daran Schuld wären. „Vorzüglich, sprach er, hat es uns grossen Tort gethan, daß man uns die Macht, Sünde zu vergeben, abdisputirt hat. Ich weis auch gar nicht, wohin der T. und der Sp. gedacht haben! Sonst glaubte doch der ärgste Weltmensch noch immer, daß er uns in seinen letzten Stunden brauche, wo wir ihn einmahl von allen seinen Sünden lossprechen und in den Himmel beten sollten, und so hielt er uns bei gesunden Tagen schon in Ehren; aber nun, da wir ihm zuletzt nicht mehr sollen helfen können, macht er sich auch vorher nichts aus uns. Jedermann glaubte sonst, daß wir ihn durch öffentliche Fürbitte auf der Kanzel in seiner Krankheit gesund beten könnten; iedermann glaubte, daß durch unsere Konsekration der Leib und das Blut Jesu sich mit Brod und Wein vereinigten; iedermann glaubte, daß wir den Katechumenen, wenn wir ihnen die Hand auflegten, den heiligen Geist mittheilten. Dis alles soll nun nicht mehr sein. Nun freilich, wenn wir dis nicht mehr können, was sollen wir denn können, daß uns die Leute ehren? Und — den letzten verdammten Stos hat uns offenbar die allgemeine Beichte gethan. Sonst bei der Privatbeichte konnten wir iedem

so derb die Wahrheit sagen, wie wir wollten, und Niemand durfte sich verantworten. Da hatten sie Furcht vor uns; aber nun?" — Ich hatte nicht Zeit, diesem Eiferer zu antworten, als schon der Pastor D. einfiel: „die wahre Ursache ist dis, daß itzt die mehresten Geistlichen ausser ihrem Ornat gehen und in bunten Kleidern umherlaufen." Diesem erwiederte ich, daß dis auf dem Lande ia immer geschehen sei; daß die Geistlichen dadurch vielmehr Bescheidenheit bezeigten, indem sie sich vor andern nicht auffallend auszeichnen und also auch nicht bemerkt sein wollten, und daß zu wünschen wäre, daß das ganze Mönchswesen auch auf der Kanzel ein Ende hätte. „Nun ia, rief er aus, lieber auch gar einen Zopf, wie der Erzketzer Sch. ." — Das wollte ich eben sagen, rief der Pastor E. dazwischen, der eine sehr grosse Perucke trug; es kommt von der neuen Mode her, sein eigenes Haar zu tragen. Ich erwiederte ihm, daß dis die alte Mode sei und daß die Prediger vor hundert Jahren, wo sie doch in grossem Ansehen gestanden, alle so gegangen wären. — Noch befand sich ein iunger Substitut in der Gesellschaft; dieser beschlos den Reihen also: „Ich glaube, daß wir die Sünden unserer Väter büssen. Erst

hat unser Stand über die andern alle wegge-sehen; nun verachten die übrigen ihn. Ich fürchte, wir leben iezt in der Krise des Wiedervergeltungsrechts." Hum! fing der Inspektor A., um auch das lezte Wort zu haben, wie er das erste gehabt hatte, an, das hat dann nun gottlob nichts mehr zu sagen; unter der gegenwärtigen Regierung bekommen wir unser verlornes Ansehen wieder. Nur Geduld!

Ich schwieg; aber nicht, um meine Beistimmung zu den Hofnungen dieses Greises zu geben. Ich bin vielmehr lebendig überzeugt, daß Fürsten und Könige dem Lehrerstande das wahre Ansehen nie wiederzugeben vermögend sind, sondern daß er es sich selbst nur wiedergeben könne, und wenn er es wiederhaben will, sich auch selbst wiedergeben müsse. Ich kenne nehmlich Geistliche, die dis Ansehen wirklich noch haben und die bei ihren Gemeinen allgemein geschäzt sind. Woher diese Ausnahmen? Mus man nicht durch ihren Anblick einzig und allein schon auf den Gedanken gebracht werden, daß die Ausnahme wieder zur Regel werden würde, sobald die übrigen auch so wären, wie diese, und der ganze Stand sich in ihr Bild verklärte?

Mein verehrungswürdiger B., Luther sagte schon zu seiner Zeit, daß das geistliche Amt nun ein ander Ding geworden sei, als es unter dem Pabstthum war, und nun, da seine Reformation, wenn auch nicht in Büchern und Simbolen, doch in den Köpfen der Protestanten, so mächtige Fortschritte gethan hat, wird auch Luthers Sprache noch stärker geführt. Man will durchaus von keinem heiligen Stande mehr wissen, und von keinen Personen mehr, die blos dadurch, daß sie in einen sogenannten heiligen Stand träten, auch sogleich heilig und ehrwürdig würden. Dafür kann man aber auch iezt in iedem Stande eine heilige Person werden, sobald man die dazu gehörigen Kentnisse hat, mit diesen Kentnissen sich Verdienste um die Gesellschaft sammlet und im bewährten Rufe steht, daß man ein Mann von biderem Karakter sei. Diese Erfordernisse verlangt man nun aber auch von iedem, der im geistlichen Stande eine heilige Person sein, d. h. Ansehen haben will, und wer könnte sagen, daß dis Verlangen ungerecht sei? Warum will der Lehrerstand der einzige sein, in welchem man die Leute nicht nach ihren Verdiensten schäzt? Vielmehr, da er mit den wichtigsten Angelegenheiten des

Men-

Menschen zu thun hat, mus die Schätzung seiner Glieder nach ihren Verdiensten noch weit strenger geschehen, als in allen andern Ständen.

Obgleich die Benennung Geistliche eine wahre Usurpation ist, welche sich Ihr Stand vor andern ehrlichen Christen angemasset hat, indem nach der ursprünglichen Bedeutung des Worts ieder Christ ein Geistlicher sein soll und ieder wahre Christ es wirklich ist: so ist sie doch wenigstens dazu gut, daß sie auf der Stelle beweiset, daß man als ein Mitglied Ihres Standes sich besonders mit geistischen Gegenständen beschäftigen, die Wissenschaften lieben, wacker studiren und sich als einen denkenden Kopf zeigen müsse. Ja, ia, mein wirklich geistlicher Freund, das liegt in dem Worte Geistlicher: und wenn es dann einmahl einen Zeitpunkt gegeben hat, in welchem die Geistlichen in dem Besitz des übertriebensten Ansehens eben darum waren, weil alle Wissenschaften bei ihnen allein waren: so geht es auch ganz natürlich zu, daß iezt, da die Wissenschaften in alle Stände gedrungen sind, der geistliche Stand all sein Ansehen verliehren müsse, wenn er in Wissenschaftlichkeit gar

hinter den übrigen zurückbleibt. Und nun — hören Sie mich einmahl mit Kaltblütigkeit an! — —

Ich habe zwar keinen Auftrag von der christlichen Kirche erhalten, zu schreiben, was ich schreibe; Wahrheitsliebe aber und Eifer für das Wohl der Kirche zwingen es mir ab. Ich protestire auch ein- für allemahl feierlich dagegen, daß man mir dabei animum iniuriandi beimesse; ich habe diesen nicht; ich betheure auch, daß ich viel aufgeklärte, einsichtsvolle und gelehrte Männer Ihres Standes kenne; aber — welch eine Menge von unwissenschaftlichen, unphilosophischen und ganz und gar ungeistlichen Herren befinden sich in selbigem! Sehr viele unserer Geistlichen haben nichts rechts gelernt und wollen auch nichts rechts noch lernen. Sie verstehen nichts, als ihre Dogmatik; das neue Testament nicht einmahl. Ja, was noch mehr ist; sie können dis bei Vorlesung der Sonntagsevangelien nicht einmahl gehörig deklamiren.

Die eine Hauptursache davon ist unstreitig diese, daß so viel Leute aus den untern Ständen, wo es ihnen an aller Erziehungs-

vorbereitung zum Gelehrtenstande, sogar an der Erziehung zu feinern Sitten gebricht, sogenanntermassen Theologie studiren. Ich will Ihnen auf der Stelle mehr, als einen Staat nennen, wo die Hälfte der Landprediger Schuster- und Schneidersöhne sind. Es kann Niemand den braven Handwerksmann höher würdigen, als ich; aber das mus sein Stand nicht verlangen, daß er mit seinen Nachkommen die Hälfte unserer Kanzeln besetzen wolle. Studiren kostet Geld, und aus Nichts wird Nichts. Die Genieen unter den Handwerkssöhnen, welche sich wirklich aus sich selbst und ohne äusserliche Hülfsmittel zu wahren Gelehrten bildeten, sind wenigstens so häufig nicht und erwählen auch selten den geistlichen Stand. Der Vater Handwerker, der auf den Einfall kommt, seinen Sohn studiren zu lassen, hat entweder einiges Vermögen, oder nicht. Im erstern Falle erschöpft er sich durch ihn dergestalt, daß er zuletzt selbst darüber dem Staate zur Last fällt. Im letztern Falle setzt er seine Hofnung auf Stipendien, die doch nicht so wohl für *studirende Arme*, als vielmehr für *arme Studirende* bestimmt sein sollten. Und da die mehresten Stipendien für Theologie studirende ausgesetzt sind, und eine Pfarre, auf der der Vater beim Sohne zu

sterben hoft, am Ende nicht leicht fehlschlägt, wenigstens so leicht nicht, wie eine Burgermeister- oder Hofrathsstelle: so heiligt er seinen Sohn dem Herrn. Der dem Herrn geheiligte Sohn stümpert sich durch die niedere und durch die hohe Schule fort zur Kanzel und zum Altar, und man siehts ihm, wenn er nun da steht, an beiden Orten an, nicht nur, wohin er fuhr, sondern auch — von wannen er kam. Ich meines Orts getraue mir, die mehresten der gewesenen Handwerkssöhne unter den Predigern nicht nur an der heiligen Stäte, sondern auch in den Gesellschaften des Lebens herauszufinden. Es ist die höchste Zeit, daß die Vorsteher der Staaten dem Uebel Einhalt thun und der Studirsucht der iungen Leute in den untern Ständen überhaupt engere Grenzen setzen. Wenigstens sollte Ihr Orden, Herr B., vor allen auftreten und sich die überschwemmende Menge von Novizen aus selbigen verbitten. Die Trennung der Bürger- und Gelehrtenschulen würde allein schon ein sehr wirksames Mittel hierzu sein. Die mehresten von den studirenden Handwerkssöhnen kommen nehmlich erst in unsern Schulen, wie sie iezt größtentheils noch sind, auf den Gedanken, zu studiren. Sie lernen, weil sie einmahl in

der Klasse sind, wo Latein gelernt wird, Latein mit; das Lateinlernen geht gut, und so denken sie, auch alles andere müsse gut gehen. Lob und Zuredungen der Lehrer kommen dazu und sogleich fühlen sie innern Beruf zum Studiren. Den Eltern werden die Knaben als Genieen herausgestrichen, und so sind diese auch eitel genug, den göttlichen Beruf anzuerkennen und ihre Zustimmung zu geben. Nun werden Freitische erbettelt, Kollekten gesammelt, milde Stiftungen abgezapft u. s. w. Man frage an iedem grossen und kleinen deutschen Orte nach, ob es nicht so hergehe, und ich wette darauf, daß es so lange so hergehen werde, als nicht für verschiedene Schulen von Anfang an gesagt wird.

Die andere Hauptursache davon, daß so viel Geistliche existiren, die nichts rechts gelernt haben, ist diese, daß sie gleich von dem Gedanken ausgingen, ein Geistlicher brauche nicht viel zu lernen, besonders wenn er auf einen Landprediger studire, und bekomme am Ende, er möge gelernt haben etwas oder nichts, doch seine Pfarre. Wie die Sachen häufig noch bis iezt stehen, haben sie auch häufig Recht. Man versorgt sie entweder nach dem Alter und nach der Reihe;

oder sie wissen sich, wo dis nicht Statt findet, durch Verwandschaft, Heirat, Fürsprache, kriechende Erniedrigung und — Frömmelei zu helfen. Das vorhergehende Examen ist mehrentheils noch weniger zweckmässig, als strenge. Wenn der Kandidat in seiner Dogmatik besteht und gute Aussicht gibt, das Wort Gottes rein und lauter zu predigen: so ists genug. Ob er es klar und deutlich, belehrend und beruhigend predigen könne, das gilt gleich. Man lässet ihn allenfalls eine Predigt halten, die er sich machen lassen kann, von wem er will. Die Handwerker verstehen sich hier besser auf ihre Kandidaten zur Meisterschaft. Mehrere Meister gehen bei dem Gesellen, wenn er sein Meisterstück macht, ab und zu, und sind am Ende vollkommen davon überzeugt, daß er es selbst gemacht habe. Sie prüfen es hernach genau und lassen ihm keinen Fehler für frei ausgehen; woher es dann kommt, daß es unter ihnen weit weniger Pfuscher, als unter den Geistlichen, gibt. Höchstauffallend ist es übrigens, wenn man die Kandidaten nur im Predigen erprobt. Warum nicht auch im Katechisiren, im Beten aus dem Herzen, in Krankenbesuchen, in Trau- Tauf- Beichte- und andern vorkommenden Reden? Jedoch, ich hätte es bald vergessen — dazu gibts ia For-

mulare... Zwar sind diese nur ursprünglich für die einfältigen Pfarrherren geschrieben; man straft aber in vielen Ländern noch die Geistlichen darüber, wenn sie von den einmahl öffentlich authorisirten Formularen abgehen, gleichsam, als sollten sie einfältige Pfarrherren bleiben, und als sollten sich die angehenden Studirenden, wenn sie nichts lernen, schon im voraus hierauf verlassen. Dis thun dann auch viele treulich, und man findet auf Universitäten keine umherschweifendere und luckerere Studenten, als unter den der heiligen Gottesgelahrheit Beflissenen.

Wie nun so viele Geistliche nichts rechts gelernt haben, wenn sie versorgt werden: so lernen sie auch hernach nichts mehr, wenn sie versorgt sind. Haben sie einmahl die Vokation weg, so wissen sie, daß sie, wenn sie nicht grobe Laster auf eine grobe Weise begehen, ihres Amts nicht wieder verlustig werden. Sie bleiben also stehen, wo sie stehen, hangen am Pfarrhause ihr Schild aus und suchen ihre Pfarrstelle bestmöglichst zu nutzen. In den Städten lesen sie ihre Jahrgänge ab, benutzen die Millionen gedruckter Predigtentwürfe und wechseln mit Orthodoxie und Stadtgeschichten ab; — auf dem Lande schwatzen

sie, was ihnen der Geist eingibt, d. h. was ihnen in den Mund kommt; daher man zuweilen in zehen Meilen im Umkreise auf dem Lande kaum eine vernünftige Predigt hören kann. Der Bauer hat die Wahl nicht, ist einmahl ans Kirchengehen gewöhnt und geht also hinein. In den Städten hat man seinen Lieblingsprediger; zu diesem wird gegangen, und die übrigen trösten sich in ihren leeren Kirchen damit, daß sie das Wort Gottes rein und lauter verkündigen, und daß ihnen zehen Kinder Gottes, die den wahren Glauben noch zu schätzen wissen, lieber sind, als tausend Weltkinder, die nur nach Künsten menschlicher Weisheit schnappen. Sagen Sie, hochgeachteter B., übertreibe ich die Sache? Es ist unmöglich, daß Sie, der Sie so viel im protestantischen Deutschlande umher gereiset sind, mir dis zu Schulden kommen lassen sollten. Am allerärgsten ists aber freilich auf dem Lande, und dis ist für den ganzen Stand um desto schlimmer, weil die Landgeistlichkeit den grössesten Theil desselben ausmacht. Wie so fast ganz und gar nichts von Wissenschaft und Wissenschaftsdrang trift man bei so unzähligen Gliedern derselben an! Welche Salbaderei, Hiperorthodoxie und Mängel an allem Geiste und Salböhle, wenn sie auf der Kan-

zel stehen! Und hört man sie vollends in den Gesellschaften reden, so sollte man sie eher für Pachter, Schafmeister, Kornmäkler und Roskämmer, als für Religionslehrer, halten. Es ist freilich ein wahres Unglück, daß die Landgeistlichen zu menschlicherer Unterhaltung der Ihrigen die Oekonomie treiben müssen; ein Unglück iedoch, dem gar nicht abzuhelfen wäre, ist es nicht. Wenn durch Verpachtung der Pfarräcker nicht Unterhalt genug herauskommt, so sollte man die Zahl der Pfarrstellen vermindern und die übrigen verbessern, damit der Ackerpacht hinreichend würde. Es sind offenbar in den mehresten Ländern der Pfarrstellen zu viel. Hat doch iezt schon nicht iedes Dorf seinen eigenen Prediger, und liegen doch iezt schon die Filiale oft Stunden- und Meilenweit von der Mutterkirche; warum könnte man nicht Mutterkirchen verbinden, die nicht weiter und oft nur halb so weit von einander liegen? Und dann die Pfarräcker unter die Bauern auf Erbpacht ausgethan und den Geldbetrag den Predigern angewiesen; so hätte das ganze Bauerwesen unserer Geistlichkeit ein Ende. Inzwischen, so lange dis nicht ist und sie Oekonomie betreiben müssen, oder doch betreiben zu müssen glauben, sollten sie es sich doch nicht verzei-

hen, die Oekonomie zur Hauptsache und ihr Amt zur Nebensache zu machen. Ehrgefühl, Wissenstrieb und Bewustsein ihrer Bestimmung sollte sie antreiben, nachzuholen, wenn sie nichts gelernt haben, und fortzustudiren, wenn sie einen guten Grund gelegt hätten. Verliehrt der Handwerker nicht seine Kundschaft, wenn er sich nicht vervollkommnet und nicht mit seinem Zeitalter fortgeht? Mus man nicht in allen andern Ständen fortschreiten, wenn man fortwährend sein gutes Brod haben will? Soll der geistliche Stand der einzige sein, der das Privilegium hat, zurück zu bleiben? Verdient wenigstens derjenige Religionslehrer die geringste Achtung, der, auf den Grundsatz sich steifend, daß er ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht abgesetzt werden könne, sich das grösseste Verbrechen erlaubt, faul und träge, und dadurch weniger nützlich für Hunderte ihm anvertrauter Menschenseelen zu werden? Ich kenne würdige Landprediger, die auch gute Hauswirthe sind, weil sie es noch sein müssen; die aber zugleich die wissenschaftlichsten Männer sind und ihre Zeit so einzutheilen gelernt haben, daß sie bei aller gehörigen Betreibung ihrer Wirthschaft ihre Studien wacker fortsetzen. Diese stehen auch bei ihren Gemeinen in wahr-

haftigem Ansehen; denn der Bauer selbst kann es nicht leiden, wenn es heisst, daß er einen ungelehrten Prediger habe. Er selbst weis nicht nur Predigt und Predigr recht gut zu unterscheiden, sondern er hat auch zuweilen Besuch von seinen Verwandten und Freunden aus der Stadt und führt sie dann mit einer Art von Stattlichkeit zur Kirche, um sie seinen guten Prediger hören zu lassen.

Wo dis nun nicht so ist, da ists kein Wunder, daß es um die Geistlichkeit so stehe, wie es leider steht. „So eine Predigt will ich auch halten" spricht sogar der Bauer, wenn ihm sein Geistlicher nichts zu denken gibt und sein Herz kalt lässet. Und so gern es dieser sieht, wenn sich sein Prediger mit ihm bei Hochzeiten und Kindtaufen über ökonomische Gegenstände unterhält; so verlangt er doch auch da mehr von ihm zu hören und hat tausend Fragen an ihn, deren nicht klüger machende Beantwortung ihn in seinen Augen immer tiefer herunter setzt. In den Städten aber kommt der Geistliche ohne Wissenschaftlichkeit gar nicht mehr fort. Die Zeiten des blossen Sistems sind vorüber und man will mehr hören, als dieses. Die Denkkräfte und der Geschmack der mittlern Stände haben einen

beträchtlichen Grad von Aufklärung erreicht und verlangen von dem Manne, der als zum lehren feierlich berufen hintritt, Befriedigung. Er mus Sachen und Vortrag in der Gewalt haben, wie sie dem Geiste seines Zeitalters angemessen sind. Er mus schlechterdings Philosoph, Menschenkenner und Redner sein. Er mus die wahren Lehrsätze der Religion mit mehr, als blos mit biblischen Sprüchen, beweisen können, mus sich nur mit erweislichen und praktischen Wahrheiten beschäftigen, und fallen lassen oder doch mit Stillschweigen übergehen, was nicht mehr zu halten ist. Tritt er mit alten verlegenen Dogmen und Dogmenerklärungen hervor, die schlechterdings mit den immer allgemeiner werdenden ersten Grundsätzen der Vernunft kontrastiren, behandelt er seinen Gegenstand seicht, kann er nicht einmahl sich gefällig ausdrücken und fehlts ihm sogar am Flus der Rede: so schreibe er sichs selbst zu, wenn man ihm alle Achtung versagt. Er steht als Redner da, so mus er Beredsamkeit haben. Es ist nur eben so viel, wenn es heisst — „es ist ein geschickter Mann, aber er kann es nicht von sich geben." Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über; d. h. wer deutliche Begriffe hat, kann sie wohl von sich geben. Deutliche Begriffe

aber erlangt man durch Nachdenken und Studiren. Der Geistliche sorge für einen reichen Vorrath an deutlichen Begriffen, er lese alsdann gute Muster von Rednern und übe sich fleissig im Elaboriren vor sich. Bei wem dis alles nichts helfen sollte, wer der Gabe des Vortrags durchaus nicht fähig wäre, wer eine unüberwindliche Blödigkeit, ein elendes Exterieur, oder gar wirkliche Sprachfehler hätte, der hätte auch kein Prediger werden sollen. Aber es sind gröstentheils nur leere Vorwendungen und Entschuldigungen, daß es nicht iedem gegeben sei, auf der Kanzel sich auszuzeichnen. Was dir nicht gegeben ward, heissts da, das gib dir selbst; denn es ist nicht genug, seinen Bauch pflegen, müssig gehen, Karte spielen und sein Pfeifgen schmauchen. Auch in den Gesellschaften der Städter mus sich der Prediger mit guten Einsichten produciren. Alles liebt iezt Lektüre, und ein herrlicher Reichthum von mancherlei schätzbaren Kentnissen ist dadurch unter die mittlern Stände gekommen. Nur dadurch, daß der Prediger mitsprechen könne, daß er richtig darüber urtheile und neue Aufschlüsse zu geben im Stande sei, behauptet er sich unter seinen Mitbürgern in Ansehen. Wie man an Soldaten die Tapferkeit schätzt: so

schätzt man auch den Geistlichen nicht, wenn er nicht gelehrt ist. Noch einmahl gesagt — in ienen finstern Jahrhunderten war alle Gelehrsamkeit bei den Mönchen und Priestern; gewis eine der mächtigsten Stützen ihres Ansehens! Und in dem aufgeklärtesten Jahrhunderte wollten die Geistlichen die Gelehrsamkeit den übrigen Ständen überlassen und dann noch darüber Klage führen, daß all ihr Ansehen dahin sei? Mus dis nicht so kommen? Ist es nicht der natürlichste Gang der Dinge? Nur in der Masse also, in welcher sie wissenschaftliche Männer sind, gebühret ihnen Ansehen und werden sie auch ihr Ansehen nur erhalten können.

Zur **Wissenschaftlichkeit** mus aber auch **gemeinnützige Thätigkeit** kommen. — Man schätzt auf der Stelle in iedem Stande den Mann, an welchem man diese antrift; ia, sie ist, Gott sei Dank, in unserem Zeitalter der eigentliche Masstab geworden, nach welchem man die Leute schätzt. Geburt, Rang, Macht, Geld und Stand haben die Rechte, welche sie sich ungerechter Weise angemasset, schier verlohren. Und wenn die Geistlichen auch gleich, als Stand betrachtet, hierbei eingebüsst, so gewinnen sie

doch dadurch wieder auf der andern Seite, daß ihr Kreis, in dem sie wirken, die gemeinnützigste Thätigkeit zulässet; und so sind sie im Stande, sich wahres und grosses Ansehen zu erwerben. Ich übergehe ihre ganz gewöhnlichen Amtsgeschäfte, deren zweckmässige Betreibung sie schon zu sehr nützlichen Staatsbürgern macht. Es gibt ausserdem besonders zwei Punkte, wodurch sie nicht nur auf das höchste gemeinnützig werden, sondern worin man ihnen auch ihre Thätigkeit allgemein zu wahrem Verdienste anrechnet; nehmlich — Sorge für bessere Schul- und Armenanstalten. Ein Geistlicher, der sich um diese in beträchtlichen Grade verdient macht, wird lebenslang geschätzt.

Hat ein Prediger keine Schule unter sich, so gibt er doch jährlich einer Anzahl von jungen Christen den letzten Schulunterricht in der Religion. Diesen lasse er sich auf das sorgfältigste angelegen sein. Er bringe den jungen Leuten deutliche Begriffe bei, mache sie moralischbesser, rotte allen Aberglauben in ihren Seelen aus und unterrichte sie nicht nur über ihre gegenwärtigen, sondern auch über ihre künftigen Pflichten. Die Kinder werden dadurch auf immer an ihm hangen und

zu Hause ihre Eltern für ihn gewinnen, und wenn er dann lange bei seiner Gemeine steht, so wird ihn zuletzt die ganze Gemeine als ihren Vater betrachten. Hat er, wie auf dem Lande durchgängig, Schulen unter sich, so sei er fleissig darin, lehre den Lehrer durch sein Beispiel die rechte Art zu unterrichten, schaffe bessere Lehrbücher an und lasse sich hernach auch in der Kirche das katechesiren recht angelegen sein. Die Entwickelung der Begriffe, die Verdeutlichung derselben durch Fragen und Antworten, die stete Aufmerksamkeit, in welcher Junge und Alte dabei unterhalten werden, machen eine gute Kartechesation nützlicher, als drei der allerbesten Predigten.

Ebenso nehme sich der Geistliche der Armen an seinem Orte an. Lebt er in einer Stadt, so ruhe er nicht eher, bis eine öffentliche Armenanstalt zu Stande gekommen ist. Er bewege seine Mitbürger zu verhältnismässigen Beiträgen zu selbiger; er nehme an ihrer Verwaltung Theil und erforsche und empfehle vorzüglich die wahren Armen seines Orts. Lebt er auf dem Lande, so erwecke er seine Pfarrkinder zu freiwilliger Unterstützung solcher Nachbarn, die durch die Elemente unglücklich wurden. Er rede darüber, ohne erst

Befehl von seinen Obern dazu zu erwarten; damit er die Stärke des ersten Eindrucks benutze. Er richte eine kleine Kasse im Dorfe auf, aus der iedem Leidenden auf der Stelle geholfen werden kann; er gebe sich Mühe, die Hülfe selbst zu leisten, und lege von Zeit zu Zeit seiner Gemeine darüber Rechnung ab. Arme Alte und arme Kranke lasse er sich, er lebe, wo er wolle, vorzüglich zu Herzen gehen und erleuchtere ihnen durch Selbsthülfe und Fürsprache ihren Jammer.

Ausser diesen beiden Punkten, hat der Geistliche noch viel andere besondere Gelegenheiten, gemeinnützigthätig zu werden. Er kann der Obrigkeit vor- und nacharbeiten, so oft sie heilsame Gesetze gibt oder wohlthätige Veranstaltungen trift, und darf dis nicht einmahl geradezu thun, wenn er nicht will, sondern darf nur dieienigen Begriffe in ihr gehörig's Licht setzen, aus welchen der Unterthan das Gutmeinen der Obrigkeit dabei folgern mus. Er kann alle Arten von Volksaberglauben und von Volksvorurtheilen allmählich ausrotten, den Volksvergnügungen einen edlern Ton geben, die Volkssitten verbessern und die Volkssünden in Abnahme bringen. Da ihm sein Amt ganz besondern Zutritt in Fa-

milien gibt, so kann er auch im Stillen äusserst gemeinnützigthätig werden. Er kann guten Rath ertheilen, verdorbene Familienglieder bessern, Fürsprache für Kinder bei Eltern leisten, Trennungen unter Ehegatten wieder zuziehen und Streitigkeiten unter Verwandten vorbeugen, daß sie nicht zu öffentlichem Ausbruche kommen.

Auf dem Lande besonders kann ein Geistlicher dis alles in noch weit höherer Masse thun. Er ist da allein, kann seine Pfarrkinder besser übersehen, und findet, so bald er nur seinen Mann steht, mehr Eingang. Wenn er es sonst darnach anzufangen weis, so mus er bald die allgemeine Zuflucht und das Orakel im Dorfe werden. Man wird keine Sache von Wichtigkeit anfangen, ohne erst seinen Rath zu hören; man wird auf seine Ermahnungen, wie auf eine Stimme von Himmel, achten; man wird ihn zum Schiedsrichter aufrufen und ihm die Ersparung der Proceskosten verdanken; man wird ihn, wenn er einige medicinalische Kentnisse hat, zum Leibarzt wählen; kurz — er wird seinen Bauern alles in allem sein. O wollten dis doch unsere Geistlichen auf dem Lande beherzigen und sich überzeugen, daß sie es zu einem weit grössern

Ansehen noch bringen könnten, als ihre Amtsbrüder in den Städten! Haben sie es endlich so weit gebracht, daß es keine Familie in ihrer Parochie mehr gibt, in der sie nicht Kinder zum Abendmahle bereitet, Kranke besucht, Feinde versöhnt, guten Rath ertheilt, oder sonst eine edle Handlung verrichtet: so brauchen sie endlich, um ihren Worten Gewicht zu geben, die Bibel nicht mehr zu citiren. Ich kenne einzelne solche Landgeistliche, und sie würden warlich ihr glückliches Leben unter ihren Bauern, deren Herzen sie in Händen haben, nicht gegen das glänzendste Leben an den Höfen vertauschen. Wenn im Gegentheil unweit mehrere sich blos in den engsten Bezirk ihres Amts einschliessen, ihr ganzes Amt nur maschinenmässig betreiben, um Schule, Armen und Familien sich weiter nicht bekümmern und sich für den Fiskal im Dorfe halten, der nur da ist, um zu denunciren, während daß ihre Weiber ihnen alle Posten zutragen oder das ganze Dorf zusammenklatschen: so ists kein Wunder, wenn sie nicht nur verachtet, sondern auch sogar gehasset werden. Und wenn die Stadtgeistlichen sich um ihre Gemeinen nicht weiter bekümmern, als in der Kirche, nirgends weiter zum allgemeinen Besten Hand anlegen, und bei

ieder Aufforderung, den Menschenfreund zu machen, sich durch die Entschuldigung, daß sie sich nicht in fremde Händel mischen könnten, loswickeln: so setzt man sie als Leute, die keinen Einflus haben wollen und die sich nicht verdient machen wollen, ebenfals hinten an. Wer aber von ihnen seinen Mann auf der Kanzel und im Amte überhaupt steht und auch ausser seinem Amte gern Gutes wirkt: der ist auch in diesen noch so verschrieenen Zeiten des Unglaubens und des Antichrists ein Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Und — kommt zu Wissenschaftlichkeit und gemeinnütziger Thätigkeit beim Geistlichen noch Unbescholtenheit, — o mein B., ich mahle Sie in diesen Augenblicken — so darf er auf ewige Hochachtung seines Publikums rechnen. Er mus vor allen Dingen kein öffentliches Aergernis geben. Wie will er, ohne daß mit Fingern auf ihn gezeigt werde, gegen Sünden eifern, die er selbst begeht? Wie will er verlangen, daß sein Religionsvortrag andere bessern solle, wenn die Religion nicht die Kraft hat, sein eigenes Herz zu bessern? Er sei also ia kein Wollüstling, kein Trunkenbold! Er sei ein treuer Gatte, ein sorgsamer Vater, und lehre

durch sein Beispiel seiner ganzen Gemeine häusliche Eintracht und gute Kinderzucht! Er führe genaue Haushaltung und verzeihe sich auch nicht einen Anschein von Betrug! Er fliehe den Vorwurf der Eigennützigkeit und des Geitzes! Er halte selbst auf sich, ohne stolz zu sein, und werfe sich nie weg! Er beschäftige sich gern, aber nie auf zu grobe Art, die sein Amt entehrt! Er sei gesellschaftlich, aber man müsse ihn auch oft einsam wissen! Er fliehe die Gesellschaftssucht und betrage sich unter dem Haufen als ein ernsthaftheiterer Mann!

Auch Geistliche von solcher Unbescholtenheit kenne ich; aber warlich vielen, sehr vielen fehlt sie, und dis ist auch eine der vorzüglichsten Ursachen, wodurch ihr Stand um all sein Ansehen kommt. Chorrock und Mantel decken warlich moralische Blössen nicht zu, und auch der gemeinste Mann erwartet in seinem Prediger ein Vorbild der Heerde. Vielmehr ist Unsträflichkeit des Lebens oft im Stande, den Mangel der Geistesgaben zu ersetzen.

Warum leidet man also in Ihrem Stande die Unmässigen? Freilich gibt es ihrer auf

dem Lande, wo sie von beobachtenden Obern entfernter leben, mehr; allein auch da richten sie Aergernis an. Mit Abscheu habe ich es oft gesehen, wie Dorfprediger mitten unter ihren Pfarrkindern sich in Branntewein übernahmen und in Gestalten sich zeigten, die sich nicht nur für keinen Bauer schickten, sondern die auch der Bauer hernach, wenn sie auf der Kanzel und am Altare standen, immer wieder neben ihnen erblickte. Zu gleicher Zeit packten alsdann ihre Weiber noch mit einer Unersättlichkeit ein, die ieden noch nicht ganz verworfenen Anwesenden empören muste. Warum leidet man in Ihrem Stande die üblen Hauswirthe und schlechten Väter? Wenn der Lehrer bei seinen Zuhörern umherborgt, im ganzen Dorfe schuldig ist, sich die Accidenzien schon in voraus bezahlen lässet, oder gar Schelmereien ausübt, kann er noch in der geringsten Achtung stehen? Und die Kinderzucht — wie zeugt sie gegen so viele Ihres Standes! Welch eine Bildung gibt der grössere Theil der Landgeistlichen seinen Söhnen und Töchtern! Wachsen sie nicht unter den Bauerkindern auf? Liegen sie nicht mit ihnen an den Zäunen und Hecken umher? Sind nicht Beispiele genug da, daß die Söhne den Knecht, die Töchter die Viehmagd machen?

Nicht Beispiele genug, daß am Ende der Sohn die Magd, die Tochter den Knecht heirathen mus? Sagen Sie, wohin will das alles anders aus, als zu völliger Verachtung Ihres Standes! Ferner, rechnet man nicht Eigennutz und Geitz unter die eigentlichen Sünden der Geistlichkeit? Welche Unerbittlichkeit oft in Einhebung der Accidenzien! Welche Härte bei Sammlung des Zehenten! Sind die Processe zu zählen, welche darüber unaufhörlich vor protestantischen Konsistorien geführt werden? Nie sollte sich ein Prediger mit seiner Gemeine klagen, sondern Unrecht, das ihm selbst geschieht, lieber leiden. Es gehört zu viel dazu, daß eine ganze Gemeine wider ihren Prediger sein sollte, ohne daß er selbst daran Schuld wäre, und für einzelne schlechte Mitglieder halten ihn gewis, wenn er sich gegen sie nachgiebig und duldend verhält, die übrigen besseren, welche dis erfahren, schadlos. Jedem Geistlichen, der erst mit seiner Gemeine vor Gericht geklagt hat, wäre zu wünschen, daß er sofort von ihr versetzt würde; die Erbitterung der Gemüther, welche er bewirkt hat, verhindert von Stund' an allen Segen seines Amts. Ferner, wie viele Ihres Standes wissen nicht zwischen Stolz und Niederträchtigkeit die Mittelstrasse zu hal-

ten! Der eine würdiget seine Bauern kaum, mit ihnen zu sprechen; der andere treibt Possen mit ihnen auf ihren Gastmahlen. Der eine will den Pabst unter ihnen spielen; der andere ladet vor ihren Augen Mist auf. Und — das heillose Spielen, die wahre Seuche des gesellschaftlichen Lebens in unserem Zeitalter, wie reisst es auch unter der Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande ein! Sie, diese Männer, die von Kürze und Flüchtigkeit der Zeit und von deshalb höchstnöthiger edlen Anwendung derselben so oft reden, sollten es gerade sein, welche in Gesellschaften den Ton eines bessern Zeitvertreibes angäben. Sie sollten das leidige Spielen verdrängen helfen, das belehrende und erheiternde Gespräch dafür wieder in seine Gesellschaftsgerechtsame einsetzen und durch ihre Kentnisse Stof dazu in ihrer Gegenwart hergeben. Und spielten sie ia zuweilen, so sollten sie nur mit klugen und guten Freunden spielen; denn das Spiel ist und bleibt nun einmahl eine Gelegenheit, einander leicht Unanständlichkeiten zu sagen, und ein Geistlicher, der sich diese erst beim Spiele sagen lässet, verliehrt bei denselbigen Personen auch übrigens Anstand und Ansehen.

Prüfen Sie nun dis alles; ehrwürdiger B., und wenden Sie es auf die Geistlichkeit Ihres Landes an, die ich nicht kenne. Ohne allen Zweifel wird der Grund von dem Verfalle ihres Ansehens ebenda liegen, wo er in andern Ländern liegt. Ohne allen Zweifel definiren viele Ihrer Geistlichen das heilige Predigtamt also — daß es darin bestehe, daß Gottes Wort nur rein und lauter gepredigt werde und die heiligen Sakramente nach Christi Einsetzung ausgetheilt werden. Nun warlich, dazu bedarf es keines Studirens, noch sonst etwas. Taufen und Abendmahlreichen kann ieder, sobald er es nur einmahl mitangesehen hat, und das Wort Gottes kann nicht reiner und lauterer gepredigt werden, als wenn man die Bibel geradezu nur ablieset, wie ieder Chorknabe kann.

Ich würde Ihnen den Rath geben, vor allen Dingen eine Sinode Ihrer Geistlichen zu veranstalten und auf solcher sämtlichen Amtsbrüdern die Wahrheiten recht ans Herz zu legen, daß ihr Amt ohne Ansehen von keinem Nutzen sei, daß sie aber Niemand um ihr Ansehen gebracht, als sie sich selbst, daß auch Niemand ihnen wieder zu ihrem Ansehen verhelfen könne, als sie sich selbst, und daß sie zu

diesem Behuf allerseits wieder wissenschaftliche, gemeinnützigthätige und unbescholtene Männer werden müsten. Halten Sie dagegen, daß diese Sinode zusammen kommt, ein von Ihrer eigenen Feder entworfenes Bild eines wahren Volkslehrers fertig und geben iedem Amtsbruder ein Exemplar davon, damit er sich täglich darin bespiegeln könne. Verwalten Sie alsdann von Stund' an Ihr Aufseheramt mit Strenge über sie und sorgen Sie dafür, daß kein von ihnen gegebenes öffentliches Aergernis ohne Ahndung bleibe. Wer sich nach der dritten Warnung nicht bessert, an dem helfen Sie ein schreckendes Beispiel für die übrigen aufstellen und ihn seines Amts entsetzen. Man sichert ia das Wohlsein einer Heerde dadurch, daß man die einzelnen räudigen Schaafe ausmerzt; ebenso ist auch das Ansehen der Hirtenschaft nicht besser zu retten, als durch Ausmerzung einzelner räudiger Hirten.

Bei Leben und Wandel müssen Sie allerdings den Anfang machen; denn die Hirten sind die Vorbilder der Heerde, und bessern muß sich ieder Mensch, auch der älteste Pastor, noch, wenn er auch nichts mehr zu

lernen Lust hätte. Hernach aber richten Sie Ihr großes Augenmerk bei neuen Amtsbesetzungen auch auf wissenschaftliche Tüchtigkeit der Subiekten. Examiniren Sie die Kandidaten genau nach dem Theile des entworfenen Bildes, der die Kenntnisse und Fähigkeiten enthält, die Sie von einem künftigen Religionslehrer verlangen, und weisen Sie ieden, der solche nicht hat, ohne Barmherzigkeit zurück. Befördern Sie dieienigen, welche sich beim Examen auszeichneten, bei erster Gelegenheit zu bessern Stellen, und halten Sie immer bei ieder Versetzung wieder neues, strenges Examen. Dis ist das sicherste Mittel, daß die Geistlichen fortstudiren. Bringen Sie es dahin, daß nicht ieder mehr Theologie studiren dürfe, wer will. Nur Einzelnen von ausgezeichneten Fähigkeiten aus den untern Ständen verstatten Sie es und trauen auch ihrentwegen nicht den Zeugnissen ihrer Lehrer, die nur gern die Klassen voll haben wollen; sondern prüfen Sie sie selbst. Lassen Sie die Stipendien zwar nicht Leuten zufliessen, die vollkommen aus eigenen Mitteln studiren können; aber Armuth allein qualificire auch nicht dazu, sondern Anlage und Fleis zugleich. Alle Stipendien sollten eigentlich nur eine Art von Zuschus für solche iunge talent-

volle Leute sein, deren Eltern zwar etwas, aber nicht genug an sie wenden können; durch die Stipendien haben sie alsdann genug. Setzen Sie endlich alle Ihre untergeordnete Geistliche mehr in Thätigkeit. Leiden Sie durchaus nicht, daß sie ohne Noth alte Predigten wieder halten dürfen, und bewirken Sie Erlas von allen Formularen. Machen Sie ihnen die eifrigste Sorge für Schulen- und Armenwesen zur Pflicht, und verschaffen Sie fürs erste landesväterliche Belobungsschreiben und mit der Zeit bessere Versorgung für ieden, der sich durch Gemeinnützigkeit auch ausser seinem eigentlichen Amte bekannt macht.

So werden Sie binnen dreissig Jahren einen ganz umgeschaffenen Klerus haben; der geistliche Stand wird bei Ihnen wieder geschätzt werden, und man wird ihn allen den Segen stiften sehen, den er stiften soll; denn warlich, er macht dem Staate einen beträchtlichen Aufwand und leistet bis auf diesen Augenblick bei weitem nicht genug dafür. Sie sind ein Mann in den besten Jahren; Sie können die heilsame Umschaffung nicht nur anfangen, sondern auch vollenden. Welche Freude wird es Ihnen als Greis einst seyn,

an der Spitze dieser neuen Schöpfung zu stehen, vollbracht! auszurufen und so alles als das Werk Ihrer Hände zu betrachten! Eilen Sie — eilen Sie anzufangen, und die Providenz, deren grosse Sache sie dadurch betreiben, segne Sie dabei!

VII.

Über liturgische Verbesserungen.

An Herrn Konsistorialrath Sch. zu S.

Sie haben mir ganz aus der Seele geschrieben, geliebter Sch.; das Bild, welches Sie von Ihrer liturgischen Verfassung entwerfen, passt genau zu der bei mir zu Lande, und Ihre Klagen darüber sind auch die meinigen. Allenthalben werden in der menschlichen Gesellschaft Fortschritte in der Kultur gemacht; nur die Kirche bleibt zurück, oder kommt immer um ein Menschenalter erst nach, wenn von den andern Theilen schon wieder Fortschritte gemacht sind. Der Schaden von diesem nicht verhältnismässigen Mitfortschreiten der Kirche fällt zu sehr in die Augen, als daß er den Freund der Religion nicht schmerzen sollte. Dem aufgeklärteren Theile der Nation werden dadurch die öffentlichen Gottesverehrungen verleidet und er sucht sich von selbigen zu entfernen. Sein Beispiel wirkt auf das Volk,

welches ihm, wenn auch gleich aus andern Ursachen, z. E. aus Leichtsinn, Vergnügenssucht und unzeitigem Arbeitseifer, bald nachahmt; woher es dann kommt, daß an vielen Orten, bei wirklich seit dreißig Jahren nicht verringerter Menschenzahl, die Kirchen nicht zum dritten Theile mehr so voll sind, als vor dreißig Jahren. Erwägt man vollends den Nutzen, welchen eine zweck- und zeitmässig eingerichtete Liturgie stiften könnte: so mus man noch mehr nach ihr seufzen.

Wenn auch die christliche Religion mit Ceremonien weniger zu schaffen hat, als andere: so ist sie doch eine zu weise Religion, als daß sie die Sinnlichkeit ganz hintenan setzen sollte. Durch die Sinne kommt man dem grössesten Theile der Menschen am ersten ans Herz; welch einen unverkennbaren Nutzen mus also eine vernünftigbenutzte Sinnlichkeit auch der vollkommensten Religion leisten! Man hat dieses ia auch von den ältesten Zeiten der christlichen Kirche an bis auf diesen Tag stillschweigends anerkannt; denn weshalb hätte man sonst überall auf Liturgie gedacht? Warum nun aber gerade eine unzweckmäßige, eine für unser Zeitalter nicht passende? Etwa, die Sinnlichkeit zum

Schaden der Religion zu benutzen? Beinahe müste man auf diese Erklärung der Sache gerathen. An Vorarbeiten dazu fehlt es auf keinen Fall. Man mus es den besten Köpfen unter unsern zum Theile noch lebenden Theologen zum Ruhme nachsagen, daß sie in Vorlegung zweckmässiger Entwürfe zur Verbesserung der Liturgie und selbst in eigener Bearbeitung iedes einzelnen Theils derselben gewetteifert haben. Sie haben aber leider wenig mehr damit geleistet, als daß sie uns nur gesagt, wie es besser werden könnte, und haben uns solchergestalt die noch immer fortdauernden Gebrechen der Kirche nur noch tiefer fühlen gelehrt; daß es besser geworden sei, haben sie nicht bewirkt. Ihre Ideale liegen da, ohne realisirt zu werden, und bleiben ein blosses Denkmahl ihres warmen Religionseifers für die Nachkommen. Was sie ia noch bewirkt, ist, daß man allenfals an Einführung eines bessern Gesangbuchs gedacht, welches noch dazu, weil man die Sache falsch angrif, an vielen Orten verunglückt ist.

Es verdient allerdings Untersuchung, wie es möglich sei, daß man so äusserst langsam, und an vielen Orten gar nicht, und nirgends recht vollkommen, an eine so schlechterdings noth-

nothwendige Sache, als die Verbesserung der Liturgie ist, Hand anlege. — Die Rede ist iedoch nur von solchen Staaten, wo Fürst und Volk einer und derselben christlichen Konfession zugethan sind. Wo dis nicht ist, da können freilich drei Hindernisse für eins eintreten. Der Fürst kann sich z. E. haben anheischig machen müssen, mit der Landesreligion nicht die geringste Veränderung vorzunehmen, und so leitet er wohl ein Recht daraus für sich ab, auch von Seiten des Volks nicht die geringste Veränderung damit zuzulassen. Das Volk kann sogar ehemals, um seiner Sache recht gewis zu sein, ihm die Verbindlichkeit aufgelegt haben, das ganze Religionswesen im Lande seinem Nachfolger wieder so zu übergeben, wie er es gefunden hat. Ob dadurch das Volk sich zugleich, oder nur ihm Grenzen setzen wollen, und ob die Vorfahren des Volks das Recht gehabt, ihren Nachkommen im dritten und vierten Gliede, die nützliche Veränderungen wünschen werden, dadurch noch die Hände zu binden — das sind freilich Fragen, die eine Antwort verdienen, in deren Erörterung aber nicht gern eingegangen zu werden pflegt. Ist vollends der Fürst einer Konfession zugethan, die entweder durchaus keine Veränderungen verstattet, oder doch

ihnen feind ist: so wird er auch sogar iede Veränderung in der Liturgie der Landesreligion als etwas ansehen, wodurch der Unterschied zwischen dieser und der seinigen nur noch grösser würde und das Volk mithin sich noch mehr von ihm entfernte. Und — geht seine Konfession noch immer auf Wiedervereinigung der andern mit sich aus: so wird sein Beichtvater ihm die Erlaubnis zu einer Veränderung in der Landesreligion als eine Todsünde gegen die seinige erklären, weil er dadurch die Wiedervereinigung noch unmöglicher mache.

Doch, diesen Fall der Religionsverschiedenheit zwischen Fürst und Land abgerechnet, sind auch die übrigen Hindernisse der liturgischen Verbesserungen nicht weit zu suchen. — Es ist bekanntlich sonst das sicherste Mittel, wenn man sich davor verwahren will, in der Hauptsache iemals nachgeben zu müssen, daß man nicht einmahl in Nebensachen nachgebe. Alsdann vergeht natürlicher Weise allen, die ienes etwa auch fordern möchten, die Lust dazu. Nun fühlt man mehr denn zu sehr, daß es mit manchem veriährten Dogma nicht so ganz richtig stehe und sieht dem Falle desselben selbst, oder doch dem Falle seiner seitherigen Form über lang oder kurz entgegen. Um es

also so lange, als möglich, wenigstens zu halten, wie es iezt ist, lässet man auch iede Ceremonie, wie sie iezt ist; besonders, wenn sie auf ienes Dogma, oder gar auf seine gegenwärtige Form Bezug hätte. Man mus im Aeusserlichen, heisst es da, keine Abänderung gestatten; so wird an keine Veränderung des Innern gedacht. Glauben die Obern vollends noch wirklich an iene wankenden Dogmen, wie sie da sind, so halten sie sichs gar für Gewissenspflicht, auch nicht die geringste liturgische Reform zu verstatten, um den Fall iener zu verhindern. Ob sie aus richtigen Schlüssen dabei ausgehen, ist eine andere Frage. In Sachen, wo man durch äusserlichen Zwang alles ausrichten kann, mag das Prinzip immerhin seinen Grund haben, daß man in Nebensachen nicht nachgeben müsse, wenn man nie in der Hauptsache nachgeben müssen wolle. In Glaubenssachen aber, die sich durchaus keinem äusserlichen Zwange unterwerfen, verhält sichs gerade umgekehrt. Versagte Reform in Nebensachen bewirkt da den Fall der Hauptsache. Die allgemeinen Vernunftbegriffe, welche das Verlangen nach liturgischen Veränderungen hervorbringen musten, werden dadurch nicht zu unvernünftigen Begriffen, wenn man dieses platterdings

verwirft. Niemand lässet sie sich dadurch wieder nehmen, sondern man denkt vielmehr über sie noch schärfer nach, um sie zum Beweise der Nothwendigkeit der liturgischen Verbesserungen noch geltender zu machen, und so geht man weiter und wendet sie auch auf die Dogmen an, und so wird das Innere des Religionsgebäudes oft blos darum erschüttert, weil man die Aussenseite nicht nach besserem Geschmack einrichten lassen wollte. Es ist ausgemacht, daß es sogar manchen wirklichen Spötter der wahren Christusreligion nicht gegeben haben würde, wenn er in der Liturgie seiner Kirche mehr Nahrung für seinen Geist gefunden hätte. Ebenso kenne ich aufgeklärte Religionslehrer, welche ihre Gemeinen, die unter ihren Vorfahren ganz verwildert waren, zu einer Gesellschaft von Religionsverehrern blos dadurch wieder umschufen, daß sie unter dem Beistande ihrer Obern der äusserlichen Gottesverehrung eine edlere Gestalt gaben.

Mehrentheils sind es, wenn Vorschläge zu liturgischen Verbesserungen geschehen, nur einzelne Männer, welche die Verwerfung derselben bewirken. Die Triebfedern aber, welche sie dazu in Bewegung setzen, sind mannichfaltig. Ich rechne hieher zuförderst An-

hänglichkeit am Alten und Mangel an aufgeklärter Denkart. Gesangbuch, Katechismus, Agende — alles ist gewissen Leuten Gottes Wort, und Gottes Wort mus dann nun einmahl weder vergehen, noch anders werden, als es ist, und wenn Himmel und Erde vergiengen! Die unbedeutendste Aeusserlichkeit der Religion ist ihnen so wichtig, wie der Hauptartikel von Gott. Sie thun, als stammte die Liturgie, wie das Christenthum selbst, von Jesu von Nazaret her, und geben der liturgischen Form einen Werth, den die Lehrform nicht einmahl hat. Kann es ihnen unbekannt sein, daß die Apostel sogar bei verschiedenen Gemeinen sich verschiedener Vorstellungsarten einer und derselben Lehre bedienten? Wissen sie nicht, daß die Reformatoren die Abänderung der Lehrform nach Zeit und Umständen unter die Gerechtsame und Freiheiten des Protestantismus rechneten? Nun, wenn dis sogar von den Lehren gilt, wie vielmehr mus es von Gebräuchen und vom blossen Kirchenkostume gelten! Kann es noch eine Frage sein, ob man heut zu Tage, da man ausser der Kirche besser Deutsch spricht, auch in der Kirche es sprechen und hören dürfe? Kann es noch eine Frage sein,

ob man iezt, da man bessere Lieder hat, als vor funfzig Jahren, nicht lieber die neuern bessern singe? Kann es überhaupt eine Frage sein, ob man eine Sache besser machen dürfe, die man besser machen kann? Ich dächte — und wenn iemand eine bessere Religion noch machen könnte, als das Christenthum ist, so müste er sie machen dürfen. . .

Stolz ist nicht minder oft die Triebfeder, warum man Vorschläge zu liturgischen Verbesserungen von sich weiset. Bei meinem Leben nicht — nach meinem Tode machet, was ihr wollt. Wie oft hörte ich aus General- und Specialsuperintendentenmunden diese Erklärung! Das Gefühl der Gewalt, verhindern zu können, was andere wollen, kitzelt. Wie? und man sollte sich so weit verläugnen können, durch Verbesserung der Liturgie einzugestehen, daß sie seither Mängel gehabt? Man sollte etwas nachahmen, was anderwärts schon geschehen ist? Man sollte Vorschläge gut finden, die iunge Männer gethan? Vorschläge, die wohl gar von verrufenen Ketzern herrühren? — Trägheit kommt ebenfals oft noch dazu. Liturgische Verbesserungen verlangen allerdings viel Nachlesen und Nachdenken, erfordern

neue Ausarbeitungen und machen neue Arbeit und Aufsicht, daß sie ins Gleis gebracht und im Gleise erhalten werden. — Geitz endlich wirkt auch oft genug mit; sobald nehmlich Verbesserung der äusserlichen Gottesverehrung Verschlimmerung der Accidenzien auch nur besorgen lässet. Ein wahres Glück alsdann noch für protestantische Länder, daß die Fürsten in selbigen auch das höchste Recht über liturgische Einrichtungen haben; wodurch sie wenigstens, der Widersetzlichkeit ihrer geistlichen Räthe ungeachtet, Gutes zu stiften im Stande sind. Nur wäre es zu wünschen, daß sie öfter von diesem Souverainitätsrechte Gebrauch machen möchten.

Doch, auch in solchen Fällen weis man sich alsdann zu helfen. Das Volk, sagt man, legt ieder Veränderung in Religionssachen das grössete Hindernis in den Weg; es will durchaus keine Neuerung, auch im Aeusserlichen nicht. Diesen Vorwand treibt man so weit, daß die Fürsten schon im Geiste Bürger und Bauern unter Gewehr erblicken, falls sie auch nur den Exorcismus abschaffen wollten, und belegt seine Richtigkeit mit Beispielen aus der neuesten Kirchengeschichte. Nun kann es immerhin möglich sein, daß das Volk

noch hier und da so gesinnt sei, und, ohne mich darauf einzulassen, ob nicht der mangelhafte Unterricht, welchen es in seinen Schulen und Kirchen empfing und empfängt, einzig und allein daran Schuld sei, so wäre mein unmasgeblicher Rath, in solchem Falle ihm den Willen zu lassen, eingedenk iener Worte Jesu — Matth. VII. 6. Allein — es wird doch, so oft die Sprache geführt wird — das Volk will keine kirchliche Abänderung — allemahl zweierlei zu untersuchen sein.

Erstlich — ob es das ganze Volk sei, oder ob es nur die untersten Klassen desselben sind. Ist das leztere der Fall, so verdienen die obern Volksklassen doch auch wohl, daß man so gut auf sie Rücksicht nehme, als auf iene. So wenig man ihrentwegen den niedern die Früchte der Aufklärung in der Kirche aufdringen zu müssen glaubt: ebenso wenig sollte man ihnen auch solche dieser wegen vorenthalten zu dürfen glauben. Im Reiche der Welt mag immerhin ein Mensch so viel sein, als der andere; im Reiche der Wahrheit aber gilt ein Kluger mehr, als zehn Dumme, und so müssen diese wenigstens durch ihre Ueberzahl nicht die Kraft haben dürfen, den wenigern Klügern den Genus ihrer Klugheit zu verweh-

ren. Die Billigkeit erfordert also in solchen Fällen, daß eine Separation geschehe. Die aufgeklärteren Stände müssen die Freiheit haben, nach ihrer Ueberzeugung so gut zu handeln, als die übrigen, und es mus in ieder Stadt wenigstens ein sogenanntes Gotteshaus sein, wo diese sich versammeln und eine dem Geiste des Zeitalters angemessenere äusserliche Gottesverehrung vorfinden können. Gewis ein vortreflisches Mittel, die Schonung des unaufgeklärten Theils der Nation mit der Hochachtung für den aufgeklärtern Theil zu verbinden; und auch zugleich das sicherste Mittel, einzelne aus den niedern Ständen herbeizulocken, sie mit der bessern Liturgie allmählich bekannt zu machen und so nach und nach den Geschmack an ihr unter das ganze Volk zu verbreiten. Und selbst da, wo die Aufgeklärteren keine besondere Kirche für sich haben können, mus es ihnen frei stehen, auf iede Art, die Statt finden kann, sich in derselben Kirche von den übrigen zu separiren. Daß sie z. E. aus einem neuen Gesangbuche singen, während daß die andern aus dem alten singen, geht freilich nicht an; aber das z. E. geht doch an, daß ihre Kinder in derselben Kirche ohne Exorcismus getauft werden, in welcher der Flei-

scher sein Kind schlechterdings noch mit Exorcismus getauft wissen will. Und das geht doch auch an, daß ihnen in derselben Kirche allgemeine Beichte gehalten werde, in welcher Schuster und Nagelschmiede noch schlechterdings zur Privatbeichte kommen wollen, u. s. w. Wer nur den geringsten Begriff von christlicher Freiheit hat, der kann nicht in Abrede sein, daß die Klügern in allen Fällen, wo ihre Exemtion vom alten Kirchengebrauch mit dem Festhalten der übrigen daran kompatibel ist, sich eximiren dürfen.

Es verdient aber auch, wenn gesagt wird, das Volk sei gegen Veränderungen in der Liturgie, allemahl noch eine grosse Untersuchung, ob es auch wahr sei. In den mehresten Fällen solcher Art stehen Geistliche dabei im Hintergrunde, welche die Gemeinen gegen die wohlthätigen Neuerungen voreinnehmen und aufhetzen. Tausend Erfarungen der Art sind offenbar schon da; so oft sich also ein Widersetzungsfall des Volks ereignet, mus man den ersten Blick auf seine Prediger richten. Es ist aber, um der Sache auf den Grund zu sehen, nicht an einem Blicke auf sie genug; denn sie handeln mehrentheils äusserstversteckt und mit sehr

künstlichangelegten Maschinen. Sie schleichen in den Häusern umher, flüstern ins Ohr und wirken durch Küster, Schulmeister und solche Gemeinglieder, die ihnen als Starrköpfe bekannt sind, oder von denen sie wissen, daß sie aus Rache für einen verlornen Proces gegen iede neue obrigkeitliche Veranstaltung sind. Der Mantel, welchen sie dabei umlegen, ist Eifer für die Ehre Gottes, und so stellen sie iede Veränderung in der Liturgie als Veränderung in der Religion und im Glauben selbst vor, und verbinden die Furcht mit ihr, ewig deshalb verlohren zu gehen. Es ist möglich, daß sie zuweilen dis wirklich selbst glauben; in den mehresten Fällen aber affektiren sie diesen Glauben nur und bemänteln mit ihm iede Abneigung gegen ieden Fortschritt in der Kultur, weil sie ihr Ansehen auf Blindheit des Volks bauen, oder ihre Trägheit, von der gemächlichern Routine abzulassen, oder gar ihren Geiz. So hat man Beispiele, daß sie abgeschaffte Formulare darum beibehalten, weil sie sie einmahl auswendig wusten, und daß sie die Freiheit, ohne alles Formular zu handeln, schlechterdings nicht gebrauchten, sondern lieber beim Formular blieben, um vor dem Ministerialaktus auch nicht einige Minuten erst auf ihn denken zu dürfen. Und so sind auch

die mehresten unter ihnen, welche gegen die Einführung der allgemeinen Beichte sind, blos darum dagegen, weil sie sonst die Zuchtruthe nicht so in der Gewalt hätten, oder am Beichtgelde zu verliehren fürchten. Welche Gemeine aber, besonders auf dem Lande, richtet sich wohl nicht nach der Denkart und nach den Wünschen ihres Predigers? Wenn er gar als ein alter Mann hintritt und spricht — „thut mir die Liebe und bleibet, so lange ich lebe, bei dem Alten; ich will es als einen Beweis eurer Achtung für mich ansehen, wenn ihr es thut" — — wer wird dann nicht thun, wie er will? Ist es also wohl ein Wunder, wenn die Geistlichen die Aufnahme liturgischer Verbesserungen befördern und verhindern können, wie sie wollen? Billig aber sollte die Obrigkeit an solchen von ihnen, die das letztere überwiesen und augenscheinlich thun, öftere und härtere Strafexempel hinstellen. Ein christlicher Lehrer, der seine Gemeine immer mehr zur Mannheit in Christo führen soll, handelt unverantwortlich, wenn er sie muthwillig noch immer Kinder in Christo sein lässet; ia, er, der das Licht seiner kleinen Welt, an die er berufen ist, sein soll, kann sich nicht schwerer verge-

hen, als wenn er ein Freund der Finsterniß ist.

Und wenn auch die Geistlichen in solchen Fällen, wo das Volk sich gegen liturgische Verbesserungen setzt, solches nicht absichtlich dazu anreitzen: so sind sie doch oft dadurch Schuld daran, daß sie sich die Aufnahme derselben nicht recht angelegen sein lassen, oder daß sie die Bewirkung der Aufnahme nicht klug genug anfangen. Mancher thut weiter nichts, als daß er die deshalb an ihn ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen ablieset und dann gleich vollstreckt. Mancher stürmt noch obendrein mit der Vollstreckung herzu, spottet des seitherigen alten und verdammet die, welche dabei bleiben würden. Wie kann die Sache da anders, als schief, ablaufen? Und so kommt der grösseste Theil der mislungenen Versuche liturgischer Verbesserungen gewis auf die Rechnung der Geistlichen. Wenn ein Mann, der die Achtung und Liebe seiner Gemeine hat, sich für eine von seinen Obern begünstigte nützliche Abänderung in Kirchensachen öffentlich erklärt, wenn er die zu ihr vorbereitenden Ideen erst oft, deutlich und mit Wärme vorträgt, wenn er iede andere Zusammenkunft mit seinen Gemeingliedern dazu

benutzt, sie ihnen zu empfehlen, wenn er stets von der Pflicht, in Christo zu wachsen, spricht und die vorwaltende Neuerung als einen wahren Wachsthum in Christo vorzustellen weis, wenn er in allen Winkeln seines Kirchspiels für einige Mitapostel sorgt, die zu den übrigen Pfarrkindern auch seine Sprache führen, wenn er bei den ersten Versuchen der Neuerung alle seine Kräfte aufbietet, sie auffallenderbaulicher zu machen, als das Alte war, wenn er einzelne Starrköpfe mit Schonung behandelt, einen von ihnen nach dem andern auf seine Seite zu bringen sucht, die unbeweglichen lieber beim Alten aussterben lässet und sein Hauptaugenmerk auf die Bildung der neuaufwachsenden Generation zur Neuerung richtet — — wie sollte es möglich sein, daß ihm sein Unternehmen fehlschlüge? Man hat Beispiele, daß Geistliche blos dadurch, daß sie durch Uneigennützigkeit das Herz ihrer Pfarrkinder in Händen hatten, iede Neuerung ohne Widerrede durchsetzten; ebenso, wie man Beispiele hat, daß ganze Gemeinen blos ihrem Prediger zum Possen, weil er das Jahr drauf sehr strenge im Zehnten war, ein neues Gesangbuch, das sie das Jahr vorher schon angenommen hatten, wieder wegwarfen.

Ich habe mich, wenn ich nicht irre, über die wichtigsten Hindernisse bei liturgischen Verbesserungen mit Ihnen bisher unterhalten, geliebter Mann, Gott gebe nur, daß zu selbigen nicht noch das allergrösseste hinzukomme; da es dann um die gute Sache des Christenthums wenigstens für unser Zeitalter geschehen sein würde. Liturgische Verbesserungen sind allerdings **kirchliche** Aufklärung; sollten es nun die Feinde der Aufklärung dahin bringen, daß die Obrigkeiten es zum feststehenden Princip machten, um den Revolutionswesen zuvorzukommen, **die Aufklärung überhaupt** nicht mehr zu befördern, so ists auch um alle Hofnung einer bessern Liturgie gethan. Die Liturgie ist die Aussenseite der Religion; sollte es den neuern Hiperorthodoxen gelingen, Machtsprüche zu bewirken, daß durchaus an keine Veränderung des Lehrbegrifs gedacht werde: so dürfte dis aus allgemein bekannten Grundsätzen die Folge haben, daß es auch mit allen Veränderungen der äusserlichen Gottesverehrung ein Ende hätte. Gott verhüte dis! Es ist aber die höchste Zeit, wie ich glaube, daß alle Edlen zusammentreten und den Völkern sowohl, als der Aufklärung, bei den Fürsten das Wort reden. Den **Völkern** — indem sie beweisen, daß die Menschheit so

schlimm nicht sei, wie sie die erklärten Feinde derselben schildern, und daß kein Fürst etwas zu fürchten habe, so lange die Inskription seines Schlosses bleibt — leben und leben lassen. Der Aufklärung — indem sie die Fürsten lebendig überzeugen, daß sie ihr ihre wahre fürstliche Glückseligkeit zu danken haben; daß sie also nicht wohl thun würden, wenn sie sie wieder zerstören wollten; daß es ihnen sogar unmöglich fallen würde, dis zu bewirken, und daß all das Uebel, welches man der Aufklärung zuschreibt, nun, da die Sachen einmahl so stehen, wie sie stehen, blos davon herrühre, daß die Aufklärung noch nicht allgemein sei. Entweder alle dumm, und ieder so dumm, wie er sein mus, um blos aus Furcht zu gehorchen; oder alle klug, und ieder so klug, wie er sein mus, um aus Vernunft zu gehorchen. Ein Drittes schlägt fehl. In ienem Falle lebt ein Fürst wie ein Tirann unter Sklaven; in diesem lebt er wie ein Vater unter seinen Kindern. In welchem von beiden Fällen mag er wohl besser leben? — —

Erlauben Sie mir nun, geliebter Sch., daß ich Ihnen sage, was ich alles zur Verbesserung der Liturgie rechne, das wenigstens

nach

nach und nach geschehen sollte und geschehen könnte. Ich denke mir dabei ein protestantisches Land, wo alles noch so mit derselben ist, wie es im siebenjährigen Kriege war.

Da der Gesang ein beträchtlicher Theil der äusserlichen Gottesverehrung ist: so ist ein besseres Gesangbuch eins der ersten Dinge, worauf die Verbesserer der Liturgie zu denken haben. Nichts ist in unsern Tagen leichter zusammenzubringen, als dieses. Auch ist es gar nicht nöthig, daß es gerade tausend Lieder sein müssen, drei hundert sind auch genug. Bei der Wahl der Lieder ist nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf die Melodie zu sehen. Man mus es den Alten nachsagen, daß sie hierin Meister waren. Das einfachfeierliche nnd einfachrührende, welches viele ihrer Melodien haben, lässet alles, was die Neuern geleistet, nach meiner Empfindung weit hinter sich zurück, und es ist noch immer mein Trost, so oft ich in eine Kirche komme, wo noch aus einem alten elenden Gesangbuche gesungen wird, wenn das angeschlagene Lied gut ins Ohr fällt. Ich mache alsdann das Gesangbuch zu, höre auf die Melodie und denke mir meinen eigenen Text dazu. Der Sammler eines Gesangbuchs

hat vorzüglich darauf zu sehen, daß er vernünftige Passions- und Abendmahlslieder, wahrhaftigchristliche Trostlieder und Lieder über die einzelnen wichtigern Pflichten sammle; als woran es in den alten Gesangbüchern gänzlich fehlt. Wie oft sah ichs, daß aufgeklärte Christen während der Abendmahlshandlung ihr Gesangbuch unwillig zumachten, um sich nicht zu ärgern; da doch ein guter Gesang da ganz besonders geschickt wäre, die Stimmung der Seele zu frommen Empfindungen und heiligen Entschliessungen fortdauernd zu erhalten! Und — ist die kindische Tändelei, welche in den alten Liedern vom Leiden und Sterben Jesu herrscht, von der aber Jesus selbst, zu seinen Ehren sei es gesagt, nichts wissen wollte, auch wohl zum aushalten? Die Rubrik von Kreutz und Trübsal ist nicht nur in den Gesangbüchern unserer Väter zu übermässig besetzt, sondern die Lieder selbst verschieben auch den wahren Gesichtspunkt, aus welchem ein Christ seine Leiden betrachten soll, athmen gar nicht den kindlichen Geist unserer Religion, übertreiben die Summe des Bösen in der Welt, sind zum Theil heilige Pasquille auf die Providenz und scheinen nur dazu da zu sein, eine ganze Gemeine, die sich zur Freude an Gott erheben soll, hipochondrisch

zu machen. Daß endlich die Moral in den neuesten Zeiten erst vollkommen bearbeitet worden, wissen wir alle; mithin lässet sich auch in Ansehung ihrer von alten Liedern gleich im voraus nicht viel erwarten. Mehrentheils enthalten sie die ganze christliche Moral in nuce, und ein Prediger, der einen moralischen Jahrgang unternimmt, kann ein einziges derselben das ganze Jahr hindurch getrost singen lassen und beweisen, daß es auf alle seine Predigten passe und auf keine einzige derselben passe; auf alle — indem iede Tugend und iedes Laster darin genannt sind; auf keine — indem von keiner einzigen Tugend und von keinem einzigen Laster darin etwas ausführliches gesagt ist.

Die Antwort, welche man oft, wenn man zu einem neuen Gesangbuche anrathet, zu erhalten pflegt, — daß es eine Kontribution für das Land sei — ist Ihnen gewis so bekannt, wie mir. Das sonderbarste dabei ist nur, daß man dis zuweilen aus dem Munde solcher Männer höret, die sich sonst gar kein Gewissen daraus machen, bei ieder Gelegenheit dasselbe Land ohne alle Noth in Kontribution zu setzen. Ich sollte denken, der Aufwand, welcher gemacht

würde, um etwas klügers zu singen, wäre einer der allervernünftigsten Aufwände; und wenn das Gesangbuch nicht unnöthig stark ist, wenn die Obrigkeit die erste Auflage selbst besorgt und die Armen es durch Beitrag der milden Stiftungen und der aufgeklärtern Reichen, die hierzu gern die Hände bieten, unentgeldlich empfangen: so fällt die ganze Einwendung in sich selbst zurück. Ich weis nicht, wo ich es gelesen habe, daß ein Prediger einsmahls ein neues Gesangbuch auf folgende Weise einführte. Er lies sich alle alte Gesangbücher aus der ganzen Gemeine zusammenbringen, gab dafür eben so viel neue zurück und — verbrannte hernach die sämtlichen alten auf dem Kirchhofe feierlich in Gegenwart der ganzen Gemeine. Dieser Einführungsweg dürfte nun wohl nicht allenthalben zum Ziele führen; allein den gesammten Verlagsüberrest vom alten würde ich, wenn ich Landesherr wäre, auch an mich kaufen und ihn in meinem Kamin dem Vulkan opfern.

Das Vorgeben, daß dem gemeinen Manne sein Gesangbuch so heilig sei, wie die Bibel, daß er sich einmahl daran gewöhnt, viel Verse daraus auswendig gelernt, womit er

sich erwecke und tröste u. s. w. enthält gewis viel Wahres; nur schickt es sich theils gar nicht zu einem Einwande gegen ein neues Gesangbuch, theils lässet sich auch, wenn dis wäre, eine sehr leichte Remedur dabei treffen. — Wenn dem gemeinen Manne sein Gesangbuch so heilig ist, als die Bibel; wenn iede Lehre und ieder Trost, die er sich einsingt, tiefer in ihn einzudringen pflegt, als die er blos lieset oder höret: so sollte man ia eben deswegen um so mehr mit einem neuen und bessern Gesangbuche eilen, damit er desto eher etwas wahres und gutes in sich einsänge, und so wäre es das erste, was man thun müste, wenn man unvermerkt gesunde Vernunft, wahres Christenthum und lebendigen Trost in den untersten Ständen allgemein ausbreiten wollte. In der That, das hiesse ia also die Sache am rechten Orte angreifen, wenn man aufklären wollte; nicht hintreten und die Backen voll Aufklärung nehmen, sie ausblasen und sprechen — da nehmt hin die Aufklärung, oder, höret zu, iezt wollen wir euch aufklären — sondern dasienige Buch klüger machen, welches Tausenden das Buch aller Bücher ist. Und dann — hat der gemeine Mann aus seinem alten Gesangbuche einmahl viel auswendig gelernt, nun, so lasse

man ihm das auswendiggelernte immerhin zu seiner Privaterbauung und führe das neue nur in Kirchen und Schulen ein, damit die aufwachsende neue Generation es nach und nach ebenso auswendig lerne. Mir sind dann doch gemeine Leute genug bekannt, die solchergestalt die Gellertschen Lieder iezt ebenso auswendig wissen, wie andere die Lieder des Beniamin Schmolke, und das ist doch wohl ein anderes Ding, wenn der Christ iene Lieder auswendig kann. Es ist mir daher oft, wenn ich Prediger ienen Einwurf gegen ein neues Gesangbuch stark treiben hörte, so vorgekommen, als meinten sie sich selbst und nenneten nur ihre Zuhörer; denn, wenn ich hernach Gelegenheit hatte, einer Predigt von ihnen beizuwohnen: so fand ich, daß sie ein Schock Verse, die sie einmahl auswendig wusten, einflickten, und so wollten sie vermuthlich nur, weil sie einmahl diese elende Methode zu predigen hatten, keine neuen Verse auswendig lernen. Die Hauptsache ist immer, daß ein beträchtlicher Theil der Gemeine ein besseres Gesangbuch fordere, und wenn der Prediger das bewirken will, so mus es ihm äusserstleicht zu bewirken sein. Dieser Theil verdient alsdann so viel Achtung, wie die übrigen; ein Argument, das auch die

ärgsten Starrköpfe in der Gemeine gelten lassen müssen. Aus diesem Grunde darf der Prediger wenigstens gleich anfangs abwechseln, und wenn er sich dann die Mühe gibt, zuweilen zwei Lieder über dieselbe Materie aus beiden Gesangbüchern singen zu lassen und in seiner Predigt beide gegen einander zu halten und das Licht- und Sachevollere, das Belehrendere und Tröstendere des neuen Liedes darzustellen: so wird er endlich ohne weitere Widerrede das alte ganz auf die Seite legen können. — Müste er aber die Klage führen, daß wirklich seine ganze Gemeine gegen das neue Gesangbuch wäre: so hätte er klüger gethan, wenn er geschwiegen; ich sage es ihm ins Gesicht, daß er ein Religionslehrer sei, der während seines Amtes seine Schuldigkeit nicht gethan, d. h. nicht für Aufklärung der Gemeine gesorgt hat.

Nächst dem bessern Gesangbuche ist eine bessere Agende äusserst nothwendig. Schon das ewige Einerlei wird langweilig, kalt und ekelhaft. Wenn nun aber das einzige vorgeschriebene Formulare noch dazu ein ganz und gar elendes und so unter aller Kritik ist, daß man heut zu Tage, wenn ein Mensch auch nur so einen Brief schriebe, ihn für einen der elendesten Skribler halten würde: so mus man

gestehen, daß es nicht schlimmer mit der Religion gemacht werden könne, und wenn man recht absichtlich sie dem Spotte aussetzen wollte. Und doch — wie feierlich, wie ehrwürdig und rührend könnten alle dieienigen Religionshandlungen werden, welche iezt wirklich blosser leidiger Religionsmechanismus sind, wenn es darnach angefangen würde! Von den sogenannten Kollekten an bis zum Kirchengebete — von der Taufhandlung an bis zur Abendmahlshandlung — — was für ein weites Feld zur Erndte für Geist und Herz, und wie liegt es noch so unverantwortlich Brache! Sollen schlechterdings Formulare dazu sein, so müssen wenigstens sechs verschiedene zu ieder Handlung sein, und diese sechs müssen alle zweckmässig und sowohl dem wahren Geiste der Religion, als dem Geiste des Zeitalters angemessen sein. Es ist warlich des festesten Augenmerks aller protestantischen Fürsten würdig, daß sie, wenn eine Agende in ihrem Lande Statt finden soll, eilen, eine bessere herbei zu schaffen. Je länger diese aussen bleibt, desto mehr mus die Verachtung der Religion um sich greifen. Die Handlungen selbst werden in den Augen der Christen fade, vor und bei welchen so fade Dinge abgelesen werden.

Noch vollkommener aber handeln Fürsten, wenn sie eine solche bessere Agende zwar sammlen lassen, iedem Prediger aber es freistellen, ob er sich ihrer bedienen wolle, oder nicht. Das eigentliche Christenthum weis von gar keiner Agende; alles Agenden- und Formularwesen ist wahres Judenthum. Soll der gemeine Christ schon aus dem Herzen beten, wie vielmehr der christliche Lehrer! Nur die Einfalt der Prediger hat den Grund zum Agendenwesen gelegt; die Fortsetzung desselben mit Zwang ist also ein wahrer Freiheitsbrief für diesen Stand, daß er einfältig bleiben solle. Und wie kommen kluge und brave Religionslehrer dazu, daß sie, wenn sie selbst etwas besseres sagen können, als in der Agende steht, schlechterdings das schlechtere lesen sollen?

Man sage nicht, so würden auch einfältige Prediger sich klug dünken, sich von der Agende dispensiren und noch schlechtere Anreden und Gebeter halten, als die Formulare sind. Erstlich — warum erlaubet man ihnen denn, schlechtere Predigten auszuarbeiten und zu halten, als auch schon gedruckt zu haben sind? Und dann — so bin ich lebendig überzeugt, daß solche Prediger, wenn sie ein-

mahl aus Ehrgefühl die Agende verliessen, auch aus Ehrgefühl, wenn sie selbst nichts besseres leisten könnten, etwas besseres der Art von Andern entlehnen und auswendig lernen würden, als woran iezt kein Mangel ist. Was für Nutzen würden dann alle die kirchlichen Handlungen und Gebräuche stiften, die iezt ohne allen Nutzen sind, ia, durch die üblen Eindrücke, welche sie auf Menschen von Geschmack und Bildung machen, sogar den grössesten Schaden anrichten! Man sieht es ia bei einzelnen solcher Handlungen, die noch hier und da dem Prediger zu eigener Einrichtung überlassen sind. Die Einsegnung der Katechumenen am Altare z. E. erlaubet dem Prediger viel Freiheit, und wie viel wird hierdurch gewirkt! An einigen Orten zwar hörte ich, daß dieser wahrhaftigerbauliche Akt wenigstens noch mit einem formularischen Gebet geschlossen ward; aber auch da machte ich die Bemerkung, daß die Gemeine bei weitem während dieses vorgeschriebenen Schlusgebets nicht die Andacht blicken lies, welche sie bei dem Anfangsgebet, das der Prediger aus dem Herzen that, unverkennlich äusserte. Ferner — die Krankenbesuche, wo der Prediger völlig freie Hand hat, wie rührend werden sie, wenn sie ein Mann abstattet, der ein

christlicher Religionslehrer zu sein verdient! Nun, ebenso würden auch alle übrige Religionshandlungen und Religionsgebräuche von gleicher Erbauung werden können. Die Prediger, wenn sie sähen, daß sie, ie besser sie selbige einrichteten, desto mehr geschätzt würden, würden darauf studiren und würden wetteifern, sie immer erbaulicher zu machen. Man könnte, um ihnen dis zu erleichtern, auf Universitäten Kollegia darüber lesen; die wenigstens mehr auf den Zweck des Predigtamts hingreifen würden, als zehen andere. Man könnte, um sie dazu zu ermuntern, in Konsistorien darüber examiniren; wodurch man wenigstens auch die Stellen mit nützlichern Männern versehen würde, als durch das Examen über den hebräischen Kodex, über simbolische Bücher, Polemik, Kirchen- und Kezergeschichte u. s. w.

Lassen Sie uns nur bei den sogenannten Kollekten anfangen! Wie schön wäre das, wenn der Prediger durch sie auf sein Thema, ehe er es abhandelt, schon hinwiese, und wenn er es abgehandelt hat, noch einmahl zurückwiese! Ich bin in Kirchen gewesen, wo dies geschah, und da hörte die ganze Gemeine zu meiner Freude ebenso auf die Kollekte, wie

sie auf die Predigt hörte, statt daß in andern, wo die alten hundertjährigen Kollekten noch nach der Reihe abgelesen wurden, kein Mensch darauf hörte. Und — hat das öffentliche Kirchengebet nicht dasselbe Schicksal? Ist die Zeit, während welcher es abgelesen wird, nicht gerade diejenige, in welcher sich die Tempel in Konversationssäle verwandeln? Ich habe Männer von Kopf und Herz aus dem Stegreife, kurz und gedrängt dergleichen Kirchengebete thun hören, und noch denke ich mit Entzücken an die Stille der Andacht zurück, mit welcher die ganze Gemeine ihnen nachbetete. Wer die moralische Kraft des vereinigten Gebets kennt, dem mus es doch Jammerthränen ablocken, daß eine Cerimonie, die so allgemeine Rührung stiften könnte, noch immer so ganz und gar nicht gehörig benuzt wird. Und dann — denken Sie einmahl an die gewöhnlichen Tauf- und Trauformulare! Kann etwas abgeschmackteres bei solchen Gelegenheiten gesagt werden, als diese noch in den meisten protestantischen Ländern sind? Ich bleibe hier nur beim Trauformular stehen. Wie oft war ich Zeuge davon, daß der Bräutigam, um nicht zu lachen, sich in die Lippen bis, und daß die Braut bei gewissen Stellen schamroth ward!

Jedes vernünftige Paar klagte nach der Trauung über die elenden Sachen, welche ihm da vorgesagt worden wären, und lies es dann freilich, weil ihm der Akt nicht weiter vorkam, bei der blossen Klage bewenden. Wie viel Gutes könnte aber da am Altare nicht jungen Leuten gesagt werden! Sie könnten über ihre neuen Pflichten belehrt, zur Ausübung derselben ermuntert und in innigster Liebe gegen einander gestärkt werden. — Die Formulare bei der Beichte- und Abendmahlshandlung sind von gleichem Schlage. Das leztere besonders enthält empörende Stellen, die in den lutherischen Kirchen sogar hiperlutherisch sind. Nirgends aber könnte ein Lehrer der Religion besser reden, als bei dieser Handlung; nirgends müste er, da die Gemüther durch die hohen Begriffe von ihr dazu vorbereitet sind, mit mehrererm Eindruck reden können, als da. — Ich übergehe die übrigen alten Formulare, welche alle um nichts besser sind, schiebe aber den grössesten Theil vom Verfall des Christenthums, worüber man seufzt, auf die Schuld der geist- und seelenlosen Agende, die schon darum eine wahre Schande unsers Zeitalters ist, weil sie mit den fortgeschrittenen Religionsbegriffen desselben förmlich kontrastirt und bei dem gemeinen

Manne alles das wieder niederreisst, was sein aufgeklärter Prediger etwa in seinen Predigten an ihm bauet. O wann wird man sich doch der guten Sache der Christusreligion von dieser Seite gehörig annehmen! Ich will Ihnen Länder nennen, wo man den Geistlichen noch neuerlichst bei Suspension untersagt hat, in den eingeführten Formularen auch nur eine Silbe zu ändern. „Es stehe ihnen nicht zu, als Subordinirte so etwas zu thun, war der Grund, den man gegen sie brauchte; nur das Konsistorium habe das Recht, abzuändern." Wie aber, wenn nun die Konsistorien dergleichen schlechterdings nothwendige Abänderungen nicht treffen? Und wo steht es geschrieben, daß sie dieses Recht ausschlüslich nur haben? — —

Nach Gesangbuch und Agende mus auch für einen bessern Katechismus gesorgt werden. Der Einfall, einen Katechismus zu machen, war einer der vernünftigern Einfälle der Vorwelt; man muste aber auch auf ihn kommen, sobald man die Religion als eine Wissenschaft betrachtete. Nur sollte ein christlicher Katechismus durchaus nur ein kurzer Begriff der halben, aber nicht der ganzen heiligen Schrift, d.

h. nur des neuen Testaments sein. Auch müste er ein wirklicher kurzer Begriff der Christenbibel selbst, aber nicht des theologischen Sistems sein, wie er durchgängig noch ist. Religion, d. h. praktische Wahrheit soll er enthalten; aber nicht Theologie, oder spekulatife Wahrheit. Luthers Katechismus, der wider die Absicht des wackern Verfassers zum simbolischen Buche in der lutherischen Kirche erhoben worden ist, mag zu seiner Zeit gut gewesen sein; iezt ist es eine Schande, an ihm genug zu haben, und alle Verbesserungen, welche man mit ihm durch beigefügte Zusäze vornimmt, gleichen der Reparatur eines alten Hauses, aus welchem doch einmahl nichts rechts werden kann. Die Hauptfehler sind, daß er die christliche Moral nach dem durchaus unvollkommenen jüdischen Dekalog zugeschnitten und die christliche Glaubenslehre in das athanasianische Bekenntnis gepresst hat. Seine übrigen sogenannten Hauptstücke bedurften keiner besondern Abhandlung, sondern konnten bei Glaubenslehre und Moral eingeschaltet werden. Man siehet übrigens, daß er vom Unservater selbst nicht den rechten Begriff gehabt habe, indem er es nicht als blosses Apostelgebet betrachtet, welches es doch offenbar war. Seine Vor-

stellungen von der Taufe sind übertrieben, und seine Ideen vom Abendmahl, die er auf seinem Todbette selbst zurückgenommen haben soll, empören den schlichten gesunden Menschenverstand. Bei den zehen Geboten ist zwar sein **was ist das** noch immer das beste; aber auf solche Art bedurfte es des **Dekalogs** nicht einmahl, sondern er durfte nur bei den **zwei vornehmsten Geboten** stehen bleiben, so konnte er auch alles hinein stopfen. Daß er aber den ganzen christlichen Glauben in die Lehre von der Trinität gezwängt, ist noch vorurtheilvoller; weil nicht Jesus, sondern Athanasius diese Lehre zur ersten Glaubenslehre und zur Quintessenz der ganzen christlichen Religion gemacht hat.

Die Moral ist und bleibt in einem Volkskatechismus die Hauptsache, und die Glaubenslehren sind nichts, als Motifen zu ihr. Was also wirklich kein Motif zu iener ist, sollte auch keine Glaubenslehre sein. „**Besserung zu Gott im Glauben**" d. h. Aufklärung des Verstandes und Herzens, welche Gott durch die christliche Religion befördert wissen will — dis ist das Kennzeichen einer ächten Religionswahrheit. Nur **was nützt und frommt**, wollte Paulus gelehrt

lehrt wissen. Betrachten wir nach diesem Masstabe alle existirenden Katechismen, wo ist ein solcher, der den Beifall des Apostels erhalten würde? Wie überladen sind auch selbst die besten von ihnen noch mit spekulatifer Dogmatik, die den Christen um kein Haar besser und ruhiger und also um nichts seliger macht! Freilich sieht man es wohl manchem von ihnen auf der Stelle an, daß sein Verfasser ihn mehr von ienen unfruchtbaren Lehrsätzen gereinigt haben würde, wenn er gedurft und nicht gefürchtet hätte, daß man von allen Seiten über ihn her schreien würde; allein er ist dann nun doch einmahl so, wie er ist, und wird dadurch um nichts reiner.

Besonders scheint es ein Hauptfehler an allen Katechismen zu sein, daß mitten im christlichen Unterricht so viel über Jesum selbst vorkommt, daß dis einen eigenen Artickel ausmacht und daß dieser Artickel der weitläuftigste ist. Was würden wir sagen, wenn in der mosaischen Religion ein Artickel über Moses selbst befindlich, und wenn dieser Artickel der stärkste wäre? Der christliche Katechismus soll ia das enthalten, was Christus gelehret hat, und so gehört der Artickel de Christo, oder der Unterricht

über ihn selbst und über seine Person u. s. w. nicht in ihn hinein, sondern sollte blos die Einleitung zu ihm ausmachen. Wenn der Jugend kürzlich gesagt wäre, daß Jesus von Nazaret die beste Religion gelehrt und sie mit seinem Tode versiegelt habe, dann sollte man zur Sache schreiten und weiter nichts, als diese Religion, die er noch sterbend gelehrt, vortragen. Da kann man nun entweder die Glaubenslehren voran stellen und dann die Moral aus ihnen ableiten, oder man kann die Moral voran stellen, und die Glaubenslehren als Motifen hinten anfügen. Jesus bediente sich beider Arten des Religionsunterrichts bei seinen Vorträgen. „Gott ist ein Geist — also müsset ihr ihn im Geiste anbeten." Hier steht das Dogma erst und die Moral wird daraus abgeleitet. „Seid vollkommen; — denn euer Vater im Himmel ist es." Hier steht die Moral zuerst und das Dogma als Motif zu ihr zuletzt. Meines Erachtens würde ein Katechismus am besten also eingerichtet, daß man nach vorausgeschickten Empfehlungen der christlichen Religion, wobei von Jesu das Nöthige vorkäme, die Glaubenslehren, und zwar nur die, welche Jesus wirklich gelehrt hat, zuerst stellte, und dann unmittelbar aus ihnen allen die Noth-

wendigkeit der Tugend im Allgemeinen erwiese und die Ruhe der Menschen im Allgemeinen auf ihnen gründete, zuletzt aber die einzelnen Pflichten durchginge und iede derselben mit Aussprüchen Jesu und der Apostel und mit Gründen aus ihrem Bezuge auf menschliche Glückseligkeit, der mit wenig Worten allemahl recht anschaulich gemacht werden müste, empföhle. Da der Katechismus überhaupt die Grundlage des Religionsunterrichts der Jugend zu sein pflegt, so wäre ein kluger Katechismus das sicherste Mittel, die kommende Generation wenigstens zu einer durchgängig aufgeklärten zu machen, und da in den Kirchen auch fleissig über ihn katechesirt werden müste, so diente er zugleich dazu, auch der gegenwärtigen Generation mit richtigern Begriffen nachzuhelfen.

Da auch besonders auf dem Lande, wo es den Schulmeistern oft überlassen ist, Gottesdienst zu halten, Predigtbücher in den Kirchen sein müssen: so ist es höchstnöthig, für bessere Postillen zu sorgen. Wie erbärmlich die mehresten der noch vorhandenen, die aus dem vorigen Jahrhunderte herrühren, wo man elend über die Religion dachte und noch elender über sie sprach, beschaffen sind,

brauche ich nicht zu sagen. In der einen steht mehr Latein, als Deutsch; in der andern befinden sich mehr Historchen, als Religionswahrheiten, und alle wimmeln sie von spitzfündiger Dogmatik, oder von kindischer Mistik, oder gar von allen Arten von Vorurtheilen. Das kürzeste Mittel, die alten schlechten zu verdrängen, wäre, daß ieder Prediger einige Jahrgänge Predigten, völlig ausarbeitete und sie leserlich abschriebe. Wenn er dann nicht selbst predigen könnte oder wollte, so gäbe er seine auf den Tag eingerichtete Predigt an den Schulmeister, welcher sie abläse. Wie sollte es möglich sein, daß seine Obern ihm das untersagen könnten? Wenn er nun an dem Tage selbst predigte, hielte er da nicht seine eigene Predigt? Warum soll er im Gegenfalle nicht zum Schulmeister sagen dürfen — da hast du meine Predigt, lis sie an meiner Statt der Gemeine vor.? Freilich versteht es sich, daß in solchen Predigten der Prediger nicht in seiner Person sprechen mus, welches den Schulmeister hernach gar possierlich kleiden würde; allein das Sprechen in seiner Person schickt sich überhaupt, einzige wichtige Fälle ausgenommen, die dann, wenn der Schulmeister ablieset, doch auch wohl wegfallen, nicht auf die Kanzel. Sind Prediger zu

träge, oder gar zu unwissend, solche ganze Jahrgänge zu liefern: so gibt es ia iezt neuere gute Postillen genug, unter welchen sie wählen können, und der Ankauf derselben ist gewis eine der rühmlichsten Ausgaben für den Gotteskasten. Nebenbei würde auch hierdurch die häusliche Andacht gewinnen. Man würde nach und nach Geschmack an bessern Hauspostillen und an vernünftigern Erbauungsbüchern überhaupt finden, und so würden endlich auch die Bauerhäuser, welche von solcher erbärmlichen Lektüre noch wimmeln, davon gereiniget werden.

Ich bin lebendig überzeugt, daß ohne diese Fürsorge der Obern für bessere Gesangbücher, Agenden, Katechismen und Postillen auch der aufgeklärteste Prediger nur wenig Nutzen stiften könne. Was hilft es ihm, die bessern Begriffe von den Religionswahrheiten öffentlich vorzutragen, wenn seine Gemeine kurz vor- oder nachher die falschen sich wieder ins Gedächtnis singt; oder wenn er, indem er vorgeschriebene Gebeter zu lesen anfängt, sich selbst in seiner Predigt widerspricht; oder wenn im Katechismus gerade das Gegentheil von dem, was er lehret, steht und also in der Schule gelehrt wird;

oder wenn der Schulmeister den Sonntag drauf aus der Postille dasselbe Vorurtheil wieder ehrwürdig macht, welches sein Pastor Sonntags vorher auf der Kanzel ins Blosse gestellt hatte. ??? Wenn das kein Zickzack ist, worinn die Seelen herumgeführt werden, so gibt es keinen. Glaubt man, das Volk denke bei seinen Gottesverehrungen, oder nicht? Ist das leztere, so würde ich den unmasgeblichen Vorschlag thun, die Kirchen lieber zuzuschliessen; denn was sollen sie weiter offen stehen, wenn keine denkende Wesen in sie eingehen? Glaubt man aber, daß die Leute denken, was sollen sie denken, wenn sie an iedem Sonntage Widersprüche zwischen Lied, Predigt, Kirchengebet u. s. w. finden? Einige schlagen sich auf die Seite ihres vernünftigern Predigers und machen das unvernünftige Gesangbuch zu und hören nicht auf das unvernünftige Gebet. Daher an vielen Orten der Uebelstand, daß man mit angehender Predigt erst zur Kirche kommt und sie wieder verlässet, sobald der Prediger Amen gesagt. Andere nehmen gar keine Parthie, sondern halten nun das ganze Religionswesen für Aberglauben, Erdichtung und Volkstäuschung. Aus diesen Hinsichten ist eben, wie schon gesagt, eine durchgängige Verbesserung

unserer Liturgie nun äusserst nothwendig und die Hintenansetzung derselben kann nicht anders, als gänzlichen Verfall der Religion nach sich ziehen. Wir sind einmahl auf allen Seiten zu weit vorgeschritten; lässet man uns auf dieser in einer so ungeheuern Strecke zurück, so kann es kaum anders kommen, als — daß diese Seite ganz aufgegeben werde. Ich zweifle keinesweges, geliebter Sch., daß Sie hierin völlig meiner Meinung sind. Leben Sie glücklich, bis Sie von mir wieder einen Brief erhalten.

VIII.

Über dasselbe an denselben.

In meinem vorigen hatte ich es blos mit Verbesserung der Bücher zu thun, welche bei den öffentlichen Gottesverehrungen gebraucht zu werden pflegen. Vieleicht haben Sie eine bessere Bibelübersetzung, als die gewöhnliche ist, dabei vermisst; ich werde aber hernach noch gelegentlich meine Meinung hierüber sagen. Es ist mir heute noch übrig, die ganze äussere Form zu beschreiben, welche die öffentliche Gottesverehrung, iene bessern Bücher vorausgesetzt, nach meinen Gedanken haben müste, wenn sie durch Hülfe der Sinnlichkeit des Menschen den Nutzen, welchen sie stiften kann, stiften soll.

Wir haben zu oft Kirche. —— Erschrecken sie nicht über diesen Anfang, geliebter Mann; er ist doch Wahrheit. Ich kenne protestantische Städte, wo Tag für Tag sogenannter öffentlicher Gottesdienst ist. Ent-

weder es mus zu den Zeiten unserer Vorfahren, aus welchen dis noch herrührt, um so viel wohlfeiler zu leben gewesen sein, daß der Bürger, statt sechs ganze Tage zu arbeiten, nur sechs halbe zu arbeiten brauchte, um sich und seine Familie zu ernähren, oder man mus geglaubt haben, Mönchthum sei Christenthum. Oeffentlicher Gottesdienst ist ia nicht das Christenthum selbst; dieses besteht in Thätigkeit im Guten; er ist nur das Mittel, diesen Zweck zu befördern. Wenn wir nun unaufhörlich uns zur Gottseligkeit reitzen und ermuntern sollen, wann sollen wir die Gottseligkeit selbst ausüben? Es ist auch offenbar, daß wir gegen die heiligsten Dinge gleichgültig werden, wenn wir tagtäglich ihren Anblick haben. Eine weise Verseltenerung derselben, insofern sie mit ihren Absichten selbst bestehen kann, ist das einzige Mittel, sie gleichehrwürdig zu erhalten. Der Erfahrungsbeweis hiervon ist da. Die Kirchen stehen in solchen Städten, wo sie täglich geöfnet werden, leer. Jeder lässet sich heute durch die geringste Kleinigkeit vom Kirchengehen abhalten, weil er denkt, oder Andere zu ihm sagen — du kannst sia morgen hineingehen. Morgen gehts wieder so, u. s. f. Hingegen findet man da,

wo seltener Gottesdienst ist, mehr Drang nach ihm, und mehr Andacht bei ihm. Ich habe nirgends andächtigere Gottesverehrungen gesehen, als auf meinen Reisen in katholische Länder, wo die Protestanten nur dann und wann eine Kirche besuchen konnten und — weit darnach reisen musten. Alle Wochenpredigten sollten also wegfallen. Es heisst in Ansehung ihrer nur, daß Kirche sei, und ist nicht wahr. Kommt man in die Kirche, so ist keine Kirche, d. h. keine Gemeine besammen, und der Prediger spricht zur Schmach seines Amts zu leeren Chören und Stühlen. Ebenso müsten auch alle sogenannte Betstunden wegfallen. Ich weis ihren Ursprung allenthalben nicht; so viel aber weis ich, daß sie in manchen Ländern von einer Pest, die geherrscht haben soll, oder auch von dem dreissigiährigen Kriege herrühren. Nun sind aber iene gewesenseinsollende Pest sowohl, als iener wirklichgewesene dreissigiährige Krieg längst vorbei, und die ihrentwegen eingeführten Betstunden dauern noch immer fort. Es kommt mir damit, wie mit gewissen Auflagen vor, die auch nur zu bestimmtem Behuf und auf eine bestimmte Zeit eingeführt werden, hernach aber Jahrhunderte drüber getrost fortdauern. Ueberhaupt mag das wohl zu den

Zeiten unserer Grosgrosväter gegolten haben, daß man Krieg und Pestilenz, Ueberschwemmung und theure Zeit **wegbeten** könne; seitdem aber die Lehre von dem sogenannten Strafgerichten Gottes und von den Landplagen in ein helleres und christlicheres Licht gesetzt worden ist, will man an die Kraft dieses Mittels nicht mehr glauben. Warum also den gemeinen Mann noch immer täuschen — durch Gebet und Betstunden sogar täuschen? Gibt es vollends noch hier und da Frömmlinge, die sich durch heiligen Müssiggang um die Gesellschaft verdient zu machen glauben: so wird diesen wirklich Nahrung für ihren geistlichen Stolz dadurch gereicht, daß sie sich, die pünktlichen Betstundenbesucher, **für die Ableiter alles Unglücks vom Vaterlande**, alle andere aber als Sünder betrachten, die ihnen nur ihre Verschonung und Rettung zu danken haben.

Sechs Tage sollst du arbeiten — hierbei müsse man bleiben! Es thut in diesen Zeiten, wo die Preise der Lebensmittel immer höher steigen, warlich Noth. Wenn ein tagtäglicher Dienst im Tempel wieder Statt finden sollte, so wäre es am besten, daß man wieder, wie in Israel, gewisse Fa-

milien zu demselben einzig und allein widmete, statt daß man die ganze Nation demselben heiligen will. Es ist am Sonntage genug. Man setze dazu die sogenannten drei hohen Feste, die aber auch mit einem Tage abzuthun wären, den Neuiahrstag und — das Reformationsfest. Diesem letztern würde ich in unsern Tagen die höchste Heiligkeit geben. Alle übrigen Feste nähren nur Andächtelei, Müssiggang und Ueppigkeit. Viele protestantische Fürsten haben diesen Grundsatz in neuern Zeiten befolgt und die Zahl der Feiertage vermindert. Es ist sehr zu wünschen, daß die übrigen ihrem Beispiele nachfolgen und dadurch den Gottesverehrungen ihre wahre Würde und dem Sonntage seinen eigenthümlichen Vorzug wiedergeben. Zu gleicher Zeit ist dann aber auch zu wünschen, daß man darauf sehe, daß die einzigübrigbleibenden öffentlichen Gottesverehrungen fleissig besucht werden. Sobald sie die einzigen sind, wird dieser Zweck schon hierdurch nebenbei zum Theil erreicht werden; ich glaube aber doch, daß die Obrigkeit noch mehr dazu thun müsse. Sabbatsmandate sind freilich widersprechend, weil wir keinen Sabbat mehr haben; auch sind sie an vielen Orten so überstrenge abgefasst, daß sie mit der christlichen Freiheit of-

fenbar streiten. Allein — so lange die Kirche der einzige Ort ist, wo der erwachsene gemeine Mann Unterricht über Wahrheit und Tugend empfängt, oder etwas vernünftiges und gutes hört und denkt, und so lange er im Ganzen noch immer das ist, was er ist: so lange dürften Vorschriften über die Sonntagsfeier wohl vonnöthen sein. Wenn es ihm frei steht, zu einer und derselben Zeit entweder zur Kirche zu gehen, oder zu arbeiten, oder zu kegeln: so dürfte von drei vielleicht nur einer das erste thun. Wenn alsdann die Obrigkeit, welche die Vorschrift gibt, sie auch selbst befolgt und die vornehmeren Stände ihr darin nachahmen: so ist kein Zweifel, daß auch das Volk sich an sie anschliessen werde. Grosse Schmausereien aber an Sonntagen sollten durchaus nicht gelitten werden; weil durch die dazu erforderlichen Zubereitungen gerade diejenigen Glieder der häuslichen Gesellschaften, welche des Unterrichts am meisten bedürfen, ich meine die Dienstboten, vom Kirchengehen abgehalten werden. Ueberhaupt mus es keinem Privatmanne frei stehen, durch irgend eine seiner Anstalten im Hause einer öffentlichen Anstalt des Staats entgegen zu arbeiten oder ihren Zweck gar zu vereiteln.

An iedem Sonntage wäre es dann an einer Predigt genug, die Vormittags gehalten würde, und der Nachmittagsgottesdienst, auch in den Städten sogar, sollte blos der Katechisation gewidmet sein. Daß diese weit mehr Nutzen stifte, als das Predigen, und daß sie besonders das einzige Mittel sei, dem gemeinen Manne zu deutlichen Religionsbegriffen zu helfen, ist gar keine Frage mehr. Warum wird es aber noch so äusserst vernachlässigt — besonders in den Städten? Wenn derselbe Lehrsatz, dieselbe Pflicht, derselbe Trost, welche vormittags in einer Rede abgehandelt wurden, nachmittags durch Fragen und Antworten nochmahls recht aus einander gesetzt und für den Verstand völlig klar und für das Herz völlig praktisch gemacht würden, welchen Nutzen müste ein solcher christlicher Sonntag stiften! Dieienigen, welche die vormittägige Predigt mit angehört, hätten dann Gelegenheit, ihre wichtigsten Gedanken und Sätze durch heilsame Repetition erst recht zu verdauen und sie so zur eigentlichen Seelenspeise für sich zu machen, und die, welche die Predigt nicht hätten anhören können, verlöhren sie solchergestalt nicht. Und warum ist auch die Zahl der letztern in den Städten so gros? Man sehe doch den Landmann an!

Eben darum, weil er nur eine Predigt sonntäglich hat, richtet er sich darnach ein, daß er sie mit seinem ganzen Hause fast anhören könne. Man bilde sich in der Stadt doch nach seinem Beispiele! Zur Bewahrung des Hauses und zur Abwartung der kleinen Kinder in selbigem ist es auf so ein Paar Stunden doch wohl an einem erwachsenen Familiengliede genug, und ie stärker dann eine Familie ist, desto seltener kommt die Reihe herum. Die Zubereitung des Mittagsmahls aber sollte am allerwenigsten Leute von der Kirche abhalten; da es auf mancherlei Weise in der Gewalt einer Hausmutter ist, dis zu verhindern, ohne daß die Magen sämtlicher Hausgenossen dabei zu kurz kämen.

Es ist freilich schwerer, gut katechesiren, als gut predigen; allein was die Herren mit Mantel und Kragen noch nicht können, das müssen sie noch lernen, und es ist um so viel nöthiger, daß sie gute Katecheten werden, weil man von dem unter ihnen, der dis nicht ist, sicher glauben kann, daß seine eigenen Religionsbegriffe noch nicht den Grad von Deutlichkeit haben, den sie doch bei ihm, als bei einem Lehrer der Religion, haben sollten. Ich bleibe dabei — wes der Mund nicht

übergeht, des ist das Herz nicht voll; das heisst auch — wer nicht katechesiren oder Andern eine Sache nicht deutlich machen kann, der hat selbst noch keinen deutlichen Begriff von ihr. Starke Ermunterungen, väterliche Ermahnungen, rührenden Trost kann übrigens der Katechet so gut anbringen, wie der in einem fort sprechende Redner; ia, ich möchte sagen, oft noch weit besser.

Zwei Stunden müste dann die längste Zeit sein, daß die vormittägige Gottesverehrung dauerte, und dazu müsten die Stunden von neun bis eilf Uhr bestimmt werden.

Weil die Gemeine nicht zusammen gesungen werden, sondern zusammen singen soll: so müste es durchaus nicht frei stehen, daß ieder erst in die Kirche eingehen könnte, wenn er wollte. Man könnte bei einem Morgenliede sich zwar versammeln und dadurch sich zur Gottesverehrung vorbereiten; so aber, wie dieses sich schlösse, müsten auch die Kirchthüren geschlossen werden, und dann träte der Prediger hin und erweckte die Gemeine zur Andacht bei der nun anhebenden Gottesverehrung und verrichtete ein kraftvol-

les

les Gebet aus dem Herzen, welches zugleich den Hauptinhalt der folgenden Predigt in sich faste. Alsdann würde ein einziges Lied gesungen, das sich zur Predigt schickte; langsam und feierlich. Der Uebelstand ist unerträglich, welchen es verursacht, wenn mit dem Gesange so geeilt wird, als verrichtete man dadurch nur einen Tempelhofedienst, mit dem man ie eher, desto lieber, nur fertig zu sein wünschte. Auch geht dadurch alle Erbaulichkeit und Kraft des Gesangs, die in der That sehr gros sein kann, verlohren. Vieleicht, daß dis an den mehresten Orten von der überhäuften Menge der Lieder, die gesungen werden, herkommt, welchem dann durch den Vorschlag eines einzigen Liedes abgeholfen wäre. Mit dem langen Singen geht es, wie mit dem langen Beten; die Andacht erkaltet und endlich singen und beten die Sing- und Sprachorganen nur. Wo man eine Orgel haben kann, da macht sie allerdings den Gesang noch herzerhebender. Nur mus alsdann der Organist angewiesen werden, weder Schnickschnack zu präludiren, noch die Strophen und Verse damit zu verbinden. Er präludire mit simpler Kunst die Melodie des Liedes, unterlasse im Liede alle spieligte und bunte Uebergänge und halte bei iedem Schlusse eines Ver-

ses mit der Orgel ganz ein; beim letzten Verse finalisire er, wie gewöhnlich. Auf den Gesang folge unmittelbar die Predigt.

Wo bleibt die Kirchenmusik? höre ich Sie fragen. — Mein geliebter Sch., ich bin nun einmahl nicht für diese, und wenn Sie meine Gründe gelesen haben, werden Sie vieleicht meiner Meinung werden. Die Kirchenmusik unter den Protestanten ist ein Ueberrest des Katholicismus, und in diesem war sie ein Ueberrest des Judaismus. Doch dis möchte immerhin sein; die Juden haben auch manches Gute gehabt. Ebenso verehre ich auch die Kräfte der Musik und weis aus eigenen Erfahrungen, zu welch einem hohen Grade von religiösen Empfindungen sie das menschliche Herz zu stimmen vermöge. Man darf nur einmahl dem Liebesmahle zu Gnadau oder Herrnhut beigewohnt haben; so ist man hiervon überzeugt. Allein zwei wichtige Erfordernisse werden vorausgesetzt, wenn die Musik diesen Effekt thun soll. Sie selbst mus darnach sein und das Auditorium mus auch darnach sein.

Wie selten findet sich aber in unsern protestantischen Kirchen ein musikalisches Ohr er-

baut! Man hört entweder alte verlegene Waare, die kein gebildeter Mensch mehr hören will, oder man ärgert sich an der elenden Aufführung. Im voraus davon überzeugt, daß man dergleichen vorfinden werde, richtet sich der geschmackvollere Theil des Publikums so ein, daß er erst nach der Musik zur Kirche komme. Die gesammte Gottesverehrung mus ein aneinanderhangendes Ganzes sein. Ist Kirchenmusik, so mus sie die Empfindungen, welche das Lied vorher erweckt hat, nicht wieder zernichten, sondern noch erhöhen; damit der Religionsvortrag hernach desto leichter und tiefer eindringe. Sie mus ebenso zur Predigt passen, wie das Lied. Die Sänger müssen deutlich singen, und ieder Zuhörer mus den Text, der die Ausführung des Thema des Predigers enthält, in Händen haben, damit er den Sängern folgen, mit ihnen denken und den Schluschoral mit ihnen singen könne. Allenthalben, wo dergleichen Anstalten nicht getroffen werden können, ist die Kirchenmusik mehr Hindernis, als Beförderungsmittel der Erbauung; denn wobei nicht gedacht wird, das kann unmöglich erbauen, und alsdann ist es in der That, als sollte die Musik die Zuhörer in voraus dazu gewöhnen, auch bei der Predigt nicht zu denken.

Auch das Auditorium, sagte ich, müsse darnach sein, wenn Kirchenmusik sein soll. Es mus aus gebildeten, geschmackvollen Leuten bestehen, die Gefühl für Musik haben und simpathisiren können. Das lasse ich mir gefallen, daß in einem Koncertsaale eine gute Musik allgemeinen Effekt thue. Niemand geht leicht dahin, wer nicht Verehrer der Musik ist, und das Auditorium besteht da mehrentheils aus dem engern Ausschusse des Publikums, der sich zu benehmen weis. Kann aber eine gemischtere Gesellschaft sein, als in unsern Kirchen? Wie viele sind da, die aus der Musik gar nichts machen, und wenn diese aus den untersten Ständen sind, wie werden sie sich während derselben, und wenn sie noch so gut wäre, die Zeit vertreiben? Wenn sie nun vollends, wie in den mehresten Fällen, gar nichts taugt und doch halbe Stunden lang währet, wenn Niemand die Sänger verstehen kann und Niemand den Text hat, welchen sie singen: kann es alsdann anders hergehen, als es hergehet, daß sich die Kirche in einen Konversationssaal verwandle und Reihen von fremden Gedanken und förmliche Gespräche die ganze Gottesverehrung vereiteln? Beobachten Sie doch nur in unsern Kirchen während der Musik die Ge-

meine; so werden Sie dis alles buchstäblich bewahrheitet finden; und eben darum bin ich gegen alle Kirchenmusik.

Rechnen Sie noch dazu das Geräusch, welches das Orschester vor- und nachher zu machen pflegt und zum Theil machen mus; so werden Sie ganz meiner Meinung werden. Ich kann es bezeugen, daß ich in vielen protestantischen Kirchen vor dem Laufen und Rennen der Musikanten, vor dem lauten Reden des Musikdirektors von einem Ende des Musikstandes bis zum andern, und — vor dem Einstimmen der Violinen und Violons kein Wort von allem, was der Prediger vor dem Pulte vorlas, verstehen können. Ein wahres Kirchenskandal, das ich aber durchgängig angetroffen habe! Wenn es dann vollends Sitte ist, daß sämmtliche Musikmacher nach geendigter Musik mit und ohne Instrumenten zum Tempel hinaus laufen und unterwegs eine Reihe von Bekannten, die sich, um mit ihnen zu Weine oder zu Branntweine zu gehen, anschliessen, hinter sich her ziehen: so ist oft das Geräusch in der ganzen Kirche noch nicht wieder beruhigt, wenn der Prediger schon auf die Kanzel tritt. Eine bessere Anstalt, als die gröstentheils leidige Kirchenmu-

sik, wäre es vieleicht, wenn das Lied mit einigen guten Instrumenten begleitet würde, um den Gesang noch herzerhebender zu machen. Ich habe dis an einigen Orten gehört, und es that herrlichen Effekt.

Die Predigt mus eine Stunde währen dürfen, aber auch nicht länger. Der Prediger mus schlechterdings ein Redner sein; er mus seine Predigt nicht ablesen, auch nicht wörtlich memorirt haben, sondern über seine völlig ausgearbeitete Disposition aus der Seele auf der Stelle sprechen. Hierdurch wird er planer reden; er wird seinem Athem gemäs interpungiren und weder zu lange, noch zu gedrechselte Perioden bauen. Er wird öftere Wiederholungen anbringen und die Gemeine öfter anreden, welches beides schlechterdings bei einem so gemischten Haufen geschehen mus. Der Anblick der Gemeine wird ihn begeistern und er wird mit mehrererm Feuer sprechen, als wenn er das ablieset oder hersagt, was er auf seiner Studirstube kaltblütig zu Papiere brachte. Ebenso mus der Prediger auch gut deklamiren können; er mus weder unbeweglich, wie eine Säule, da stehen, noch theatralisch gestikuliren, sondern die Geberdensprache mit Anstand und zweckmässig gebrau-

chen. Werfen Sie mir nicht ein, daß dis alles nicht ieder vermöge. Ich antworte Ihnen, wer dis alles nicht kann, der mus kein Prediger sein wollen. Wenn man da den einen Religionslehrer seine Predigt kaum ablesen können, den andern sie absingen, noch einen andern in ewiger Monotonie sie ableiern hört: so ist es kein Wunder, daß die Predigten noch gröstentheils so wenig Nutzen stiften. Daß der Prediger vorher schon sein ausgearbeitetes Thema der Gemeine mittheile, wie an grossen Orten wohl der Fall ist, halte ich nicht für rathsam. Es verliehrt dadurch den Reitz des Neuen, und im Fall er über gewisse Materien sprechen wollte, die dieser und iener aus allerlei Ursachen nicht zu hören Lust hätte, so bekommen solche durch ihn gleichsam einen Wink, sich bei Zeiten davon entfernt zu halten.

Reden mus der Religionslehrer dürfen, wovon er will; kirchliche Streitpunkte ausgenommen. Er mus sogar allgemeinbekannte Vorfälle seiner Zeit und seines Orts, wenn es nöthig ist, benutzen dürfen, iedoch ohne dadurch beleidigend und anzüglich zu werden, und der Obrigkeit selbst mus daran gelegen sein, daß er dis thue, weil es ihr lieb sein mus, daß er die ganze Gemeine darüber rich-

tig denken und urtheilen lehre, welches sie durch alle ihre Verordnungen nicht so bewirken kann, als er, den die Kraft der Religion dabei unterstützt. Man mus es dem protestantischen Prediger frei stellen, sich seinen Text selbst zu wählen. Der Evangelien- und Epistelzwang ist von allen Seiten schädlich. Der Prediger selbst predigt sich endlich darüber aus und mus, wenn er eine Kasualrede halten will, die Gelegenheit dazu aus dem eingeführten Texte an den Haaren herbei ziehen. Auch blickt aus der Wahl der Evangelien und Episteln der Geist des Zeitalters, in welchem sie geschah, zu sehr hervor, und dieser passt nicht mehr zu dem unsrigen. Man wuste damals Jesum nicht anders ehrwürdig zu machen, als durch seine Wunder, aus deren Erzählung dann auch der grösseste Theil der Vormittagstexte bestehen. Darüber ist der eigentliche Kern des Evangeliums, die schöne Moral Jesu, für die öffentliche Erklärung vor dem Volke schier ganz verlohren gegangen. Des zweimahligen Einzugs Jesu zu Jerusalem und des ganz unchristlichen und dürftigen Neujahrstextes nicht einmahl zu gedenken. Und was die Episteln betrift, so sind diese grösten theils so gewählt, daß man der Meinung werden müste, alle unsere heutigen christlichen Ge-

meinen bestånden aus lauter getauften Juden. Was soll denn ietzt nach achtzehen Jahrhunderten noch die ewige Erzählung der ehemahligen iüdischen Geschichte, Religionsgebräuche, Sitten, Moden u. s. w. vor einem christlichen Volke? Der Lehrer selbst wisse sie immerhin, um seine Bibel selbst zu verstehen; er lasse sie aber bei christlichen Gottesverehrungen auf die Seite gestellt. Am besten thut der Prediger, wenn er auf den Fall, daß er völlig freie Wahl hat, seinen Text aus den Reden Jesu selbst nimmt und hernach in der Predigt åhnliche Aussprüche der Apostel damit verbindet. Die Ehre des Textes gebührt nur Jesu; Einer ist unser Meister — Christus.

Jetzt werden Sie die Ursache davon schon merken, geliebter Sch., warum ich in meinem vorigen nicht auch einer bessern Bibelübersetzung gedacht. Ich denke nehmlich auf dieser Seite ganz katholisch, aber freilich aus andern Gründen, und halte es weder für nöthig noch für rathsam, daß ieder Christ die ganze Bibel lese. Das alte Testament ist gar keine Lektüre für den gemeinen Christen. Was interessiirt ihn die ganze iüdische Geschichte, und das gesamte übrige Judenwesen?

Er ist kein Jude. Auch sind viele darin vorkommende Vorstellungen von Gott und Grundsätze der Sittlichkeit warlich nicht von der Reinigkeit, daß man wünschen dürfte, daß der Christ iene in sein Glaubens- und diese in sein Herzenssistem aufnehmen möchte. Die Briefe der Apostel haben zu viel Lokales und Temporelles, und sind auch grossentheils viel zu schwer, als daß sie der gemeine Mann verstehen könnte. Es ist also in der That für ihn am blossen Evangelienbuche genug, und da die Barthische Übersetzung desselben meisterhaft ausgefallen ist, so darf ihm der Prediger diese nur empfehlen.

Wie es dem Prediger erlaubt sein sollte, seinen Text selbst zu wählen, so müste es ihm auch erlaubt sein, zuweilen ohne sogenannten Text zu predigen; theils zur Abwechselung, theils auch, wenn er zu einer nöthigen Kasualrede keinen passenden Text finden kann. In diesem leztern Falle müste der in Frage kommende öffentliche Vorgang selbst die Stelle des Textes vertreten. Ebenso mus es ihm überlassen sein, ob er seine Predigt mit Gebet, oder mit einem Vers, oder gleich mit der Anrede an seine Zuhörer anfangen, und wie er seine Predigt schliessen

und ob er Amen sagen wolle, oder nicht. Auch hierin thut die Abwechselung gute Dienste.

Daß zwischen der Predigt gesungen werde, ist gar schön; nur aber nicht so, wie es bei uns noch gröstentheils eingerichtet ist. Ein ganzes Lied auf einmahl, und noch dazu immer dasselbe, ist zweckwidrig. Noch zweckwidriger aber ist es, daß das sogenannte Kanzellied beinahe schon wieder angehoben wird, wenn die Gemeine kaum zu singen aufgehört hat. Der Gesang soll ia gleichsam der Ruhepunkt sein, auf welchem die Zuhörer neue Kräfte zur Aufmersamkeit sammeln. Ruhet man denn aber wohl gleich zu Anfange des Weges schon wieder, oder erst auf der Mitte? Sollte nun in dieser Hinsicht das sogenannte Exordium die Hälfte der Predigt wegnehmen: so müste es wenigstens nicht mehr Exordium heissen, oder der Kopf würde so gros, wie der ganze übrige Körper. Ueberhaupt haben christliche Volksredner keines Exordiums mehr nöthig. Sie brauchen sich nicht erst, wie die Redner Roms, Erlaubnis zu bitten, hierüber oder darüber zu reden; auch haben sie nicht nöthig, vorher erst lange zu sagen — hiervon oder davon will ich heute reden, man hört

bis ia hernach doch wohl, wenn sie erst davon reden. Meinen Gedanken nach finge also der Prediger gleich sein Thema an und liesse ein kurzes Lied Versweise durch die ganze Predigt singen. Das Lied wäre, wie die übrigen, angeschlagen, und so oft er einen Hauptsatz oder Haupttheil seiner Rede beendigt hätte, machte er einen leicht zu findenden Transitus zu dem folgenden Verse und deklamirte ihn vorher, damit die Gemeine gleich wüste, daß sie ihn nun zu singen habe, und mit dem letzten Verse, er möchte ihn nun vorher deklamiren, oder nicht, würde seine Predigt geschlossen. So bliebe die ganze Gottesverehrung ein an einander hangendes Ganzes. Nach gesungenem letzten Verse betete er dann ein kurzes gedrängtes Kirchengebet aus dem Herzen und rekapitulirte zu Ende desselben noch einmahl die Hauptsätze seiner Predigt darin, und so ginge die Gemeine mit dem letzten Eindrucke noch im Herzen still aus einander. Alles andere von Abkündigungen und wie es Nahmen hat, das gleichsam nur dazu da zu sein scheint, die durch die Predigt gemachten Eindrücke wieder auszulöschen, und wozu es andere schicklichere Oerter genug gibt, müste schlechterdings wegfallen.

Was meinen Sie, daß solche Gottesverehrungen an Erbauung, an Erleuchtung, Besserung und Beruhigung des Christen stiften würden? Und ist dies nicht offenbar die allernatürlichste Einrichtung derselben, sobald wir von dem unumstöslichwahren Grundsatze ausgehen, daß die Predigt schlechterdings die Hauptsache sei, mit welcher alles andere, was nur Nebensache ist, genau in Verbindung stehen und derentwegen alles dasienige, was ihre gemachten Eindrücke nur wieder zerstören würde, wegfallen mus? — Die Katechismuslehre in den Nachmittagsstunden müste an sich selbst auch nur eine Stunde dauern und könnte mit einem Gesange angehoben und mit einem Gebet beschlossen werden. Daß sie eigentliche noch deutlichere Auseinandersetzung der vormittägigen Predigt sein müste, habe ich schon gesagt. Wenn der Prediger es dabei auch nur mit einem gewissen bestimmten Theile der Gemeine zu thun hat, so mus doch die ganze Gemeine den Unterricht selbst, welchen er gibt, hören können; weshalb es dann nothwendig ist, daß er bei der Katechisation eben so, wie bei der Predigt, auf einem erhabenem Orte stehe.

Uebrigens müste auf äusserste Stille während aller Gottesverehrungen sowohl in der

Kirche, als nahe an der Kirche gehalten werden, und so versteht sichs von selbst, daß auch das Klingelbeutelwesen, welches zu allgemeiner Störung während der Predigt an den meisten Orten noch üblich ist, wegfallen müste. Wenn die Kirchen den Ertrag desselben nicht entbehren können, so ist die beste Art ihn zu sammlen, die, daß er bei Auseinandergehung der Gemeine durch einige ihrer Glieder, die entweder dazu bestimmt sind oder alle nach der Reihe wechseln, an den Kirchthüren in Empfang genommen werde. — Ein Prediger, dem ich dis einst rieth, sträubte sich dagegen aus dem Grunde, daß er solchergestalt auch noch das einzige Mittel verliehren würde, seine Gemeine während der Predigt wachend zu erhalten. . .

Ich komme auf die Einrichtung der Abendmahlshandlung. Wie ich behauptete, daß zu oft Kirche sei, so behaupte ich auch, daß zu oft Abendmahl sei. Als man noch iährlich viermahl und öfter zum Abendmahle ging, mochte es allerdings wohl an iedem Sonntage gehalten werden müssen; iezt aber wäre es in den Städten ebenso, als auf dem Lande schon, an alle vier Wochen genug. Rechnet man oft die Kommunikantenzahlen von

drei, vier Wochen zusammen, so kommen etwa so viel heraus, daß sie alle zugleich eine recht feierliche Kommunion ausmachen würden; und das ist doch in der That die Hauptsache, daß ein grosser Theil der Gemeine das Abendmahl gemeinschaftlich geniesse. Das ganze vorhergehende Beichtewesen müste abgeschaft werden; denn Jesus von Nazaret weis nichts davon, und es ist und bleibt bei ieder modernen Einrichtung, die man ihm gibt, Pfaffenthum, nur bald mehr, bald weniger. Dafür würde ich aber lieber den Vorschlag thun, daß die Abendmahlshandlung nie an einem Sonntage geschähe; denn eine Rede mus vorher gehalten werden. Soll diese gehörig sein, so mus sie entweder die Predigt selbst werden, und dann wäre es nur eine Rede für einen Theil der Gemeine, oder sie würde, auf die Predigt noch folgend, die Andacht der Kommunikanten ermüden. Die Wochentage dazu könnten bestimmt sein, und alsdann wäre die Einrichtung ganz so, wie bei der Sonntagsgottesverehrung. Niemand wäre dabei gegenwärtig, als die Kommunikanten, und es müste die tiefste Stille herrschen, statt daß iezt, da das Abendmahl nach der Predigt gehalten wird, oft ein Geräusch vom Herausgehen der übrigen Gemeinglieder

und vom Stuhlzuwerfen ist, daß die Kommunikanten in ihrer Andacht völlig gestört werden und von der sogenannten Vorbereitung zum Abendmahle aus dem Munde des lesenden Predigers kein Wort verstehen. Der Prediger träte dann nach einem gesungenen vernünftigen Abendmahlsliede vor den Altar, belehrte die Kommunikanten von neuem über Natur und Zweck des Abendmahls, spräche mit rührendem Andrange über die Wichtigkeit des Todes Jesu, ermunterte sie zur fortgesetzten Lebensbesserung und zur Liebe gegen einander, sagte, was ieder bei Genus des Brods und Weins denken müsse, und schlösse mit der tröstlichen Ankündigung der Gnade Gottes. Alsdann spräche er, indem er das Brod hinstellte, feierlich ein: für allemahl die Worte — Nehmet hin und esset u. s. w. Dann gingen die Kommunikanten nach der Reihe hin und nähmen ieder vom Brode und äßen. Sobald dis geschehen, stellte der Prediger den Kelch hin und spräche wieder ein: für allemahl feierlich — Nehmet hin und trinket u. s. w. Und so gingen die Kommunikanten wieder nach der Reihe hin und tränken, und der Prediger thäte nichts dabei, als daß er immer wieder einschenkte. Und wenn dann dis geschehen, so verrichtete er ein gedrängtes Gebet, der

Sache gemäs, worinn er Gott anriefe, alle guten Vorsätze der Kommunikanten zu segnen und sie auch zum Leiden und Sterben für die Brüder stark zu machen. Einige recht herzerhebenden Verse Gesangs könnten die ganze Handlung beschliessen. Ich bin lebendig überzeugt, daß solchergestalt das Abendmahl nicht nur weit mehr Nutzen stiften würde, sondern daß auch der sogenannten Verächter desselben nur wenig oder gar keine sein würden.

Sie werden die Konsekration vermisst haben, geliebter Sch.; allein ich habe nur gar zu oft bemerkt, daß eben diese es sei, welche besonders in den Augen des gemeinen Mannes die ganze einfache Handlung übernatürlich und superstitiös macht. Sie leitet ihn nehmlich auf katholicisirende Ideen, und er glaubt wirklich, daß durch sie etwas in Brod und Wein hinein komme, was vorher nicht darin war. Dis ist nun nicht allein an sich selbst gegen die Ehre des Christenthums und des gesunden Menschenverstandes, sondern es stiftet auch den unersetzlichen Schaden, daß sich der gemeine Mann ganz passisisch beim Abendmahle verhält und durch das, was durch die Einsegnung in Brod und Wein gekommen und er also mit hinter schluckt, die ganze Bekehrung,

welche er, wenn er ihrer bedarf, selbst an sich bewirken sollte, auf eine wunderbare Weise erwartet. Es ist also genug, wenn der Prediger, indem er erst das Brod, und dann den Wein hinstellt, dazu blos spricht — das ist sein Leib, oder, das ist sein Blut; nun nehmet hin u. s. w. Indem hierauf, wenn er so gesprochen, alle nach einander so thun, wie er gesagt, braucht er nicht iedem die Worte noch einmahl besonders zu sagen; als welches Jesus nicht gethan, äusserstermüdend für den Prediger ist, den Kommunikanten im Selbstdenken stört und auch widersinnig klingt, weil Einer nicht Viele sind, daß man sagen könnte, nehmet hin.

Was Tisch und Altar betrift, so bin ich für den erstern. Letzterer führt nicht nur zu katholischen, sondern sogar zu iüdischen Ideen und lässet den Tod Jesu als ein wirkliches Opfer und das Abendmahl als eine Opfermahlzeit betrachten, welches beides nicht sein mus. Das Krucifix aber möchte immerhin auf dem Tische stehen bleiben; denn es hält nichts schwerer, als den gemeinen Mann zu fixiren, und so würde der Anblick des Bildes sinnlichstgeschickt sein, die Eindrücke, welche die vorhergegangene

Rede über die Sache gemacht hat, von neuem aufzufrischen. Schier möchte ich sagen, viel Menschen sind noch von der Art, daß sie, wenn sie nicht über den Herrn Jesus beinahe fallen, auch beim Abendmahle nicht an ihn denken. So wünschte ich auch, daß statt des kostbaren Altares lieber an der Wand hinter dem Tische ein recht schönes Einsetzungsgemählde hinge, das aber nur alsdann erst aufgedeckt würde, wenn Abendmahl gehalten wird. Wenn man bei dieser Handlung, die offenbar von Jesu als Versinnlichung seines Todes erfunden ward, nicht recht für die Sinnlichkeit, besonders des gemeinen Mannes, der noch gar nicht geistisch ist, sorgt, so verfehlt man ihren ganzen Zweck beim Volke. Und aus dieser einzigen Ursache schon mus schlechterdings das Brod gebrochen werden, und der Wein mus rother sein; denn hätte dieses nicht von dem Brode und Weine bei der ersten Geniessung gegolten, so wären die tertia comparationis weggefallen, und Jesu wenigstens würde es bei einem Becher voll weissen Weins in Ewigkeit nicht haben einfallen können, zu sagen — das ist mein Blut.

Lassen Sie mich nun zur Taufhandlung fortgehen! — Wenn die Kindertaufe einmahl sein soll, so sollte wenigstens keine Haustaufe zugelassen werden. Freilich fallen alsdann alle sogenannten Nothtaufen weg; was sollen diese aber auch? Taufe ist ohne Bezug auf die Lehre, worauf getauft werden soll, nicht denkbar. Nun kann man aber doch nur auf die Lehre taufen, in so fern sie entweder der Täufling schon weis und glaubt, und dis sollte offenbar im Christenthume nur der Fall sein, denn die Taufe war ursprünglich die eigentliche Konfirmation der Erwachsenen — oder in so fern sie der Täufling wenigstens einmahl lernen und glauben wird. Wie kann man also ein Kind taufen, das als Kind sterben und alsdann dieser Lehre nie theilhaftig werden wird? Ja, wie kann man des nahen Todes wegen sogar mit der Taufe eilen? Liegt hier nicht offenbar eine abergläubische Idee von übernatürlichen Kräften, die die Taufe habe, zum Grunde; und stärkt man nicht ganze Gemeinen, die davon hören, durch iede Nothtaufe recht ausdrücklich hierin? Ist es aber möglich, daß ein vernünftiger Mensch auf den Gedanken kommen solle, zu glauben, daß Wasser, welches er aus dem

Flusse, oder gar aus seinem eigenen Brunnen schöpfen siehet, dadurch auf irgend eine Art kräftigeres Wasser werde, wenn gewisse Worte darüber gesprochen oder gebetet werden? Und — wo steht im ganzen Evangelium ein Wort hiervon?

Man sage doch also den Leuten — euer Kind, wenn es einmahl iezt in seinem zartesten Alter sterben soll, stirbt dadurch nicht seliger, wenn es getauft wird, und nicht unseliger, wenn es nicht getauft wird — und so benehme man ihnen die abscheuliche Furcht, welche Augustinus und Konsorten verursacht haben; so werden die Nothtaufen von selbst ein Ende habe, die zu nichts nützen, wohl aber oft auffallende Uebelstände veranlassen und sogar Grausamkeit gegen das Kind noch mehrentheils sind. Mit meinen Augen sah ichs einst, daß ein Kind sich nach der Taufe nicht wieder bewegte. Es war also während der Taufe gestorben und war in seiner Todesangst noch stark angegriffen und aus einem Arme in den andern gelegt worden. Sollte solchen Würmern nicht ebenso vergönnt sein, in ihrer ruhigen Lage sterben zu dürfen, wie wir Erwachsene dis verlangen? Und was ist das, wenn am Ende in der Noth, wie man sagt,

sogar tauft, wer will — Schulmeister, Küster, Wehmutter, u. s. w.? Wie lässet das, und was kommen oft für Lächerlichkeiten heraus, die sich für Religionshandlungen nicht ziemen! So weis ich, daß ein taufender Küster einst die Frage — Glaubest du an den heiligen Geist? vergas. Das Kind starb nun zwar, allein die Mutter zog sich den Vorgang zu Sinne. Ebenso weis ich den Fall, daß vor allzugrosser Eil ein Knabe einst als ein Mädgen getauft ward; er blieb wider alle Erwartung leben, und so entstand in der Familie die Frage, ob er nicht wieder umgetauft werden müsse. Klügere Obere verordneten zwar blos die Verwandlung der weiblichen Nahmen in männliche im Kirchenbuche; indessen wird an dem Orte, wo es geschah und wo der Mensch noch lebt, diese Anekdote über ihn noch immer mit vielem Gelächter erzählt.

Die Haustaufe wird mehrentheils unter die Prärogatifen der vornehmeren Stände gerechnet, und so sind sie schon in dieser Hinsicht verwerflich. Ist es nicht bei der enormen Ungleichheit, in welcher die verschiedenen Stände auf allen andern Seiten leben, noch der einzige Trost, mit dem man den gemeinen Mann zur Ruhe zu verweisen pflegt, daß wir

vor Gott alle gleich wären? Soll dieser auch die Demüthigung noch erfahren, daß dis nicht wahr sei und daß sichs die Vornehmern zur Schande anrechnen, ihre Kinder auf derselben Stelle taufen zu lassen, wo Handwerker- und Taglöhnerkinder getauft werden? Bedürfen die höhern Stände etwa noch mehr Nahrung für ihren Stolz, als sie so schon haben? Mus sie ihnen auch die Religion noch reichen? —

Jedoch, wenn dis auch nicht wäre, so kann die Gemeine mit Recht fordern, daß ieder, den sie vermöge der Taufe hinkünftig für ihr Mitglied anerkennen soll, auch vor ihren Augen dazu aufgenommen und durch die Taufe eingeweihet werde; und ie zahlreicher alsdann die dabei versammlete Gemeine ist, desto feierlicher wird der Taufakt selbst. Ich würde daher vorschlagen, daß etwa iährlich **viermahl** die Taufhandlung geschähe, und zwar an Sonntagen in Gegenwart der ganzen Gemeine. Es müste dis bestimmt und bekannt sein, und ebenso müste es Sitte sein, daß die Gemeine nach geendigter Gottesverehrung noch dabei gegenwärtig bliebe. Statt der Pathen, welche nun durch Einführung der Kirchenbücher völlig überflüssig sind, mü-

sten die Eltern der Kinder, welche immerhin auch älter, als ein Vierteljahr, sein könnten, oder in Ermangelung derselben die nächsten Verwandten, oder diejenigen, welche die künftige Erziehung besorgen, dabei gegenwärtig sein. Der Prediger hielte dann eine kurze Rede, worin er den Eltern und Erziehern ihre Pflichten recht einschärfte, thäte ein gedrängtes Gebet, wodurch er Gott dankte, daß die Kinder in christlichen Ländern geboren worden, und zur Erziehung derselben um Gottes Segen flehete, und taufte zuletzt eins nach dem andern blos mit der gewöhnlichen Tauffo rmel. Alle sonst übliche Fragen sind unnütz; denn Niemand kann in die Seele eines Andern etwas versprechen, und es ist anstössig, daß sich ein Mensch über den andern dergleichen herausnimmt. Statt des unsinnigen Exorcismus, der durch die Worte Jesu, welche zugleich verlesen werden, — solcher ist das Reich Gottes — auf der Stelle widerlegt wird, ist es weit vernünftiger, daß der Prediger Eltern und Erzieher in seiner Rede ermahne, den Teufel, d. h. das Böse nicht erst in die engelreinen Seelen zu bringen und ihnen keine schlechten Exempel zu geben. — Ich bin lebendig überzeugt, daß auch die Taufe solchergestalt eine weit ehrwür-

digere Handlung werden, und so wirklich nicht nur den Täuflingen selbst, sondern auch der ganzen Gemeine nützlich sein würde; statt, daß sie ietzt in den Augen vieler Vornehmen eine leere Ceremonie und in den Augen des gemeinen Mannes das andere Extrem, nehmlich — Zauberei ist.

Man sah im Christenthume bald ein, daß man, weil man die eigentliche altchristliche Konfirmation der Jugend durch die Kindertaufe anticipire, am Ende, wenn der wirkliche Religionsunterricht an den iungen Leuten vollbracht ist, noch eine andere Konfirmationshandlung substituiren müsse. Würden die Katechumenen erst nach solchem getauft, so wäre dieses nicht nöthig; so lange aber die Kindertaufe christlicher Gebrauch ist, kann nicht genug darauf gedacht werden, die heilige Konfirmationshandlung so feierlich, als möglich, zu machen. An einem solchen Tage kann ein Religionslehrer zeigen, was er vermag; er kann der Jugend selbigen zum Tag der Tage in ihrem ganzen Leben machen und seine Gemeine in die herrlichste Seelenstimmung versetzen. Darum wäre es gut, daß dazu, weil es iährlich an einem mahle genug ist, ein Sonntag genommen und des Morgens

weiter gar keine andere Gottesverehrung getrieben würde, als sie. Wenn da der Prediger am erhabensten steht, die Jugend um ihn her auch etwas erhaben stehend einen Halbzirkel bildet, in einiger Entfernung dann die Eltern stehen und hinten umher die ganze Gemeine versammlet ist — o wie schön nimmt sich so ein Gottesdienst aus! Reden, katechisiren und beten müssen auch da die Hauptsachen sein, und statt eines Schwurs der Kinder diene eine herzliche Ermahnung des Predigers an sie, bei Jesu zu bleiben und an ihm noch immer mehr zu wachsen. Es ist unweise und intolerant, einen Menschen sich verpflichten zu lassen, niemals anders denken und glauben zu wollen, als er heute denkt und glaubt. Wie kann er das versprechen? Soll er, wenn er hernach eines andern überzeugt wird, gegen seine Ueberzeugung wirken? Oder legt man ihm etwa damit die Pflicht auf, lebenslang in seinen Erkentnissen da stehen zu bleiben, wo er steht, und — gar nicht weiter über seinen Glauben nachzudenken? Ist dis vernünftig? Ist dis rathsam? Wie, wenn die iungen Leute sich nun auch das Nachdenken über ihre Handlungen abgewöhnten? Ich dächte, man müste sie vielmehr zu allen Arten von Nachdenken recht

dringend ermuntern. Daß übrigens bei dieser kirchlichen Handlung, wie bei allen übrigen, Geräuschlosigkeit und heilige Stille herrschen müsse, setze ich voraus, und diese Stille beruhet vorzüglich darauf, daß kein Kind vor dem zehnten Jahre zur Kirche gelassen werde. Schön wäre es auch, wenn dieser Konfirmationstag zugleich für die Familien, die er nahe angeht, ein recht grosses Familienfest wäre.

Die Ordination der Prediger gehört gewis auch unter dieienigen kirchlichen Handlungen, welche von grossem Nutzen sind und daher nicht feierlich genug betrieben werden können. Selbige müste allemahl in derienigen Kirche geschehen, bei welcher der Prediger angestellt wird, und zwar an einem Sonntage, da dann der Ordinandus gleich nachher seine Anzugspredigt hielte. Reden und beten müste auch hierbei die Hauptsache sein. Der oberste Geistliche im Lande sei es allerdings, der ordinirt, und ebenso mögen auch immerhin so viel andere Geistliche dabei sein, als möglich. Nur mus der Oberstgeistliche nicht glauben, daß er dem Ordinandus weiter etwas, das er noch nicht hat, geben könne, als das öffentliche Lehreramt. Er mus ihn vielmehr feierlich auffordern, das,

was er schon hat, redlich anzuwenden und noch weiter auszubilden. Er mus den heiligen Geist nicht verleihen wollen, sondern blos anweisen, wie man ihn immer mehr sich selbst verschaffen könne. Der Ordinandus mus versprechen, solches zu thun, oder — fortzustudiren, und die übrigen Geistlichen müssen blos dazu dabei sein, daß sie theils Zeugen abgeben, daß er solches versprochen, theils sich selbst an ihr einst gethanes ähnliches Versprechen erinnern. Das Gebet werde kniend verrichtet, und der Oberstgeistliche sei der erste, welcher hinkniet und dadurch die ganze Gemeine zu ähnlicher äusserlicher Andacht auffordert.

Was die Kopulationen betrift, so wäre überhaupt zu wünschen, daß sie ein Ende hätten. Die Ehen sollten blos als geschlossener bürgerlicher Kontrakt behandelt, bei der Obrigkeit nur vorgetragen und von dieser konfirmirt werden. So lange aber die Kopulation noch fortdauret, müste sie von Rechtswegen bei verschlossenen Kirchthüren geschehen. Es braucht Niemand zu wissen, was der Prediger angehenden Eheleuten sagt, als sie selbst, und wenn er dis gethan, so bete er, lasse sie die Hand sich reichen und

wünsche ihnen mit aufgehobenen Händen den Segen des Himmels.

Das Begraben der Todten gehört vollends nicht in das Gebiet der Kirchenordnung. Weit besser wäre es, wenn statt liturgischer Anstalten dabei lieber Polizeianstalten getroffen würden, daß kein Mensch lebendig begraben und daß bei den Leichen und wegen der Leichen kein unnützer Aufwand gemacht werde. Die Leichenpredigten und Parentationen sind gröstentheils Lügenreden, und wenn der Prediger sonst will, kann er Gelegenheit genug nehmen, braver Verstorbenen in seinen Predigten selbst zu gedenken, welches von weit grösserem Eindruck auf die Lebendigen ist.

Ich berühre zulezt noch zwei Umstände, die bei Verbesserung unserer Liturgie wichtig sind — Unservater und Segen. Da es ausgemacht ist, daß ersteres kein Formular, sondern nur ein Modell sein sollen; da es ferner ausgemacht ist, daß es bis sogar nur für die Apostel sein sollen; da es endlich ausgemacht ist, daß der gemeine Mann es nicht versteht, und aller Erklärungen ungeachtet, von der an, die D. Luther gab, bis auf die,

welche ihm sein Prediger gibt, nicht versteht: so ist es sehr nöthig, daß es bei den öffentlichen Zusammenkünften der Christen nach und nach wegfalle, damit es nach und nach ebenso aufhöre, das ewige unverstandene Einerlei bei der häuslichen Andacht zu sein. Ich weis nicht, wie man auf der einen Seite dem Beten aus dem Herzen aufhelfen will, wenn man auf der andern dem Vaterunser allenthalben Platz einräumt. Wo ist wohl eine kirchliche Handlung, bei der es nicht sei, oft doppelt und dreifach sei? Was soll der gemeine Mann darüber denken? Mus er nicht am Ende glauben, das Vaterunser habe eine gewisse magische Kraft, oder es könne nichts Gottgefällig vollbracht werden, wenn kein Vaterunser dabei sei? Wenigstens müste es immer mit veränderter Umschreibung gebetet werden.

Mit dem sogenannten Segen ists ebenso. Wie der hundertste Bürger aus dem ganzen Vaterunser nichts weiter versteht, als — unser täglich Brod gib uns heute: so versteht der tausendste vom ganzen Segen nichts mehr, als — der Herr segne und behüte dich! Aus dem Antlitz und Angesicht, und aus dem Leuchtenlassen und Erheben über dich weis oft

kein Mensch in einer ganzen christlichen deutschen Gemeine, was er machen solle. Und wenn dis alles auch wirklich ieder verstände, so ists doch warlich, als sollten die Christen alle mit Gewalt wieder Juden sein. Ich bin überzeugt, daß diese Segensformel längst abgekommen wäre, wenn man nicht die Trinitätslehre in ihr zu finden vermeinte. Dis ist nun wirklich das ärgste noch bei der Sache; denn Moses hat mit keinem Gedanken dabei an sie gedacht, auch nicht an sie denken können. O wie weit schöner und anwendbarer sind die Segnungen der Apostel, und wie leicht kann ein christlicher Prediger sie imitiren und darin bei ieder Gelegenheit abwechseln! — Das Zeichen des Kreutzes verwerfe ich keineswegs; nur müste es nicht an bestimmte Zeiten gebunden, sondern ganz in der Freiheit des Predigers sein und — müste oft erklärt werden. Wie schön wäre es zuweilen mitten in der Predigt angebracht, wenn Jesu Beispiel in irgend einer Tugend recht hingestellt worden wäre! Dann eine Pause, die die Augen der ganzen Gemeine auf den Prediger lenkte, und so das signum crucis feierlichstill gemacht — wie müste es wirken! — —

Es ist Zeit, daß ich schliesse. Soll die Religion dem Menschen Alles in Allem wer-

den, so mus es auf solche Art angefangen werden. O möchten alle die, welche dazu beitragen können, daß die Liturgie dem Geiste des Zeitalters sowohl, als dem Geiste der Religion selbst angemessener werde, Hand an dieses unglaublichgrosse Bedürfnis legen! Von Ihnen, edler Sch., bin ich überzeugt, daß Sie für Ihren Staat alles zu thun entschlossen sind; ich wünsche nur, daß die übrigen Mitglieder Ihres hochwürdigen Konsistoriums auch von gleichem Sinne sein mögen; sonst bestellen Sie bei Zeiten für sich den — Todtengräber.

IX.

Über deutsche Preßfreiheit im neunzehnten Jahrhundert.

An Herrn W. zu L.

Warlich, lieber W., über Ihre Weissagung müste ia ieder denkende Deutsche zusammenschrecken. „Mit dem achtzehnten Jahrhundert, sagen Sie, wird auch deutsche Preßfreiheit zugleich zu Grabe getragen sein." Nun, wenn dem also sein sollte, so müste ieder deutsche Mann, der nicht wie die Leute vor der Sündfluth blos essen und trinken, kaufen und verkaufen, freien und sich freien lassen will, mit Jahrhundert und Preßfreiheit zugleich zu Grabe getragen zu werden wünschen. Doch ich meines Orts, der ich auch noch einige Jahrzehende im künftigen Sekulum mitzuleben Hofnung habe, fürchte so etwas Arges, das nichts geringeres, als die alte Barbarei und Sklaverei unter uns wieder einführen würde, nicht.

Ich glaube die Fakta insgesamt, welche Sie der Censur in vielen Provinzen Deutschlands aus unsern Tagen nachsagen und auf denen Sie Ihre Weissagung gründen. Ich kann sogar, wenn es an selbigen nicht genug wäre, noch eine lange Reihe ähnlicher und zum Theile beträchtlicherer, an meinen Freunden verübt, hinzufügen. Was werden Sie z. E. sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß dem würdigen M. zu — der Druck seiner Erklärung eines apostolischen Briefes dasigen Orts blos darum versagt ward, weil er verschiedene Stellen desselben aus den beigefügten überzeugendsten Gründen anders übersetzte, als sie in dem unlängst daselbst eingeführten Katechismus erklärt worden waren? Zu gleicher Zeit zeigte ihm sein Verleger einen höchst unzüchtigen Roman und eine Aberglauben und Schwärmerei auf das ärgste befördernde Schrift, gegen welche beide dieselbe Censur nicht das mindeste einzuwenden gehabt... Was werden Sie ferner sagen, wenn Sie hören, daß dem berühmten R. zu — bei der zweiten Ausgabe seiner Staatsschrift, die vor zehen Jahren das Imprimatur mit grossen Lobeserhebungen erhielt, von seinen Obern befohlen worden, ganze

Seiten darin zu streichen, und daß, weil er sich hierzu nicht verstehen wollen, die neue Ausgabe vor der Hand unterbleiben müssen? Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen darthue, daß die Beschwerde, welche zwei Gelehrte über eine ähnliche Censurbedrückung öffentlich führen wollten, dem einen, der die Unvorsichtigkeit gehabt, sich es merken zu lassen, ohne weiteres verboten, und dem andern, da sie doch nichts, als eine trockene Erzählung des Faktums enthielt, vom Redakteur eines gewissen Journals, worin sie ihren Platz finden sollte, unter der Bedeutung zurückgeschickt ward, daß die Censur sie nicht admittiren wollen? Was werden Sie endlich sagen, wenn Sie lesen, daß eine blosse Anzeige von einer nächstens herauskommensollenden Piece, die die aller Welt bekannten abscheulichen Vorgänge in einem gewissen kleinen Staate erzählen sollte, von zwei Zeitungskomtoiren mit den Worten remittirt ward, daß sie solche nicht hätten einrücken dürfen? Dis geht allerdings unerhört weit; so, wie es überhaupt drückend ist, irgend etwas iezt nicht mehr sollen schreiben zu dürfen, was man vor zehen und zwanzig Jahren mit und ohne kaiserliche und königliche Privilegien schreiben durfte.

Inzwischen reichen doch alle diese und ähnliche wirkliche bekannte und unbekannte Fakta in meinen Augen nicht hin, vor der Zukunft uns in eine so unbegränztbange Furcht zu setzen und mich zu bestimmen, Ihren traurigen Weissagungen beizutreten. Ich betrachte alle dergleichen Vorgänge entweder als wirklichen Willen der deutschen Obrigkeiten, in deren Landen sie geschehen, oder als blossen Unfug, den nur einzelne Censoren treiben. Vieleicht gehört der grösseste Theil derselben unter die leztere Rubrick. Das Herrschenkönnen gefällt kleinen Geistern, denen die Geburt das Recht dazu nicht gab, über alles wohl, und so extendiren sie nach despotischer Willkür Instruktionen, die sie blos im Allgemeinen erhieten. Man stelle sich den Herzenskitzel also nur vor, den sie empfinden müssen, so oft sie Männern, von denen sie weit übersehen werden und denen sie die Schuhriemen nicht aufzulösen würdig sind, in ihren Manusktipten streichen oder gar das Vetto darauf setzen können. Von iedem Schriftsteller kann man erwarten, daß er seine Lokale kenne, und wenn er dann ausgemacht weis, daß die Censurbedrückung, welche ihm widerfährt, nicht der klare Wille seines Fürsten, sondern nur die Wirkung der Herrschsucht eines

oder mehrerer Censoren sei: so sollte er keinen Anstand nehmen, das ihm wiederfahrne Unrecht öffentlich bekannt zu machen. Noch sind alle Gelegenheiten dazu nicht benommen und werden auch nicht können benommen werden; und wollte er es nicht selbst thun, so gibt es zehen Andere, durch die er es thun kann, ohne daß ihm despotische Unterrichter beweisen könne, daß es von ihm auch nur mittelbar herrühre. Es thut der guten Sache der Menschheit Schaden, wenn so etwas im Finstern verborgen bleibt, und es ist das einzige Mittel, der Wuth kleingeistischer und hämischer Censoren noch einigermassen Grenzen zu setzen, daß sie mit ihrem despotischen Procedere im Reiche der Wahrheit vor alle Welt zur Schau hingestellt werden. Sind sie noch nicht ganz ohne Ehrliebe und Nachdenken, so werden sie in der Folge wo nicht gefälliger, doch vorsichtiger; ia, man hat Beispiele, daß Censoren, welche weiter gingen, als ihre Obern wollten, auf diesem Wege ihr Amt verlohren, oder doch von der Obrigkeit, welche es sonst nicht in Erfahrung gebracht hätte, für die Zukunft in das gehörige Gleis gewiesen wurden. Ueberhaupt aber ist dergleichen Unfug, welchen einzelne Censoren treiben, nichts Neues; so, daß man gerade iezt der Zukunft das Grab der

Preßfreiheit daraus weissagen sollte. Er ist zu allen Zeiten bald hier, bald da, bald mehr, bald weniger getrieben worden, hatte aber auch sein Ende, sobald die übergestrengen Herren sich selbst der letzten Censur unterwerfen musten, und Weisheit und Wahrheit überlebten ihn.

Wie aber, höre ich Sie fragen, wenn der Censurdruck Sache der Obrigkeit selbst ist? — Auch in diesem Falle, mein W., ist mir für deutsche Preßfreiheit im folgenden Jahrhundert nicht bange. Ich will nicht einmahl der Argumente dafür gedenken, welche schon in den Psalmen Davids häufig vorkommen; sondern — — — und nun beherzigen Sie, was ich sage, um wieder Muth zu schöpfen.

In diesen Tagen, wo so mancherlei Gebrechen unserer deutschen Staatsverfassung gerügt werden, bin und bleibe ich einer der eifrigsten Verehrer derselben, und zwar gerade aus demienigen Grunde, aus welchem Andere das Gegentheil sein zu müssen glauben, nehmlich — darum, weil mein liebes deutsches Vaterland aus so viel kleinen Ländern und Provinzen besteht, deren Beherrscher von

sich unter einander unabhängig sind. Freilich entsteht hieraus, daß Deutschland seine Kräfte nie so koncentriren könne, wie ein einzelner monarchischer Staat von gleicher Grösse; aber da, wenn von Koncentrirung der Staatskräfte die Rede ist, doch nur immer an den Krieg gedacht wird und ich unmöglich glauben kann, daß Gott wolle, daß die Menschheit ewig Krieg unter einander führen solle: so interessirt mich dis wenig. Mir sind folgende Betrachtungen wichtiger. Wenn in einer Monarchie, wie Spanien z. E. noch ist und Frankreich sonst war, die Regierung völlig despotisch wird, was mache ich da? Ich mus, wenn ich darunter nicht seufzen will, schlechterdings mein grosses Vaterland mit einem andern vertauschen; denn in ieder Stadt, in ieder Provinz desselben befinde ich mich unter derselben Regierung. In Deutschland aber kann ich mich durch Auswanderung von einer Tagreise oft dem Drucke des einreissendsten Despotismus entreissen, indem ich in den nächstangelegenen kleinen Staat ziehe, und bleibe dabei doch ein deutscher Mann... Ebenso, wenn ich in dem Innern einer von ienen Monarchien lebte und durch Kabale verfolgt würde, oder gar Justizmord an mir befürchten müste, wodurch rettete ich mich da? In Deutschland aber rette ich mich in einem

solchen Falle durch die Flucht von einigen Stunden oft, da ich dann ienseits der Grenze, wohin man mich nicht geradezu verfolgen kann und wohin der Arm der Unterdrückung nicht reicht, ruhiger auf meine feste Sicherheit bedacht sein, meine Unschuld vertheidigen, meine ungerechten Richter zur Rede stellen und mich dabei des Schutzes einer menschenfreundlichen Regierung getrösten kann. O welch eine Wohlthat für alle und iede in solchen bedrängten Lagen, die Deutschlands Bürger allein nur nach Würden schätzen sollten, um ihre gegenwärtige Verfassung zu segnen.

Dadurch nun aber, daß Deutschland von so vielen Regenten regiert wird, verschwindet auch auf der Stelle schon die Furcht vor allgemeinem Verluste der Preßfreiheit im ganzen deutschen Lande. Die gesammten Stände des Reichs kennen ihre Gerechtsame zu gut, als daß sie sich die Freiheit, ieder in seinem Lande über die Preßfreiheit selbst zu bestimmen, iemals werden nehmen lassen. Haben sie sich kein allgemeines Gesetz über den Nachdruck auflegen lassen, wie viel weniger werden sie sich dergleichen über den Vordruck auflegen lassen! Es wird also, so lange Deutschland die Verfassung hat, welche

es iezt hat, immer darauf ankommen, wie es ieder deutsche Fürst selbst in seinem Lande mit der Preßfreiheit gehalten wissen will. Nun denken unter vielen Menschen über einen und denselben Gegenstand einige immer anders als die andern; also auch unter vielen Ministern — und kommt es nicht fast immer nur auf diese an? — gewis einige über die Preßfreiheit. Den Thatbeweis hiervon liefert ia selbst der Ueberblick des gegenwärtigen Deutschlandes. Wie in dem einen deutschen Staate die Preßfreiheit iezt weniger beengt ist, als in dem andern: so gibt es noch deutsche Länder, in welchen sie bis auf diesen Tag nicht mehr beschränkt ist, als sie vor dreissig Jahren war. Warum wollen wir den Gesetzen des Ganges zuwider, welchen alle menschliche Dinge nehmen, fürchten, daß dis nicht auch immer so sein werde? Es wird immer Minister geben, die die Preßfreiheit nicht zu scheuen haben; es wird immer Fürsten geben, die sich den Segen derselben nicht ausreden lassen. Wie gesagt, schon nach dem blossen Gange der Dinge unter dem Monde lässet sich nichts anderes erwarten.

Aber, mein W., vergessen Sie denn auch ganz, daß die grosse Sache der Mensch-

heit Gottes Sache ist? Nie wird die Providenz, die seit Anbegin so an ihr gearbeitet und sie nun so weit gebracht hat, sie allgemein wieder den Rückgang nehmen lassen. Zu welchen Zweifeln an ihr selbst würde sie uns sonst verleiten und was sollten wir aus der ganzen Geschichte der Menschen machen! Wäre sie auch mehr alsdann, als ein blosses Spiel, das ein Knabe mit bleiernen Soldaten spielt, der iezt seine Kompagnie allmählich hinstellt, dann plözlich wieder zusammenwirft, dann wieder hinstellt, wieder zusammenwirft, und so fort an? Hier und da mag allewohl die Providenz die Sache der Menschheit zuweilen zurückschreiten lassen; es ist dis aber nur auf eine Zeitlang, damit sie hernach desto stärkere Fortschritte thue; so ungefähr, wie wir es machen, wenn wir an eine steile Höhe kommen. Gehen wir da nicht auch, damit wir desto besser und schneller hinanschreiten können, erst etwas zurück, um einen Anlauf zu haben? — Nein, nein, mein guter Freund, ich lebe und sterbe des Glaubens, Gott werde seine Sache nie aufgeben, sondern sie herrlich hinausführen, und alle menschliche Versuche, sie zu behindern, werden vielmehr Vorbereitungen werden müssen, sie schneller zu vervollkommnen. Und so fürchte ich auch

keine allgemeine Unterdrückung der Preßfreiheit im deutschen Lande, sondern weissage vielmehr der Zukunft im Ganzen eine bessere Lage dieser grossen Angelegenheit, als die gegenwärtige ist.

Vieleicht, daß selbst die Einschränkungen und Bedrückungen derselben, welche hier und da mehr und weniger geschehen, zu ihrem Besten dienen müssen. Die Obern werden sehen, daß sie mit aller ihrer Strenge nicht zum Zweck kommen. Was in dem einen Winkel Deutschlands nicht gedruckt werden darf, wird in dem andern gedruckt, und so wird obendrein nur noch Nahrung und Gewerbe im Lande gestört. Und — ie mehr die Pressen stockten, desto mehr würden sich die Abschreiber der Manuskripte vermehren und überhaupt gewisse Federspulen noch mehr in Thätigkeit kommen; da man dann bald sich überzeugen dürfte, daß die Kritik der Presse bei weitem die bescheidenere war. Die Schriftsteller werden mehr denken, als schreiben. Zwar wird ihrer Waare immer noch genug übrig bleiben. Die bösen unter ihnen, wenn sie über Religion und Staat nicht mehr schreiben dürfen, was sie wollen, werden sich an der gesunden Vernunft und an guten Sitten

dafür schadlos halten und das Publikum mit Geistergeschichten, Feenmährchen und Zoten überschwemmen. Die edlern Schriftsteller aber, welche mit der Kontrebandewaare forthandeln, werden ihre Produkte nicht mehr so roh in die Welt senden. Lassen Sie uns nur gestehen, daß dis zum Theil seither geschehen sei und daß dabei weder die Wahrheit, noch die Menschheit gewonnen haben. Alle wahrhaftiggute Schriftsteller werden sich unter einander verbinden, sich nicht zu Schulden kommen zu lassen, daß sie auch die Ueberreste der Preßfreiheit verwirkten, und werden sich dadurch gerade in den Ton stimmen, von welchem zu wünschen wäre, daß alle, die Wahres und Gutes befördern wollen, sich immer in ihn gestimmt hätten. So etwas denke ich mir wenigstens als guten Erfolg des gegenwärtigen Preßzwanges, und warum sollte ich dis auch nicht, da man sogar dem Kriege, der Theurung, den Stürmen, dem Erdbeben u. s. w. auch mancherlei Gutes nachsagt, das sie stiften sollen.

Doch, ich halte sogar dafür, daß selbst die Obrigkeiten, welche sich zur Einschränkung der Preßfreiheit haben bereden lassen, noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts aus sich

der Sache überdrüssig werden dürften. Wenn sie nehmlich heute noch nicht davon überzeugt sind, daß ihre Bereder sie getäuscht haben, so werden sie es doch gewis sein, wenn wir neun und neunzig schreiben. Wo sind denn nun die Rebellionen und Aufrühre, welche die deutschen Fürsten zu befürchten haben sollten, und die die Volkhasser unter den Lieblingen ihnen vorspiegelten? Der Deutsche ist an sich selbst schon von Temperament zu kalt, als daß er die Mode zu rebelliren mitmachen sollte. So lange er mit seinem Gelde blos die französischen Moden mitmachen kann, thut er es allensals und würde auch dis vieleicht nicht thun, wenn ihn nicht sein Fürstenhof dazu verführte; eine Mode aber, die er mit seinem Blute mitmachen soll, lässet er gewis unmitgemacht. Dieses sein kälteres Temperament macht ihn auch zu ernsthafterem Nachdenken über ieden grossen wesentliches Wohl und Weh der Menschheit betreffenden Gegenstand geschickter. Er sieht gewis auf den ersten Blick ein, daß iede Obrigkeit besser sei, als gar keine, und verkauft sein Bette, worauf er wenigstens noch ruhig schlafen konnte, nicht eher, als bis er wieder ein anderes gemachtes Bette für sich weis. Die Erfahrung hat dis, wie gesagt, bewiesen.

Was Custine zu Frankfurt für Antwort von den Bürgern bekam, als er zu Staatsveränderungen winkte, ist bekannt, und es ist zu wünschen, daß der Magistrat dieser Reichsstadt es ewig nicht vergesse. Was derselbe französische General für ein Manifest im Hessischen promulgirte, ist ebenfals bekannt, und doch haben hernach keine Deutschen wackerer gegen die Franzosen gefochten, als die Hessen. Und — sind die Deutschen nicht allzumahl aus allen ihrer deutschen Welt Enden ohne Murren gegen ihre so genannten Verführer zu Felde gezogen und ziehen sie nicht noch dahin, ohne daß ihnen erst bewiesen werden müste, daß sie im eigentlichen Verstande ihr deutsches Vaterland vertheidigten? Wie? und diese Wackern verdienten es, daß man sie in Verdacht des Aufstandes und der Gallomanie nähme? Diese folgsamen Schafe sollten noch ferner für stössige Stiere gehalten werden? Wer sind die, welche sie bei ihren Fürsten so anschwärzten? Hat aber die französische Revolution anfangs nicht zur Nachahmung reizende Eindrücke auf die Deutschen machen können, wie viel weniger wird sie es nun thun, da sie mit allen ihren unseligen Folgen dem kalten, nachdenkenden Deutschen vor Augen schwebt! Ich glaube

nun völlig, daß sich für unsere Fürsten nichts glücklicheres hätte ereignen können, als eine solche Revolution im Auslande. Und wenn irgendwo Unterthanen auch unter der mangelhaftesten Regierung leben, was könnte sie mit ihr, die sie doch wenigstens noch fortexistiren lässet, zufriedener machen und alle Lust zur Rebellion in ihrem Herzen ersticken, als das Andenken an iene! Es ist unmöglich, daß dieienigen unter unsern Fürsten, welche iezt sich hiervon noch nicht überzeugen können, nicht Anno neun und neunzig wenigstens davon überzeugt sein und ieden Volks- und Bürgerfeind, der ihnen von zu besorgendem Aufstande vorspräche, von sich weisen sollten.

Diese Vorspiegelungen aber waren es seither, und nichts anderes, wodurch viele unter den Höf- und Lieblingen der Einschränkung der Preßfreiheit das Wort redeten. Der unmittelbare Schlag betraf freilich also das politische Fach. Es war nicht genug, daß die Schriftsteller nicht frei über die französischen Vorgänge reden sollten, sondern auch iede Idee fast, die in der französischen Konstitution zum Grunde lag, iede Erwähnung der Menschenrechte ward in den Augen derer, die allein Menschen sein wollten, konfiskabel.

Dieselben Grundsäze, hies es bald, hätten der Pariser Nationalkonvent und die Jakobiner auch u. s. w. Gerade als wenn in Frankreich nur vor der Revolution Kluges und Wahres, nach der Revolution aber nichts, als Unsinn, gedacht und gesprochen worden wäre! Es ist unmöglich, zu verkennen, daß die Neufranken alles, was iemals alte und neue Philosophen über die Hauptsache der Menschheit gesagt haben, weit hinter sich zurückgelassen haben; und wenn am Ende die Wahrheit nicht rein bei ihnen blieb, so mus man bedenken, daß die Wahrheit Gold sei, und wo ist Gold ohne Schlacken? Wird man denn dadurch ein Herrnhuter, wenn man ihrer Liturgie Beifall gibt? Wird man dadurch zum Juden, wenn man auch so über die Einheit Gottes hält, wie er? Wie kann man, wenn man von Menschenrechten spricht, darum zum Jakobiner dadurch werden, weil diese auch davon sprechen? Wenn dis genug dazu ist, so könnte iemand auch hintreten und beweisen, daß David, Salomo, Sirach und die Propheten allzumahl Jakobiner, und daß besonders Jesaias und Jeremias Erziakobiner gewesen; ia, daß Jesus selbst vermöge seines Plans, auch den Armen das Evangelium

gelium zu predigen, d. h. auch Tag-löhner und Bauern klug zu machen, den eigentlichen Ton zum heutigen Jakobinismus angegeben habe. Hilf Himmel, was soll aus uns werden, wenn iedem, der über die ersten Staatswahrheiten einen freien, aber wahren Gedanken äussert, gleich zugerufen werden darf — Jakobiner! Jakobiner! und wenn man ihn dann als einen solchen behandeln zu dürfen glaubt! Das seltsamste bei der Sache ist, daß ganz Deutschland doch nun einmahl von den französischen Vorgängen erfährt; theils durch seine Zeitungen, theils durch seine Söhne, die aus dem Felde nach Hause kommen. Wie können aber vernünftige Geschöpfe von Ausserordentlichkeiten hören, ohne darüber zu raisonniren? Wird nun einmahl durch ganz Deutschland darüber raisonnirt, ist es alsdann nicht gut, wenn die ersten Köpfe Deutschlands das Raisonnement leiten und berichtigen? Müssen nicht Ideen, die einmahl hintergeschluckt werden, weit mehr Schaden anrichten, wenn sie unverdaut bleiben, als wenn sie sich in guten Milchsaft verwandeln?

Beizu traf dann aber auch der Schlag des Preßzwangs das theologische Fach.

Wer hätte das erwarten sollen? Würde man nicht vielmehr geglaubt haben, daß dieienigen Deutschen, welche über Staatshändel und Dinge dieser Welt nicht mehr schreiben sollten, wie sie wollten, zur Entschädigung dafür über Religion und Angelegenheiten iener Welt würden schreiben dürfen, was sie möchten? Aber nein; das neuere Sistem, die Heterodoxie, hieß es, befördere ebenfalls die Rebellionssucht, und Monarchie und Souverainetät beruheten nur auf dem Glauben voriger Jahrhunderte. Ich habe selbst Theologen, die auf wichtigen Kirchenposten stehen, das Urtheil fällen hören, daß man, weil man gesehen, daß die simbolischen Bücher die Stützen der Thronen und Fürstenstühle wären, recht daran gethan, daß man sie wieder in ihre alte Ehrwürdigkeit und Unverletzbarkeit zurückversetzt habe. Sollte allen, die dergleichen Gedanken hegen, nicht auf der Stelle beifallen, wie es solchergestalt möglich gewesen wäre, daß der grosse und weitsehende Friedrich, der doch gewis einer der unumschränktesten Souveraine in seinem Lande war und bleiben wollte, das Selbstdenken in der Religion, die fortschreitende Aufklärung in derselben und mit einem Worte — die Heterodoxie so sehr befördert habe? Sollte ih-

nen nicht beifallen, daß selbst unter diesem König der Könige die Erfahrung ihre Behauptungen widerlegt und daß es nie ein Volk gegeben habe, welches in strengerer Subordination in Krieg und Frieden unter seinem Monarchen gern gestanden, als das preussische?

Doch dis bei Seite; — ich möchte um alles in der Welt willen gern wissen, aus welchem Mediusterminus man den Beweis zu führen gedächte, daß Monarchie und Souverainetät auf Orthodoxie beruhen. Sagen Sie, lieber W., sind Sie nicht ebenso neugierig darauf, wie ich? Wie soll es in aller Welt erklärbar sein, daß z. E. Leute, die einen dreieinigen Gott glauben, sich besser in monarchische Staaten, wo doch nur Einer herrscht, schicken, als die einen einigen Gott glauben? Wie sollen Leute, die die vikarische Genugthuung Jesu glauben, gehorsamere Unterthanen ihres Souverains sein, als die Jesum blos für den einzigwahren Lehrer annehmen? Ich dächte, wer auf keine fremde Genugthuung für sich hoft, der sündigte nicht so leicht und rebellirte mithin auch nicht so leicht. Wie sollen Unterthanen dadurch, daß sie Erbsünde annehmen, vermöge welcher ihnen also auch die Rebellionssucht angeboren

ist, und dadurch, daß sie noch dazu einen Teufel glauben, der sie unaufhörlich zu allem Bösen, also auch zum Aufstande, verleitet, ruhigere und treuere Unterthanen werden??? Ich höre auf, die Induktion fortzusetzen, weil aus diesem allen, so weit ich sie geführt, offenbar hervorleuchtet, daß Aufklärung in der Religion es eigentlich sei, die die Ruhe der Völker sichere und die Festigkeit der Thronen stütze.

Ich kann also nicht anders glauben, als daß man die Gefährlichkeit der Neuerungen in der Religion blos aus dem allgemeinen Grunde beweisen werde, daß eine Neuerung zur andern führe und daß man Leute, wenn sie es nie anders im Staate verlangen sollen, auch nicht klüger und besser in der Religion werden lassen müsse. Das ist dann nun aber nicht nur ein mehr als israelitischer Gedanke, inmassen es Gottes Wille ist, daß es mit der Menschheit auf allen Seiten immer klüger und besser stehen solle; sondern es ist auch ein ganz falscher Gedanke. Je aufgeklärter ein Mensch in der Religion ist, desto gelassener erträgt er auch gewis die Mängel und Gebrechen des Staats, in welchem er lebt; denn eben seine aufgeklärte Religion lehrt

ihn, daß die Providenz nicht wolle, daß Unterthanen mit Gewalt ihr vorgreifen sollen, indem sie Schritt für Schritt und allmählich ihre Sache selbst ausführt, und daß, weil dis Leben nur ein Stand der Vorbereitung sei, keine irdische Staatsverfassung vollkommen sei, sondern daß die vollkommene Verfassung erst im Reiche Gottes sein werde. Auch wäre es zu diesem Behufe auf keinen Fall genug, nur die Aufklärung und die Neuerungen in der Religion verhindern zu wollen; man müste auch in ieder andern menschlichen Wissenschaft die Neuerungen verbieten, weil man auch sonst von diesen sagen könnte, daß sie zur Rebellion reitzten, weil eine Neuerung zur andern führe. Man müste also ganz vorzüglich die Neuerungen in der Seelenkunde, in der Phisik, ia auch in der Astronomie verwehren; denn Aufklärungen in diesen Fächern der menschlichen Erkentnis machen auf der Stelle auch heterodox in der Religion, und mancher blos spekulatife Philosoph, den man ungehindert schalten und walten lässet, untergräbt bei Tage und bei Nacht das alte Gebäude der Orthodoxie dergestalt, daß es endlich in sich selbst zusammenstürzen mus.

Ich sage es noch einmahl — ich hoffe in ganzem Ernst, daß die Erfahrungen, welche

Deutschlands Fürsten seither davon gemacht ha=ben und mit Gottes Hülfe fortmachen werden, daß ihre Völker an keine Rebellion denken, ih=nen endlich das ewige menschenfeindliche Ge=schwäz unpatriotischer Lieblinge — daß der Zunder schon glimme und daß sie die strengsten Mittel gebrauchen müsten, das Feuer noch im Entstehen zu dämpfen — verleiden werden. Und — alsdann wird Preßfreiheit von ihnen ferner, oder nach, wie vor, begünstigt wer=den. Weg also mit der Furcht, lieber W., daß diese ihrem Begräbnisse nahe sei. Unsere Fürsten werden gewis dankbar gegen ihre treuen Völker sein und sie nicht ewig in einem Verdachte haben, der ihnen zu verzeihen war, so lange schwarze Verleumder ihn wahrschein=lich zu machen wusten, der ihnen aber unver=zeihlich werden würde, sobald ihn eine Reihe von Jahren nachher völlig unwahr gemacht hat.

Inzwischen wünschte ich allerdings, daß unsere ersten Köpfe und Schriftsteller von die=ser Seite thätiger wären, als sie sind, solche Ueberzeugungen von Güte und Bravheit deut=scher Nation in den Seelen aller unserer Für=sten zu beschleunigen. Ich begreife gar nicht, was für eine Indolenz unter ihnen herrsche, und wie auch sogar der elektrische Schlag, wel=

chen ihnen die gedungenen und ungedungenen Schreier durch öffentliche Verleumdung des deutschen Volks sowohl, als ihrer selbst, gegeben, sie nicht in Erschütterung und Rege versetzen könne. Oder warten sie etwa alle auf fette Pfründen, auf Kanonikate und Pensionen, zu welchen man einstweilig den Weg verfehlen dürfte, wenn man seine unschuldigen Mitbürger vertritt? Jeder von ihnen, der diesen Gedanken für eine Lästerung seines Karakters erkennen wollte, müste sich auch verbunden fühlen, von seinem unerklärbaren Schweigen Rechenschaft abzulegen. Nahmentlich möchte man sie nun schier auffordern, sie, die besonders die Lieblingsschriftsteller der Höfe sind und noch von Prinzen gelesen werden, endlich einmahl ihre erste Pflicht, die ihnen als solchen obliegt, zu erfüllen und sich ihres armen verschrieenen Volks anzunehmen. Verbinden müsten sie sich durch ganz Deutschland — gewis die ehrenvolleste unter allen Verbindungen, in welche Patrioten iemals treten könnten! — und ihren Fürsten sagen, daß der vorgebliche Jakobinismus in Deutschland eine Erdichtung sei, daß aber eine andere Art von Jakobinern unter uns existire, die, statt daß ihre Antipoden in Frank-

reich die Fürsten beim Volke anschwärzen, das Volk bei den Fürsten anschwärzen.

„Väter, müßten sie sagen, glaubet nicht so aufs Wort, was euch diese Feinde eurer Bürger und Bauern zuflüstern. Sie täuschen euch mit falschen Relationen und gehen nur darauf aus, eure Herzen euren Kindern zu rauben. Ihr könnet euch nicht genug vor ihnen hüten; denn sie stecken verborgen unter euren Rathgebern und Lieblingen und unter denen, welchen ihr ein unbegrenztes Zutrauen geschenkt habt. Noch weniger folget ihren Eingebungen, den Ausbrüchen des Aufruhrs durch Strenge und harte Masregeln zuvorzukommen; es ist kein Aufruhr da und ist an keinen zu denken in eurem Lande, und stände er wirklich bevor, so würdet ihr ihn ja durch Härte und Strenge vielmehr beschleunigen, als verhindern. Aber wie gesagt, es steht keiner bevor und ihr habet keinen zu fürchten. Einzelne Unzufriedene, denen es auch Gott mit seiner Regierung nicht recht machen kann, gab es zu allen Zeiten und unter allen Regierungen; beurtheilet nach ihnen nicht die ganze Volksmasse. Und wenn der arme Unterthan einen Druck, der ihm in eurem Nahmen ge-

schieht, ohne daß ihr es wohl einmahl wisset, euch klagt und um Minderung desselben anhält, so ist das nichts weiter, als was ihm die Gesetze verstatten und was ihr ihm selbst bei dem Antritte eurer Regierung aufs neue verwilligt habt. Und wenn er mit seiner Klage vom Ministerialdespotismus zurückgewiesen wird, nicht vor euch kommen kann, und euch endlich nothgedrungen auf freier Strasse antritt, so ist ia dis nicht eben das, als wenn er euch anfiele. Was soll er denn sonst thun, um Beistand und Erbarmen zu finden? Ist es denn nicht euer Wille, daß er glücklich sein solle? Wenn nun euer Wille nicht geschieht, wenn eure wohlgemeintesten Verordnungen und Absichten, sein Bestes zu befördern und ihm Erleichterung zu verschaffen, von euren Dienern weder halb, noch ganz, erfüllt werden, wem soll er es klagen, als euch selbst? Versuchet es doch nur und stehet ihm Rede; warlich, es mus den Unterthan schon die äusserste Noth drücken, ehe er so einen Schritt thut. Von diesem Gedanken gehet auf der Stelle aus und haltets für wichtig, seine Klage zu hören und zu untersuchen; so werdet ihr sehen, daß ihm Unrecht geschehe. Bestrafet alsdann den Minister, der eure wohlthätigen Befehle unterschlug, und den Beam-

ten, der sie nur zum Schein ins Werk setzte, und seid versichert, die Klagen des Volks werden ein Ende haben. Und — um euch recht zu überzeugen, daß eure Unterthanen keine Empörer gegen euch sind, so mischet euch zuweilen unter sie. Bereiset und besuchet eure verschiedenen Provinzen und Städte zu Zeiten; der frohe Jubel, mit welchem die Kinder allenthalben den Vater aufnehmen und ihm entgegeneilen, wenn sie vorher wissen, daß er kommen werde, wird es den Anti-Jakobinern an euren Höfen unmöglich machen, euch fernerhin im Verdacht gegen sie zu stärken."

So ungefähr müsten unsere besten Schriftsteller bei ieder Gelegenheit reden, und es ist warlich Zeit, daß sie es thun. Die Anschwärzungen der Unterthanen werden zu weit getrieben, und es ist Niemand, der für sie das Wort spricht. Eigennutz ist die Triebfeder davon, und die Diener der Fürsten haben freiere Hand zu despotisiren, sobald es ihnen gelingt, iede unschuldige Handlung des Bürgers selbigen in einem falschen Lichte hinzustellen und sie solche als einen Anfall von Rebellionsfieber betrachten zu lassen. Wenn nun zwar auch endlich die aussenbleibenden Erfahrungen von vorgespiegelten nahen Aufrühren selbst Deutschlands

Fürsten insgesamt eines andern belehren und sie überzeugen werden, daß ihre Unterthanen besser sind, als man sie ihnen schilderte: so ist es doch wahres Verdienst um die deutsche Menschheit, die Aufmerksamkeit der Fürsten auf das Aussenbleiben iener Erfahrungen früher zu fixiren und sie dadurch alle früher zu dieser Ueberzeugung zu bringen, die für sie selbst sowohl, als für ihre Unterthanen die unschätzbarste Wohlthat sein wird. Oder haben die Schriftsteller etwa zu befürchten, daß auch solche ihre patriotischen Verwendungen die Censur nicht passiren? Noch ist dergleichen nicht bekannt worden, und da ein solches Faktum doch unmöglich etwas anderes, als eigenmächtiger Muthwille des Censors selbst, sein könnte: so müste es, sobald es zum ersten mahle einträte, durch den Reichsfiskal bei den Reichsgerichten selbst denuncirt werden.

Ausserdem wäre noch zu wünschen, daß es sich unsere besten philosophischen Köpfe und Schriftsteller mehr angelegen sein liessen, Deutschlands Fürsten den unverkennbaren Nutzen der Preßfreiheit recht aus einander zu setzen. Das Gegentheil davon ermangeln despotiesüchtige Höflinge und von diesen gesoldete Skribenten nicht, ihnen unaufhörlich vor Au-

gen zu stellen; und so ist es kein Wunder, wenn viele endlich ihrer Meinung werden. Eine ganz unumschränkte Monarchin, deren Stimme also in dieser Sache vorzüglich gelten mus, Katharina in ihrem Gesetzbuche, reicht dem edlern Schrifsteller mehr, als einen Eingang dazu, und die Abhandlung selbst kann ihm gar nicht schwer fallen.

Freiheit für alle und iede, Glaubensmeinungen, Gesetze, Anstalten und Verfassungen zu prüfen und zu untersuchen, und das Resultat der Untersuchungen bescheiden bekannt zu machen, ist der einzige Weg, endlich hinter die Wahrheit zu kommen, die zuverlässigsten Mittel, das Glück der Staaten zu befördern, zu entdecken und solchergestalt die Religion sowohl, als die Politik, ihrer Vollkommenheit zu nähern. Würde die Reformation iemals ohne Preßfreiheit möglich gewesen sein? Würden wir in neuern Zeiten so vollkommene Gesetzbücher erhalten haben ohne sie? Würden so viel alte Misbräuche, wie in den Staatsverwaltungen, so auch im bürgerlichen Leben, abgestellt, so viel wohlthätige Neuerungen auf allen Seiten eingeführt worden sein ohne sie? Würden wir in irgend einer menschlichen Wissenschaft so weit gekommen

sein, als wir wirklich gekommen sind, ohne sie? Wie ist es möglich, ihren ganz unbegrenzten Nutzen zu verkennen! Sollten unsere Fürsten die Einzigen sein, welche ihn nicht sehen wollten? Gewis nicht! Man halte ihnen selbigen nur vor; sie werden es sein, die ihn unter allen am gernsten sehen, weil es ihre Bestimmung ist, allgemeines Wohl zu schaffen, zu dessen Bewirkung die Preßfreiheit so behülflich ist. Sie ist es, durch welche ein Fürst die Einsichten aller guten Köpfe im Lande in die seinigen verwandeln, die Urtheile der Weisen, welche von seinem Hofe entfernt leben, benutzen und tausendfachen guten Rath erhalten kann, ohne ihn durch Besoldungen erst zu erkaufen. Sie setzt ihn in den Stand, hinter alles zu kommen, was in seinem Lande vorgeht, und iedes Staatsgebrechen, das seinen Augen entwischt, zu entdecken und ihm abzuhelfen. Sie hält die ungetreuen unter seinen Dienern weit schärfer in Zucht, als er sie selbst mit aller seiner Oberaufsicht halten kann. —

Indem unsere Schriftsteller dis alles auseinander setzten, müsten sie auch nicht ermangeln, unsern Fürsten dieienigen Seiten zu zeigen, auf welchen Preßfreiheit wirklich

Schaden stiftet und daher einzuschränken ist. Hieher gehören alle Schriften, die der Wollust das Wort reden und die Jugtnd verführen; Schriften, die den Aberglauben und die Schwärmerei befördern, und wenn es auch nur einzelne Bogen, Blätter und Zeddel wären, welche Scharlatane, Tausendkünstler, Taschenspieler, Seiltänzer, Geistercitirer und die übrigen öffentlichen Narren allzumahl noch frei und frank ausgeben; Schauspiele, welche Thor- und Tollheiten aufs Theater bringen und solche in ein zweideutiges Licht stellen; Romane, welche von nichts, als von alten Ritterraufereien handeln u. s. w. Gerade sind diese alle iezt die glücklichsten unter den Geistesgeburten, welche allenthalben zur Welt kommen dürfen, wie sie wollen. Wie unbegreiflich ist dieses! Wie so ganz und gar unbegreiflich besonders, daß man auf der einen Seite iedes deutsche Völkgen in Verdacht hat, in wilder Wuth rebelliren zu wollen, und daß man auf der andern der Ueberschwemmung iener alten Ritter- und Raufgeschichten gelassen zusieht, die doch nichts anderes, als wilde Affekten, erregen können; ia, unter welchen schon einige Bruder- und Vatermord wirklich lobpreisen, und andere vielleicht bald Fürstenmord rühmen werden. Auf diese und alle andere Geistes-

misgeburten müste die Censur ihr strenges Augenmerk richten; der brave und bescheidene Erforscher der Wahrheit aber, der Denker über Menschenwohl und Weh müsse Freiheit von ihr geniessen und ungestört seine Materialien zum Bau der allgemeinen Wohlfart anfahren dürfen. Steht es doch bei den Vorstehern dieses Baues, von den Materialien dazu zu gebrauchen, was sie wollen!

Uebrigens bleibt es allerdings äusserst nothwendig, daß unsere guten und gelesenen Schriftsteller gemeinschaftlich darüber übereinkommen, sich der anständigsten Bescheidenheit in allen ihren Urtheilen, Meinungen, Vorschlägen, Rathgebungen und Kritiken zu befleissigen. Nicht, als sollten sie den Mantel nach dem Winde hangen lassen; sonst wäre den Völkern schlecht durch sie gerathen. Daß dis iezt häufig der Fall sei, liegt am Tage, und man mus auf den Gedanken kommen, daß viele dazu wirklich gedungen sind. O wie wirft sich ein Schriftsteller weg, wenn er wider seine Ueberzeugung schreibt! Was bewegt ihn dazu, wenn ihn nicht Eigennuz verleitete? Hat er nicht Muth genug, zu schreiben, wie er denkt, so schweige er doch; so bleibt er bei Zeitgenossen und — Nachkommen in Ehren.

Was für ein Urtheil wird einst die freiere Nachwelt über manchen unserer Lieblingsschriftsteller fällen, der erst als Sachwalter der Menschheit da stand und hernach — öffentlich gegen sie diente! Sie wird die oft binnen vier Wochen vorhergegangene Metamorphose gar richtig zu erklären wissen. Nein, das meine ich, daß unsere Schriftsteller nichts zur Unzeit reden, daß sie sich durch Eifer für die gute Sache nicht zu Heftigkeiten verleiten lassen, und daß sie besonders mit Ehrfurcht die Fürsten behandeln. Ein einziger unbedachtsamer unter ihnen verdirbt sonst leicht allen andern die Sache. Und wenn er auch für seine Person auf ieden Fall sicher wäre und fortschreiben könnte, was er wollte, so beengt und bedrückt er, der Schuldige, dadurch zehen Unschuldige, die durch nichts den Zwang, welchen sie hernach seintwegen erdulden müssen, verdient hatten. Unsere Fürsten müssen bei Ehren bleiben, und wenn auch dieser und iener unter ihnen wäre, wer er wollte. Es ist unanständig, über sie Gericht zu halten; die Nachwelt richte über sie! Das ist meine aufrichtige Meinung, geliebter W., und ich mus derselben zugethan bleiben, so lange ich begehre, daß die Obrigkeit mir zu meinen Rechten verhelfen und mir Schutz

und

und Schirm gegen alle Eingriffe Anderer in meine Ehre, Ruhe und Sicherheit angedeihen lassen können soll.

O möchten dis die hitzigen Patrioten unter unsern Autoren, Journalisten und Zeitungsschreibern doch recht beherzigen, damit sie nicht mit der einen Hand wirklich mehr umrissen, als sie mit beiden Händen zu bauen gedenken! — Sehr oft kommt es nicht so wohl darauf an, welche Wahrheit man schreibe, sondern in welchem Tone man sie schreibe. Gibt es nun gewisse Wahrheiten, die in unsern Tagen an sich selbst schon verhasst sind, wie viel verhasster müssen sie werden, wenn sie mit Satire und Persiflage, oder gar mit Sarkasmus und Insolenz vorgetragen werden! Wer überzuckert nicht lieber die Pomeranzenschale, als daß er sie in Galle eintauchte? — Ich gestehe es, daß es in dem Drange der Ideen und des Ideenzwanges, welcher in unsern Tagen gleich stark auf die Schriftsteller losstürmt, schwer sei, die Mittelstrasse zu halten und sich weder von ienem hinreissen, noch von diesem betäuben zu lassen; aber man kann doch Wahrheit sagen, ohne beleidigend zu werden, und man kann das Ansehen, beleidigen zu wollen, vermei-

den, ohne deshalb den Mantel nach dem Winde zu drehen. Es ist die Prüfungszeit der Schriftsteller, in der sie ihr Meisterstück ablegen müssen, und wem es geräth, der wird einst bei der Nachwelt, wenn von Rebellion gar nicht mehr die Rede sein wird, noch in Ehren sein. —

Beruhigen Sie sich, bester W.! Es ist noch lange hin bis achtzehnhundert. Ich habe das beste Zutrauen zum neuen Jahrhundert. Das Geschwätz, welches die Feinde deutscher Bürger und Bauern führen, widerlegt sich selbst zu sehr, als daß es lange noch fortdauern und bei irgend einer der höheren und höchsten Behörden Glauben finden könnte. Und — interim aliquid fit.

X.

Über die Furcht, lebendig begraben zu werden.

An Herrn Leibarzt B. zu D.

Ich habe bei Lesung Ihres Berichts, welchen Sie von der blos durch ein Ungefähr geschehenen Rettung eines Scheintodten an die Regierung zu D. abgestattet, mit Ihren Empfindungen ganz simpathisirt. Es ist unmöglich, rechtschaffener Mann, daß sie dadurch in Ihrem Lande für die Zukunft nicht Gutes gestiftet haben sollten. O Dank sei es doch dem Genius unseres Zeitalters, daß dieser grosse Gegenstand ietzt fast allgemein zur Sprache kommt! Wohl also unsern Kindern, daß sie vermuthlich auch von dieser Seite ruhiger werden leben und dem Grabe mit einem der heftigsten Schauer weniger werden entgegensehen können!

Mit Recht hat man Klage über den Mangel an Hebammen, oder doch über die ungeschickten Hebammen in den kleinen Städten und auf dem Lande geführt und geradezu erwiesen, daß die mehresten Todtgebornen es durch ihre Schuld wären. Traurig genug freilich, todt zur Welt herein kommen! Aber ich bitte Sie, ist es nicht weit fürchterlicher, lebendig aus der Welt heraus kommen? Man sollte auf den ersten Anblick gleich denken, daß dieses noch weit leichter zu verhüten sein müsse, als ienes; aber ich lasse mir es nicht ausreden, daß, wenn ebenso, wie auf den Jahreslisten die Todtgebornen bei den Gebornen bemerkt werden, auch die Lebendigbegrabenen bei den Verstorbenen auf selbigen bemerkt werden könnten, die Zahl dieser die Zahl iener noch übersteigen würde. Und was hilft es auch, wenn uns einige neuere Aerzte mit dem Troste beruhigen wollen, daß der Fall weit seltener sei, als man sage? In eine Lotterie, die aus zwanzigtausend Loosen besteht, setzt ieder in der Hofnung, den höchsten Gewinn zu erhalten; wenn also auch aus einer Gesellschaft von zwanzigtausend Menschen nur einer allemahl lebendig begraben würde, so mus sich doch ieder mit der Furcht auf sein Sterbebette le-

gen, daß er es sein könnte. So lange es auch nur möglich ist, daß ich lebendig begraben werden könne, so habe ich Ursache, zurückzubeben. Wenn ein Mensch den Tod fürchtet, weil er nicht sterben will, so verdient seine Furcht Verachtung; aber Todesfurcht aus Furcht für todt gehalten und lebendig begraben zu werden, darf keinem vernünftigen Wesen verargt werden.

Man mus sich über die Bemühungen wundern, welche sich einige Neuere gegeben haben, zu beweisen, daß man sich in solchem Falle das Leiden schwerer vorstelle, als es sei. Hätten sie doch lieber Hand mit angelegt, uns der Besorgnis vor diesem Leiden zu entreissen; statt, daß sie hier und da die Obern, welche eben aufmerksam zu werden anfingen, durch ihr Vorbringen wieder von dem Gegenstande ableiten! Wie es nur möglich ist, daß man etwas behaupten könne, das man noch nicht versucht hat! Freilich kommen die, welche mit einem platten Sarge, bei mir zu Lande Nasenquetscher genannt, begraben werden, besser weg, und wer blos auf ein Bret gebunden und mit Erde beworfen wird, am allerbesten; aber wer kann berechnen, wie lange unter unsern eingeführten hohen Sarg-

deckeln an der Luft, welche mit selbigem verschlossen wird, ein wieder zu sich kommender Mensch leben könne? Und wenn es nur zehen Minuten wären und er mus diese mit Bewustsein verleben, hilf Gott, welch eine entsetzlichlange Zeit des Kampfs mögen sie ihm sein! Ich denke mich oft in diese Lage, wie ein solcher Mensch beim Zurückkommen zu sich selbst sich erst aufzurichten, dann sich umzulegen, dann sich auch nur zu bewegen versucht, keins von allen kann, dann mit den Händen in die Höhe und um sich her fasst, allenthalben an den Deckel stösst, sich im Sarge merkt, aus dem dumpfigten Anschlage den Schlus macht, daß er wirklich schon verscharrt sei, schreien will und nicht kann, in Thränen zerfliessend nach freier Luft schnappt, die wenige verschlossene durch Ein- und Ausathmen immer ängstlicher, immer erstickender für sich macht, sich fürchterlich und immer fürchterlicher abquält und endlich erst mit langheraushangender Zunge seinen Geist aufgibt. . .

Wenn es öfter die Gelegenheit gäbe, daß Särge, die in die Erde versenkt werden, nach einiger Zeit wieder geöfnet würden: so würde man solchen Anblick vieleicht nicht selten haben. Mir hat ein Todtengräber theuer ver-

ſichert, daß er einſt beim Grabmachen einem vor zehen Jahren etwa verſenkten Sarge ſo nahe kommen müſſen, daß ein Theil des Holzes ihm entgegengefallen; da er dann ſehr deutlich die Leiche auf dem Bauche liegend geſehen. Die in Gewölbern beigeſetzt werden, haben freilich, wenn man ihnen den Sargdeckel nicht verſchraubt, länger Luft, aber auch längere und gewis unbeſchreibliche Todesqual. Was für Anblicke man häufig bei Wiedereröfnung ſolcher Gewölber — ſelbſt die Grüfte der Fürſten nicht ausgenommen — gefunden, iſt uns nicht blos erzählt, ſondern auch unleugbar erwieſen worden. Mit Recht kann man vorausſetzen, daß dergleichen Anblicke noch weit häufiger ſein würden, wenn man die Särge nicht verſchraubte. Und nun rechne man noch diejenigen Unglücklichen dazu, die zwar wieder erwachen, aber die Kraft nicht haben, den Sargdeckel, wenn er auch nicht weiter befeſtigt iſt, aufzuheben und abzuſtoſſen. Ich bitte Sie, wie mag dem zu Muthe ſein, der in dem erſten Augenblick ſeines Wiederbewuſtſeins ſich fragt — du biſt wohl gar begraben — wie iſt das mit dir? — ſich bald davon überzeugt, nun zu klopfen anfängt im Sarge und ſich zu Tode klopfen mus! Wie mag dem ſein, der Kraft genug hat, den un-

verschraubten Sargdeckel abzuwerfen und herauszuklettern, und nun im Gewölbe umherwankt, nach Hülfe iammert und winselt, umsonst darnach winselt und iammert, Hunger und Durst zugleich leidet, diese Leiden von ieder künftigen Stunde noch greulicher erwartet und die rasenden Versuche machen mus, an seinem eigenen Fleische zu nagen und sein eigenes Bult zu schlürfen!

Ach, edler Mann, ist irgend ein Gegenstand, mit dem sich die Polizei beschäftigen sollte, so ist es dieser. Blosse Befehle, vor dreimahlvierundzwanzig Stunden nicht zu begraben, sind warlich nicht genug. Erstlich kann es Fälle geben, in welchen durchaus eine Ausnahme von dieser Regel gemacht werden mus; denn wir Lebendige haben nur die Pflicht auf uns, keinen blos Scheintodten zu begraben, niemand kann uns aber zumuthen, von wirklich todten uns verpesten zu lassen. Sobald nun aber Ausnahmen Statt finden müssen, so steht es, wenn weiter nichts geschieht, wieder iedem frei, seinen Todten unter diese Ausnahmen zu rechnen. Sodann sind auch auf der andern Seite dreimahlvierundzwanzig Stunden nicht immer genug, die Gewisheit des Todes zu bewahrheiten. In meinem ei-

genen Lande trug sich vor einigen Jahren der Fall zu, daß das Begräbnis einer Bäuerin gewisser ökonomischen Hindernisse wegen bis auf den vierten Tag verschoben ward, und gerade an diesem Tage lebte sie erst wieder auf. Wie, wenn nun ihre Familie Zeit gehabt hätte, ihre Beerdigung Tags vorher zu besorgen? Wäre sie nicht solchergestalt sogar gesetzmässig lebendig begraben worden?

Wenn, wie aller Welt bekannt und erwiesen ist, in den vornehmern, ia sogar in den höchsten Ständen dergleichen Vorfälle sich ereignen, wie weit häufiger werden sie in den untersten Klassen des Volks, und besonders auf dem Lande sein! In den nidrigen Ständen kommt alles zusammen, dis zu bewirken. Man stirbt da gröstentheils ohne Arzt. Theils das Vorurtheil, daß, wer leben solle, lebe, und wer sterben solle, sterbe, theils Ekel vor Arzneimitteln, theils Zutrauen zu simpathetischen Kuren, theils Armuth halten den Arzt entfernt. Das zehente Mahl weis die Familie nicht einmahl, woran ihr Todter gestorben sei. Niemand bekümmert sich auch weiter darum, wenn nicht zu gutem Glück daselbst die Krankenbesuche der Prediger noch Mode sind. In der That eine

wichtige Ursache, derentwegen allein schon dieses Geschäft unserer Geistlichen in den untern Ständen wenigstens, und auf dem Lande vorzüglich, nicht so abkommen sollte, wie iezt an vielen Orten der Fall ist. Und wenn der Prediger auch den Patienten, wenn er nicht schon im Himmel ist, nicht erst noch in den Himmel beten kann: so könnte er doch wenigstens verhindern helfen, daß man ihn nicht eher von der Erde brächte, als er todt ist. Er könnte durch sein Ab- und Zugehen manche Versäumung und Verwahrlosung des Kranken, ia gar, da er Gelegenheit hat, in die Familienverhältnisse einzusehen, manche Grausamkeit gegen ihn verhüten; er könnte Vorschriften geben, wie man ihn als Leiche behandeln solle, und aus seiner Krankheitsart selbst urtheilen, ob mehr oder weniger Gewisheit dabei sei, daß der Patient todt sei, oder nicht. Besonders würde der Todtenbesuch, wenn er ihn abstattete und nach Befinden gar wiederholte, von dem allergrössesten Nutzen sein; statt, daß iezt der zehnte Prediger, wenn ihm der Tod des Kranken gemeldet worden, nicht auf den Einfall geräth, die Leiche noch einmahl sehen zu wollen. Vielmehr geschiehet die Meldung des Todes recht eigentlich darum, daß er sich nicht weiter bemühen solle,

und ich bin einst Zeuge davon gewesen, wie ein Prediger, als ihm der Tod nicht gemeldet worden und er also nochmals in das Leichenhaus kam, um den Patienten zu besuchen, äusserst darüber aufgebracht ward, daß man ihn einen vergeblichen Gang thun lassen, im Hause gleich wieder umkehrte und bis auf die Strasse hinaus brummte! —

Wie man in den untersten Ständen ohne Arzt stirbt, so wird man auch in selbigen ohne Leichenfrau begraben. Die mehresten verdienen das Geld, welches diese kosten würde, an ihren Todten selbst. Dadurch entsteht ebenfals der Nachtheil, daß sich Personen mit ihnen beschäftigen, die wenig Todte unter Händen gehabt, und daß man vollends mit ihnen machen könne, was man will. So, wie es heißt, der Patient ist todt — und welcher Mensch kann dis bestimmen? wie können es am wenigsten solche unerfahrne Menschen! — entkleidet man ihn, reinigt ihn, schleppt ihn in einem blossen frischen Hemde aus dem Bette und legt ihn aufs Bret, oder auf die kalte Erde. Ich bin überzeugt, daß immer einer um den andern solchergestalt noch lebendig so hingelegt werde, und brauche hiefür keinen Beweis

weiter zu führen, als den Aberglauben, welchen sich der gemeine Mann noch nicht ausreden lässet, daß — wenn die Leiche auf dem Bret noch einmahl seufze, bald einer aus der Familie nachsterbe. Wie? so seufzen also die Leichen wirklich noch zuweilen? Ist der todt, der seufzt? — —. Mehrentheils legt man den Todten in eine Kammer, in einen Stall, oder sonst irgendwohin, wo man ihn einschliesst und nicht eher wieder ansieht, bis der Sarg kommt; denn wie haben Leute der Art so selten mehr, als eine Stube! So, wie der Sarg kommt, kleidet man den Todten an, packt ihn hinein und eilt soviel, als möglich, mit ihm zu Grabe. Das Haus ist eng; der Sarg steht im Wege; oft wohnen wohl mehrere Familien bei einander, und so scheint es selbst medicinischpolizeimässig zu sein, die Gesundheit der Lebenden durch langes Aufhalten der Todten nicht aufs Spiel zu setzen.

Ich mus noch etwas hinzusetzen, das mein ganzes Herz bewegt. Hart klingts, aber wahr ists — es herrscht in den untersten Ständen fast ebenso viel Gleichgültigkeit in den Familien gegeneinander, als oft in den obersten; nur, daß man dort weder so klug,

noch so wohlhabend ist, als hier, um seine Gleichgültigkeit zu verbergen. Ist es doch in der That, als wenn alle wahre Glückseligkeit — auch das Gefühl für Beisammensein und Getrenntwerden — vorzüglich dem Mittelstande vorbehalten wäre! Ich gestehe aber aufrichtig, daß der für seine Sterbenden gefühllose Bauer und Taglöhner in meinen Augen gleich weit entschuldigter sei, als der ebenso gefühllose Grosse und Grössere. Das Leben hat überhaupt in den Augen dieser Leute den Werth nicht, welchen es in den unsrigen hat. Die Ursache davon ist, daß sie es blos nach der Summe von sinnlichen Freudengenüssen schätzen, welche es für sie aufzuweisen hat, und daß sie diese allerdings sehr klein für sich ausfallen sehen. Ja, ia, edler V., lassen Sie es uns nur gestehen, daß das letztere sich wirklich so verhalte. Für Daseinsgefühl ist zwar reichlich genug für sie gesorgt; aber nicht für ienes mildere und frohere Daseinsgefühl, welches allein den Wunsch nach Dasein und nach langem Dasein erzeugen kann. Und wenn man auch sagen wollte, daß sie als vernünftige und unsterbliche Wesen den Werth des Lebens nicht blos nach sinnlichen Freudengenüssen berechnen sollten: so sind sie nicht nur zu keiner andern Berechnungsart erzogen,

sondern es lässet sich auch fragen, — warum geht man ihnen denn in den obern Ständen nicht mit Beispielen einer andern Berechnungsart vor? Warum sollen sie es gerade sein, die sich mit blossen geistigen Genüssen, die noch dazu wohl gar erst zukünftig sind, abspeisen lassen, und die allen Mangel und Druck, den sie erdulden, sich durch die Vorstellung, zu welcher schon ein sehr gebildeter Geist gehört, daß nehmlich alle äusserlichen Leiden zu innern Wohl gereichen, versüssen sollen? Daher nun, daß dis Leben in ihren Augen so wenig Werth hat, gibt es nicht nur so viel Wagehälse unter ihnen für eine Kleinigkeit, derentwegen der Vornehmere nicht aufzustehen sich die Mühe geben würde, sondern auch so viel Unmässige, die sich durch Brandtewein, welcher auf Gottes Erde, wie sie sagen, noch ihr Bestes ist, frühzeitig tödten, und wenn man ihnen dieses zu Gemüthe führt, antworten — „das wissen wir doch wohl; aber zehen Jahre eher oder später; sind wir todt, so sind wir davon." Dieses davon hat hier einen ganz andern Sinn, als wenn man zum Wohlhabenden und Reichen sagt, daß er davon müsse. Und wenn der Tod auch natürlich den gemeinen Mann trift, so zittert er gar nicht vor ihm.

Es ist ihm nicht darum zu thun, daß ihm durch den Arzt geholfen werde; denn es grauet ihn vor einem hohen Alter, das ihm bei gänzlicher Verdienstlosigkeit noch weit traurigere Aussichten öfnet, und nur der Tod bei guter Zeit ist es, der ihn davor in Sicherheit bringen kann. „Was hat unser einer in der Welt? Dis ist die allgemeine Sprache, welche sie führen; es ist nicht besser, als fort."

Dieselbe Gleichgültigkeit hat nun auch der gemeine Mann aus denselben Ursachen bei dem Tode der Seinigen. Er glaubt, daß sie dadurch, wenn sie sterben, so wenig verliehren, wie er, und so geht seine Sorge nicht sowohl dahin, daß er ihnen, wenn sie krank sind, das Leben erhalte, sondern, daß er sie nur ehrlich unter die Erde bringe. Betrift es seine Eltern: so betrachtete er sie ohnehin wohl längst schon als eine Last, weil es ihm iämmerlichschwer fiel, sie neben seinen Kindern noch zu erhalten; und wie sollte er sich es gar noch etwas kosten lassen, diese Last noch länger auf sich haben zu wollen? Sollen die Eltern ihn ia noch etwas kosten, so mus es wenigstens das letzte sein, das er an sie wende, d. h. daß er sie begraben lasse. Betrift es eins seiner Kinder — o ie mehr er deren hat,

und gemeiniglich hat er aus sehr leicht zu begreifenden phisischen Ursachen die meisten, desto lieber gibt er dem Vater im Himmel das ihm von selbigen anvertraute Pfand wieder zurück, drückt ihm die Augen zu und spricht zu den übrigen — dis ist unter euch allen nun zum besten aufgehoben.

O Freund, hörten Sie nie diese Sprache? Und wie ward Ihnen dabei? Ich hörte sie leider unzählichoft, und so oft ich sie hörte, bis ich die Zähne darüber zusammen. Ach, daß die Vornehmeren doch nicht die Sprache der Religion hierin zu hören glaubten; es ist die Sprache der Verzweiflung über die erbärmliche Lage, in welcher sich noch die arbeitsamsten und gemeinnützigsten Stände befinden, und so lange der Taglöhner sich noch über den Tod seines Kindes mit dem Gedanken trösten mus — es ist wohl aufgehoben — o wehe, wehe der armen Menschheit! Beizu führt nun diese Sprache auch zu wahrhaftigen Unnatürlichkeiten oft. Man vernachläßsigt, verabsäumt, verwahrloset seine kranken Kinder schon in der Hofnung, daß man ihnen dadurch besser rathe, und daß sie, wenn sie ia durch Vater- und Mutterschuld sterben, bei dem lieben Gott doch viel besser aufgehoben

wären,

wären, als bei den armen Eltern. Glauben Sie mir, an diesem falsch angewendeten Religionsgedanken sterben eine unglaubliche Menge von Kindern in den untersten Ständen; wie dann das Schicksal der Kinder in selbigen überhaupt noch äusserst traurig von Seiten des Frühsterbens ist, und es wäre warlich nicht nöthig, durch Kriege die befürchtete ungeheure Menschenanzahl zu vermindern, so lange die Eltern noch selbst so dafür sorgen, daß nicht alle ihre Kinder erwachsen. Möchten doch alle Volkslehrer dem gemeinen Manne darüber recht oft ins Gemüth reden, daß er nicht darauf denken solle, seine Kinder bei dem lieben Gott wohl aufgehoben zu wissen, sondern daß der liebe Gott sie bei ihm, bei Vater und Mutter, wohl aufgehoben wissen wolle! Warlich, durch Bewirkung dieses Glaubens könnten sie allein schon das Leben vieler Tausende retten, welche noch Jahraus Jahrein nach Fliegenart todtgeklapt werden. Möchten sie den Leuten begreiflich machen, daß ein Vater durch Arbeit und Segen Gottes viel Kinder ernähren könne; besonders, wenn die Mutter mitarbeitet und iedes Kind, so bald es sechs Jahre alt ist, auch zur Arbeit angehalten wird! Dieser letztere Punkt ist äusserstwichtig und auf ihm scheint mir alles

zu beruhen, wenn das Leben vieler Kinder in den Augen nidriger und armer Eltern iemals Werth erhalten soll. Mir sind Gegenden Deutschlands bekannt, in welchen die Kinder von acht Jahren schon halb, und von zehen Jahren ganz ihr Brod verdienen, und die noch ältern schon Ueberschus von der Arbeit dem Vater zu Hülfe geben können. O glücklich seid ihr Gefilde des frühern Fleisses! Ihr seid die eigentlichen Paradise der Menschheit, und in euch, in euch ist es dahin gediehen, daß auch der gemeinste Mann in der Menge seiner Kinder im eigentlichen Verstande seinen Reichthum erblickt...

Unmöglich kann ein armer Vater in der Menge der verzehrenden Mäuler seinen Reichthum finden; nur in der Menge der mitarbeitenden Hände findet er ihn. Es ist nicht zu leugnen, daß die Eltern oft selbst daran Schuld sind, wenn ihnen solchergestalt ihre vielen Kinder zur Last gereichen. Sie halten sie nicht zur Arbeit an, sondern lassen sie muthwillig umherlaufen, oder allenfals, wenns Noth thut, lieber das Land durchstreichen und betteln. O wehe der Polizei, die dis duldet! Mus man sich nicht in ihrem Nahmen schämen, wenn man unaufhör-

lich von halberwachsenen und starken Kindern, die ihr Brod schon völlig verdienen könnten, auf den Landstrassen um Allmosen fast angefallen wird? Und welch eine Generation gibt das, die so erzogen wird! Ich halte es für eine der schwersten und unverzeihlichsten Sünden, die der Staat an sich selbst begeht, für wirklichen Staatsselbstmord halte ichs, wenn er das Betteln der Kinder durch Stadt und Land erlaubt. Ebenso macht es auf den reelldenkenden Mann schon einen widrigen Eindruck, auch nur halbe und ganze Tage lang Schaaren von Knaben und Mädgen, die ans Wollrad, an den Spinnrocken, an den Strickstrumpf u. s. w. gehörten, auf den Gassen umherschwärmen und alle Arten von Bosheiten ausüben zu sehen. Mehrmahlen ist mir es selbst begegnet, daß ich, wenn ich dergleichen Troupe antraf, sie zur Arbeit ermunterte und ihnen iene ebengenannten Zeitvertreibe empfohl, feierlich von ihnen ausgelacht und verspottet ward; und der eine Theil schriee Strickstrumpf und der andere Wollrad so lange hinter mich her, als er mich nur sehen konnte. Die Eltern sollten, wie gesagt, ihren Vortheil besser kennen, und die Polizei sollte all dergleichen Unwesen nicht dulden.

Ich mus aber auch hinzusetzen, daß es nicht genug sei, zu Leuten, die müssig gehen, zu sagen — arbeitet! Man mus ihnen auch, wenn sie antworten — wir haben keine Arbeit — Arbeit nachweisen können. Denen, welche sich iemals mit Errichtung öffentlicher Armenanstalten beschäftigt haben, darf man dis nicht erst sagen; sie wissen aus Erfahrung, daß die Klage der Armen über Arbeitsmangel oft mehr, als zu gegründet sei, und daß nicht leicht eine Armenanstalt von Dauer sein könne, wenn nicht eine Arbeitsanstalt damit verbunden wird. Gilt dis nun schon von erwachsenen Armen, die hunderterlei Arbeit vornehmen können, wie vielmehr mus es von armen Kindern gelten, die nur immer zu einzelnen gewissen Arten von Arbeit geschickt sind! Daher mus der Staat für solche Fabriken sorgen, durch die Kinder von sechs bis zu zehen Jahren an in Thätigkeit gesetzt werden können. Ach, mein geliebter V., möchte doch für Arbeit der armen Kleinen erst so gesorgt sein, wie für Zeitvertreib der reichen Kleinen! Wenn man darauf studirt — und wer kann in unsern Tagen wohl die neuersonnenen Spiele für Kinder der Reichen zählen? In der That von dieser Seite eben nicht das aufgeklärteste

Jahrhundert! — wenn man, sage ich, darauf studirt, die Arten zu vervielfältigen, wie die Kinder der Vornehmen und Wohlhabenden ihr Gut verspielen mögen, wie sollte man nicht wenigstens auch darauf sinnen, wie die Kinder der Geringen und Dürftigen Geld verdienen könnten! Wer hierauf recht emsig sinnet, dem setzt die Menschheit die unzerstörbarste unter allen Ehrensäulen. Und — ich gestehe es frei, da, wo nicht für Fabriken der Art, an welchen Kinder Theil nehmen können, gesorgt wird, kann man den Eltern in den nidrigen Ständen unmöglich geradezu alle Schuld beimessen, wenn sie ihre Kinder nicht zur Arbeit anhalten.

Ich mus noch eines ganz besondern Umstandes gedenken, der arme Eltern bei dem Tode ihrer Kinder nicht nur gleichgültig machen hilft, sondern der sogar ihre Gleichgültigkeit oft in eine Art von Freude über ihren wirklich erfolgten Tod verwandelt. Es sind die sogenannten Sterbekassen, aus welchen auch für Kinderleichen gezahlt wird. Von dem Gelde, besonders, wenn Eltern in mehrern dergleichen Kassen sind, bleibt nach Bestreitung der Beerdigungskosten noch ein guter Ueberschus. Allerdings kann der Arme,

wenn er gleich zehen und mehrere Thaler in die Hand bekommt, sich damit helfen. Sieht er nun, daß er bei dem Tode seines Kindes auch so viel übrig hat, so ist sein erster Gedanke — damit kannst du dir helfen. . . Ein Gedanke, den ich an verschiedenen Orten zu bemerken Gelegenheit gehabt, und der, so oft ich ihn bemerkte, mir das Herz hätte zerreissen mögen. . .

Ich bin Zeuge davon gewesen, daß ein Handwerksmann einem seiner Freunde seine Werkzeuge wies und dazu sagte — diese haben mir der selige Gottfried und die selige Christel geschenkt; ach Gott habe sie doch recht dafür selig! Ich, der ich dis nicht verstehen konnte, bekam darüber von dem Vater folgende Erörterung. „Kathrine und ich konnten gar nicht vorwärts; ein Kind kam immer über das andere, daß ich mir gar nicht die gehörigen Werkzeuge anschaffen konnte. Ich machte bei diesem und ienem Reichen Versuche, einigen Vorschus zu erhalten; aber vergeblich. Endlich schickte mir der liebe Gott die Pocken ins Haus, und siehe da, da starben von meinen vier Kindern zwei. Ich war in einigen Todtenkassen, und so bekam ich einen Flausch

Geld. Siehst du, sagte ich, Kathrine, wie es der liebe Gott zu schicken weis; und so kaufte ich diese Werkzeuge, mit welchen ich nun die übrigen gut ernähren kann." Was sagen Sie hierzu, mein V.? Der Freund, welchem dieser Vater seine Werkzeuge wies, that einen tiefen Seufzer und sagte, er wolle sich auch in die Todtenkassen einkaufen. Merken Sie wohl, dieser hatte gar sechs Kinder. Nicht wahr, dieser wartet nun mit Schmerzen auf Geld aus den Todtenkassen?

Noch eine stärkere Anekdote der Art kann ich Ihnen aus demselben Orte mittheilen. Ein Vater, der auch für ein verstorbenes Kind, das er iederzeit grausam behandelt hatte, Geld aus so einer Kasse übrig behielt, kaufte noch am Begräbnistage desselben ein fettes Schwein dafür, und so oft er hernach davon as, sagte er zu seiner Frau — Liese, den Appetit müsten wir uns vergehen lassen, wenn der bitterböse David noch lebte!!! Und so haben mir die Kassenboten oft erzählt, daß sie von den Kontribuenten, wenn sie oft hintereinander Sterbegeld für Kinder bei ihnen einsammlen, die Frage hören müssen — holen könnet ihr wohl; aber wann brin-

get ihr denn einmahl etwas? Wie sich da die Kinder, wenn sie zugegen sind, einander nach der Reihe ansehen mögen! Es nimmt mich auch gar nicht Wunder, wenn Leute, die nicht viel Sechser und Groschen übrig haben, endlich unwillig darüber werden, daß sich das Kapital, welches sie so nach und nach einlegen, gar nicht verinteressire. Es wäre, dünkt mich, in der That Gegenstand der Aufmerksamkeit der Polizei, diese Kassen nicht sehr aufkommen zu lassen. Ich kenne Oerter, wo es deren zu zehen und mehr gibt, und — wo oft Taglöhner in allen zehen sind. Wie müsten da der Obrigkeit die Augen aufgehen, wenn auf den Jahreslisten unter den Verstorbenen so übermässigviel Kinder sind und wenn die mehresten dieser Kinder solchen Todtenkassenvirtuosen zugehören! Sollte sich da die Frage nicht aufdringen — geht das auch wohl natürlich zu???

Ich kam auf alles dis bei der Gelegenheit, als ich sagte, daß, wenn Lebendigbegraben schon in den vornehmern Ständen geschehe, solches in den nidrigen noch weit häufiger der Fall sein müsse. Man kann hier die Zeit nicht erwarten, daß man einander sterben siehet; man kann die Zeit nicht erwarten,

daß man einander begräbt. Vorurtheil, Aberglaube, Armuth, Bosheit — alles kommt dabei zusammen. Doch — lassen sie uns zur Frage aller Fragen eilen, wie ist dem Uebel überhaupt abzuhelfen? Wie kann gemacht werden, daß an Andern nicht die abscheulichste Grausamkeit begangen werde, und daß man selbst sein Leben ohne die schrecklichste aller menschlichen Befürchtungen sichern möge?

Zu N. geschah es unlängst, daß ein Taglöhner nach einem langen Krankenlager starb. Seine Frau brachte ihn sofort aufs Bret, und — am dritten Tage stand er wieder auf. Das erste, was er da zu thun versuchte, war, daß er seiner Frau zu Halse wollte. Als man ihn um die Ursache davon fragte, gab er an, daß er ieden Stich gefühlt, den ihm seine Frau in die Waden gethan. Diese hatte nehmlich kein Paar Strümpfe im Sarge an ihn wenden wollen, sondern Lappen ihm um die Füsse gewickelt und an den Waden festgenähet. Er versicherte, daß er bei zugedrückten Augen alles gehört, was um ihn her gesprochen worden, und alles deutlich bemerkt, was mit ihm vorgenommen worden; daß er nicht im Stande gewesen, dis im geringsten

zu erkennen zu geben; daß er aber, weil die Frau ihn so gewaltig gestochen, ihr geschworen, daß er den ersten Wiedergebrauch von seinen Gliedern dafür an ihr machen wolle. Die Aerzte, welche während seiner ganzen Krankheit nicht waren gerufen worden, nun aber auf das Gerücht von diesem Vorgange ungerufen herzukamen, nannten die Erscheinung — gehobene Starrsucht. Kann diese bis zum dritten Tage dauern, warum nicht auch bis zum vierten? — — Es ist also nicht genug, fürchten zu müssen, auf solche Art lebendig begraben zu werden, daß man im Grabe wieder zu sich selbst komme; sondern man kann auch bei allem äusserlichen Scheine des Todes die ganze Zeit zwischen Tod und Begräbnis über schon bei sich sein... Denken Sie sich dis einmahl recht lebhaft — — alles in solchem Zustande bemerken, was uns geschieht und geschehen soll, — fühlen, wie man als Todter gewaschen, mit dem Sterbehemde bekleidet und aufs Bret gelegt werde — genau beobachten, wie man in den Sarg gelegt, wie der Sarg zugemacht, fortgetragen und eingesenkt werde, und — gegen dis alles, alles, nicht die geringste Bewegung machen können — das jämmerliche Wehklagen der Seinigen hören — im Herzen selbst

über sein Schicksal noch jämmerlicher klagen und von Augenblick zu Augenblick sehnlich warten, ob nicht in dieses oder ienes Gelenk wieder neue Kraft eintreten wolle, um auch nur ein Zeichen geben zu können — — warlich, gegen diesen Zustand ist die Angst eines Missethäters, der seinen Henker schon am Blutgerüste erblickt, nichts.

Ich weis nur ein einziges Mittel, das Begehen solcher Unmenschlichkeiten überall zu verhüten, nehmlich, — daß durchaus kein Mensch mehr mit seinen Todten machen dürfe, was er wolle. Jeder Todte müste der Fürsorge des Staats ebenso anheim fallen, wie iede blutarme Waise, und es müste eine öffentlich von der Obrigkeit authorisirte Todtenkommission geben. Diese müste bestehen aus einem Arzte, einem Prediger und einer Gerichtsperson. Auf dem Lande könnte die leztere der Schulze oder Schöppe sein. Der Arzt wäre überall dabei die Hauptperson, und es sollte billig kein einziger Todter beerdigt werden, den nicht erst ein Arzt beurtheilt hätte. Da ein solcher Arzt iederzeit bereit sein und alles andere hintenansetzen mus, so müste er ausdrücklich und hinreichend dazu salarirt werden. Stadt- und

Landphisikate müssen da, wo sie noch nicht sind, errichtet und überall verhältnismässig vermehrt werden. Jeder Landphisikus müste keinen grössern Distrikt unter sich haben, als er wirklich abwarten kann. Woher das Geld dazu nehmen? Freilich die Todten können nicht für sich bezahlen; so müssen die Lebendigen für die Todten bezahlen. Man kann entweder die Summe, welche dazu erfordert wird, aus einer andern öffentlichen Kasse nehmen, zu der man unbestimmte Auflagen auf das ganze Land auszuschreiben pflegt, oder man kann eine besondere Steuer dazu einführen, die ieder vernünftige Mensch gern erlegen wird. Gibt es nicht sogar Delinquentenkassen? Wenn nun das Volk unweigerlich dazu gibt, daß seine Missethäter vom Leben zum Tode gebracht werden, wie sollte es nicht dazu beitragen, daß seine Unschuldigen nicht lebendig begraben würden? In der That, sonst wäre der Mörder, welcher enthauptet wird, auf Seiten dieser Furcht noch am glücklichsten daran. Es ist gewis eine löbliche Einrichtung, daß Leichname, welche auf dem Felde, oder an den Ufern gefunden werden, und wenn sie auch schon noch so weit in Verwesung sind, nicht eher begraben werden dürfen, bis sie ein Arzt besichtigt.

Man ist darin bis zur Bewunderung sorgfältig; sollte aber nicht ieder Todte diese Aufmerksamkeit des Staats verdienen? Sollten dieienigen Todten, welche noch nicht stinken, sie nicht noch weit mehr verdienen, als deren Verwesung schon die ganze Gegend umher verkündigt?

So, wie nun iemand der Meinung seiner Familie nach gestorben wäre, müste auf der Stelle zur Kommission geschickt und sein Tod gemeldet werden. Unterdessen, bis diese käme, müste den Seinigen nichts weiter mit ihm zu thun erlaubt sein, als — ihn allenfals gerade zu legen. Auch dis ist zwar eine Grille an sich; denn wenn es auch wahr sein mag, daß steifgewordene Glieder hernach in keine andere Lage zu bringen sind, was liegt daran, ob sie nun eben recht gerade liegen, oder nicht? Daß der Todte nicht ein blosser Scheintodter sei und nicht lebendig begraben werde, dis ist die Hauptsache; ob er ein Schöntodter sei, oder nicht! Die wahre Liebe gegen unsere Verstorbenen besteht nicht darin, daß wir sie putzen, sondern darin, daß wir auch im Tode noch behutsam mit ihnen umgehen und uns vollkommen davon überzeugen, daß sie wirklich todt sind. Den Hinterlassenen müste

also schlechterdings durch eine Landesverordnung untersagt sein, den Todten eher auszuziehen und zu reinigen, oder ihn gar halbnackend aufs Bret zu legen, als die Kommission erschiene; sie müsten ihn vielmehr bis dahin in dem Bette, worauf er gestorben, liegen lassen und thun, als wenn er noch lebte. Alsdann müste der Arzt nach Masgabe der bekannten, oder iezt von ihm erforschten, oder von ihm doch vermutheten Krankheit, an welcher der Todte gestorben, seine Lebensversuche an ihm machen und nach dem Ausfalle derselben bestimmen, wie lange selbiger noch unangerührt liegen bleiben solle. Es kann Fälle geben, wo dis vier und zwanzig Stunden und länger dauern mus; ia, Fälle, wo der Arzt nochmals den Todten erst im Bette beurtheilen mus. Der Prediger müste dann derienige sein, welcher genau darauf Aufsicht hätte, daß die vom Arzte bestimmte Zeit pünktlich gehalten würde; er ist am ersten verbunden, seinen Gemeingliedern diese lezte Liebe zu erzeigen. So bald die Reinigung und der simple Anzug der Leiche, der durchaus in nichts, als in Sterbehemde und Laken bestehen sollte, vollbracht, müste sie in das Gemeindetodtenhaus gebracht werden. Wie viel solcher Häuser es in Deutschland schon gebe? Diese

Frage interessirt mich nicht. Ich rede ia davon, wie es sein sollte, wenn nicht mehr lebendig begraben werden soll. In den Städten hat man auf den Gottesäckern die sogenannten Schuppen, auch wohl Beinhäuser, welche mit einigen Abänderungen zu diesem Behuf bald einzurichten wären. Und auf dem Lande hat doch iede Gemeine ihr Backhaus; warum sollte sie denn nicht auch ein Todtenhäuschen halten können? In diesem Todtenhause würde die Leiche, sobald der Sarg fertig, in selbigen gelegt. Der bestimmte Todtenwärter, welches aber nicht der Todtengräber sein müste, ginge alle Stunden hin, nach der Leiche zu sehen, und so stände die Leiche so lange da, bis der Arzt die Erlaubnis zur Beerdigung gäbe. Gewisse Tage im Allgemeinen könnten und dürften dazu nicht festgesetzt werden; sondern der wirkliche Verwesungsgeruch in einem beträchtlichen Grade allein müste die Zeit der Beerdigung bestimmen. Aller unnütze Aufwand bei dieser müste schlechterdings wegfallen, und so könnten die mehresten Familien durch einen Beitrag, den sie bei iedem Todesfalle leisteten, Todtenhaus und Todtenwärter recht gut unterhalten helfen.

Man könnte vieleicht hiergegen einwenden, daß solchergestalt der Zärtlichkeit der Hinterlassenen oft Gewalt geschehen würde, wenn sie ihrer Todten auf einige Tage eher sich beraubt sehen müsten. Die natürliche Antwort hierauf aber würde sein, daß es immerhin iedem frei stehe, seine Todten im Todtenhause zu besuchen, so oft er wolle, ia, sogar den Todtenwärter selbst mitzumachen. Ob übrigens viel Kluges daran sei, sich einige Tage länger über seinen Todten, der doch einmahl getrennt ist, herzuwerfen, ihn mit seinen Thränen zu benetzen und sich durch seinen Anblick immer von neuem bis zur Verzweiflung zu bringen; — und ob nicht dadurch offenbar immer tiefere Herabspannung und Unthätigkeit bewirkt, längere Untröstbarkeit befördert und der Grund zu langwieriger Kränklichkeit, ia wohl gar zu einem abermahligen baldigen Leichenbegängnis gelegt und mithin der Familie auf allen Seiten noch mehr geschadet werde, als ihr schon geschadet ist — — sind Fragen, die sich in ieder Seele von ächter und männlicher Empfindung selbst beantworten. Allgemein mus das Gesetz, die Todten in Todtenhäuser zu bringen, durchaus sein; weil sonst die geringste Ausnahme Gelegen-

legenheit zu neuen Besorgnissen geben und die ganze Anstalt vereiteln würde.

Wie aber das Todtengesetz allgemein sein mus: so müssen auch die Todtenhäuser allgemein sein. Durchaus müste es den Reichen und Vornehmern nicht verstattet werden, ein besonderes Haus für ihre Leichen zu haben. Im Tode hat die Verschiedenheit der Stände ein Ende und sämtliche Todte treten eben durch den Tod in den allgemeinen Stand der Natur zurück. Und — liegen denn nicht auf den Gottesäckern selbst Reiche und Arme, Herren und Diener, Adeliche und Bürgerliche neben einander? Sollen die erstern insgesamt etwa nur noch auf ein Paar Tage — also wenigstens so lange, als möglich, ihren Rang behaupten? O des eitlen Stolzes der Hinterlassenen! Kann diesen auch der Tod soggr nicht demüthigen, so demüthige ihn wenigstens die Obrigkeit!

Auf eine andere Weise, als so, halte ich es für unmöglich, zu verhüten, daß ferner auch nur hier und da ein Mensch lebendig begraben werde. O möchten alle christliche Obrigkeiten doch auf diesen grossen Gegenstand mit einer Art von Sorgfalt blicken, die an

Aengstlichkeit grenzte! Auch der unterste ihrer Bürger verdient sie ia. Gebraucht, verarbeitet, verzehrt er nicht lebenslang seine Kräfte für den Staat? Ist ihm der Staat dafür nicht den Trost schuldig, daß er mit Gewisheit hoffen könne, einst nicht anders, als wirklich todt, begraben zu werden?

Bis dahin, daß allenthalben solche öffentliche Vorkehr getroffen werde, treffe wenigstens ieder vernünftige und gutdenkende Hausvater ähnliche Privatvorkehr in seiner einzelnen Familie! Ich weis weiter keinen Rath zu geben, als diesen. Er bestimme sein Gartenhaus zum Todtenhause für sich und die Seinigen; und hat er dergleichen nicht, so richte er recht ausdrücklich eine Kammer dazu ein, die die Ueberschrift führe — hier wird verhütet, lebendig begraben zu werden. Er nehme völlige Abrede mit den Seinen, wie es auf einen Todesfall unter ihnen vom ersten Augenblick an bis zum letzten gehalten werden solle; er gehe bei dem ersten, der sich ereignet, seiner ganzen Familie mit gutem Beispiele vor, und — bezahle gern dem Arzte noch zwei, drei Gänge, die er zu seinem Todten thue. Ich und alle die Meinigen haben auf den Fall unseres Todes

feste Abrede genommen und es uns bei Gott und der Ewigkeit zugesagt, gegen einander also zu thun. Seit der Zeit ist uns allen leichter ums Herz geworden; der Tod hat die schrecklichste seiner Gestalten in unsern Augen verlohren und wir sehen ihm ruhiger entgegen. So oft wir nun von einer verdächtigen Begrabungsgeschichte hören oder lesen, drücken wir uns traut die Hände und sprechen — das soll unter uns nicht vorfallen können. Zugleich wirke ich in dem Zirkel aller mit mir befreundeten Familien umher, ähnliche Verabredungen zu treffen, und werde nicht eher aufhören, dis zu thun, bis es die Obrigkeit unnöthig macht. Fahren Sie zu Ihrem Theile rühmlich fort, edler V., dis nicht nur an Ihrem Orte, sondern auch weit und breit umher bald zu bewirken. Ihr Verdienst um die Menschheit wird dadurch aufs höchste steigen. Es sei dabei mit Ihnen der, dem wir alle leben und sterben!

XI.

Über des Schulmeisters Wachsmuth Sprichwort —

auf Hochzeiten und Kindtaufen mus ich reden können, wovon ich will.

An Herrn Polizeidirektor B. zu P.

Sie verzeihen mir meine Zudringlichkeit, Herr Polizeidirektor! Ein blosses Ungefähr macht uns einander bekannt; ohne welches wir vermuthlich beide diese Erde verlassen haben würden, ohne daß der eine von uns iemals erfahren hätte, daß der andere neben ihm auf ihr gewandelt habe. Eine gewisse gar originelle Polizeiverordnung nehmlich, welche Sie unter Ihrem Nahmen an Ihrem Orte ergehen liessen und die Herr S. ihrer Originalität wegen in seinem Journale wörtlich abdrucken zu lassen für räthlich fand, erwarb mir die

Ehre, Ihr Dasein kennen zu lernen, und, da ich mich dadurch angetrieben fand, Ihnen einen Brief zu schreiben, Ihnen zugleich die Nachricht von dem meinigen. —

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen erstlich etwas zu erzählen. — Ich bin auf dem Lande geboren, und da war im Dorfe, wo ich geboren und erzogen ward, ein alter Schulmeister, Nahmens Wachsmuth. Dieser Mann hatte alle Bauern und Bäuerinnen, wie sie im Dorfe waren, in der Schule gehabt, sie insgesamt gut lesen, schreiben und rechnen gelehrt, und ward dafür von ihnen allgemein geliebt und geschätzt. Er verwaltete seit funfzig Jahren sein heiliges Amt mit möglichster Treue und Genauigkeit, läutete iederzeit auf den Glockenschlag Morgen und Abend, schob nie eine falsche Numer ins Liederbret ein, trug seinem Pastor den Mantel aufs Filial stillschweigends nach und wuste ihm auf die Woche iede Kindtaufe vorher zu sagen. Bei seinen Obern war nie die geringste Klage über ihn eingelaufen; vielmehr lies er sich zu allem, wozu ihn sein Amt eigentlich nicht verband, von ihnen gebrauchen. Er gab auf die Alleen Acht, fütterte im Winter das Nothwildpret, besorgte die Hofefuhrenzettel, zählte nach ie-

dem Sturme die fehlenden Ziegel auf dem Kirchendache und hätte die Sterne am Himmel gezählt, wenn es ihm befohlen worden wäre. Zugleich war er der thätigste Menschenfreund, und es mochte im Dorfe Unglück vorfallen, welches wollte, so war er immer am ersten dabei bei der Hand. Kurz — er arbeitete bei Tage und bei Nacht und lies sichs auf allen Seiten von ganzem Herzen sauer werden. Dabei aber hatte er es in der Art, daß er, wenn er irgendwo zu Schmause war, es mochte auf Kindtaufen oder Hochzeiten sein, auch von ganzem Herzen vergnügt war. Besonders pflegte er alsdann über Alles zu reden, es mochte sein, was es wollte, und seine Meinung darüber unverholen zu sagen, sie mochte sein, welche sie wollte. Stellte ihn iemand darüber zur Rede, so war seine immerwährende Antwort — Ei was, auf Hochzeiten und Kindtaufen mus ich reden können, wovon ich will. Man muste es ihm lassen, daß er über ieden Gegenstand vernünftig sprach, aber freilich nicht so, daß er es allemahl hätte drucken lassen und seinen Obern dediciren dürfen. Die Bauern wusten dis einmahl, und so setzten sie sich iederzeit, sobald die Mahlzeit eingenommen war, um ihn her, rauchten ihre Pfeifen

an und höreten ihm zu. Dadurch geschah es, daß das Kartenspielen bei solchen Gelegenheiten fast ganz abkam; allenfals machten die iungen Leute ein Hahnrei und lachten sich blos eins dazu.

Einst ereignete es sich, daß ausser dem Pastor und dem Justitiarius auch der Landfiskal mit zur Hochzeit war. Wachsmuth hielt sich bei Tische ganz stille; sobald aber die drei Herren ein Lomber zu machen anfingen, gaben ihm die Bauern ein Zeichen, sie, wie gewöhnlich, mit seiner Gelehrsamkeit zu unterhalten. Er säumte dismahl länger, als sonst, es zu thun, und man sah ihn wohl eine Stunde lang sich damit beschäftigen, daß er in einiger Entfernung vom Lombertische von Zeit zu Zeit etwas in eine kleine Tafel schrieb. Hernach setzte er sich nach alter Sitte zum Pfeifgen und die Bauern insgesamt umringten ihn schmauchend. Es hatte sich eben damals die erste Theilung von Pohlen ereignet, und so sagte Wachsmuth darüber frei und unverholen seine Meinung, die er mit sehr vielen Gründen zu unterstützen wuste. Der Landfiskal stand von ungefär einmahl vom Spieltische auf, vernahm den Gegenstand des Gesprächs und verlangte vom Pastor, daß er die Fortsetzung desselben

seinem Schulmeister verbieten sollte. Dieser aber lehnte den Auftrag unter dem Vorwande von sich ab, daß Wachsmuth den Grundsatz sich einmahl nicht nehmen lasse, auf Hochzeiten und Kindtaufen müsse man reden können, wovon man wolle. „So mus ichs ihm als Fiskal verbieten" hub iener an, stand wieder vom Spieltische auf, hörte einige Minuten lang zu und rief alsdann aus — „Wachsmuth, lasst eure Nase von Staatsangelegenheiten und sprecht von etwas anderem!" Mit Gunst, erwiederte Wachsmuth ganz unerschrocken, Herr Fiskal — auf Hochzeiten und Kindtaufen mus ich reden können, wovon ich will. „Das will ich euch anstreichen" versezte der Fiskal, verlies eine Zeitlang den Spieltisch und schrieb viel von dem auf, was Wachsmuth weiter sprach; der sich aber hierdurch nicht stöhren lies.

Nach einiger Zeit ward Wachsmuth vor Gericht citirt. Man las ihm eine lange Klage vor, welche der Fiskal gegen ihn eingereicht hatte und über die er nun Punkt für Punkt auf der Stelle vernommen werden sollte. Wachsmuth war nicht gewohnt, zu leugnen, was er gesprochen; der Fiskal hatte ehrlich

nachgeschrieben; so räumte er sogleich den Inhalt der ganzen Klage ein, behauptete aber, daß sich selbiger zu keiner fiskalischen Klage gegen ihn qualificire, weil er auf Hochzeiten und Kindtaufen müsse reden können, wovon er wolle. Da man ihm dis so geradehin zuzugestehen Anstand nahm, so bat er um die Erlaubnis, die weitere Ausführung seines Satzes schriftlich einzureichen; welches man ihm auch nachlies.

Er setzte nun seine Defension selbst auf, und ieder, dem er sie wies, sagte, daß sie Hand und Fus habe. Die Einleitung machten drei Atteſtate. Das erste war vom Pastor, der ihm bezeugte, daß er sein Amt iederzeit treu und fleissig verwaltet habe. Das zweite war von der Finanzkammer im Lande, die ihm bescheinigte, daß er gegen ein geringes Douceur, ia oft ohne alles Entgeld auch ausser seinem Amte thätig sei und gern und willig alles besorge, was der Landesherrschaft zum Besten gereiche. Das dritte war von der ganzen Gemeine, die ihm attestirte, daß er wohl eher Klage über sie führen dürfte, wie sie über ihn, daß er iedem Menschen zu Liebe thue, was er ihm an den Augen ansehen könne, und daß keine Woche hingehe, da

er nicht die Kinder mit den Worten aus der Schule entlasse — „wenn ihr einmahl gros seid und nicht närrisch sein wollet, so gehorchet eurer Obrigkeit." Darauf ging er zu dem Rechte über, das iedem, der solche Attestate vorlegen könne, auf gesellschaftliche Freudengenüsse gebühre. Er setzte hinzu, daß er nur selten dergleichen habe, weil höchstens iährlich im Dorfe zwei Paare getrauet und zehen Kinder getauft würden; daß er dann bei solchen Gelegenheiten aus Essen und Trinken nicht viel mache, sondern sein einziges Vergnügen darin finde, mit den Bauern zu schwatzen, und daß er also bei Hochzeiten und Kindtaufen müsse reden können, wovon er wolle. Von Dingen nun, fuhr er fort, die nie geschehen wären, von Fabeln und Mährchen zu reden, wäre seine Sache nicht; er rede nur von Dingen, die sich wirklich ereignet hätten. Von diesen aber müsse ieder reden dürfen, der von ihnen höre, und müsse so davon reden dürfen, wie er darüber denke. Hätte er nicht von der Theilung Pohlens reden sollen, so hätte Pohlen nicht getheilt werden müssen; alsdann hätte sich das Reden davon von selbst verboten. Daß er aber so darüber geredet, wie er geredet, komme davon her, daß er, Wachs-

muth, es gewesen, der geredet; ein Anderer hätte wieder anders darüber geredet. Pohlen wäre übrigens seines Redens ungeachtet nach, wie vor, getheilt geblieben und den Bauern wäre es den Tag drauf nicht eingefallen, es wieder zusammen bringen zu wollen. Ob aber der Herr Pastor, der Herr Justitiarius und der Herr Landfiskal dadurch etwas klügeres gethan, daß sie Lomber gespielt, als er, daß er von der Theilung von Pohlen geredet, überlasse er aus der Beilage sub D. einem hocherleuchteten Judicium selbst zu beurtheilen. Diese Beilage enthielt alles das, was die drei Spieler während der Stunde, daß Wachsmuth, seine Tafel in der Hand, ihnen zugehört, gesprochen hatten. Das ganze Gericht muste überlaut lachen, als es dieses las, weil nicht nur nicht der geringste Zusammenhang, sondern auch kein vernünftiges Wort darunter war. Ja, was noch mehr ist, es befanden sich darunter sechs und sechzig der abscheulichsten Flüche, die der Landfiskal, so oft er ein Spiel verlohren hatte oder auch nur überstochen worden war, ausgestossen und deren ieder in der Landesverordnung bei zehen Thaler Strafe verboten war. Wenn nun der Fiskal, schlos Wachsmuth, fluchen darf, wie er will, so darf ich auch auf Hochzei-

ten und Kindtaufen reden, wovon ich will.

Was glauben Sie, Herr Polizeidirektor, daß aus der Sache ward? Der ganze Proces blieb liegen und Wachsmuth soll heute noch wieder citirt werden. Er starb einige Jahre drauf und machte sich selbst noch die Inschrift zu seiner Grabtafel — auf Hochzeiten und Kindtaufen mus ich, wenn ich einmahl wieder aufleben soll, reden können, wovon ich will. ——

Tausendmahl ist mir der alte Wachsmuth eingefallen, seitdem ich Ihr Polizeimandat, in öffentlichen Gesellschaften nicht von der französischen Revolution und von dem, was dahin einschlägt, zu reden, gelesen habe. Im Auslande sind wir nun zwar davon überzeugt, daß diese Verordnung blos aus Ihnen selbst komme, denn Ihr Landesherr ist zu allgemein geliebt und weis es auch zu gut, daß er dis sei, als daß er solcher Verfügungen zu bedürfen glauben könnte. Auch hat man uns biedern Deutschen in dem Lande, wo ich lebe, das Wachsmuthische Principium noch nicht streitig gemacht. Man könnte doch aber nicht

wissen, was das Beispiel des einen Polizeidirektors auf die andern wirken möchte; und so wäre es vieleicht kein geringes Verdienst um die deutsche Menschheit, wenn man Sie durch eine Reihe von Betrachtungen, von welchen einige wenigstens Ihnen schlechterdings entwischt sein müssen, dahin bewegen könnte, Ihr Mandat entweder zurückzunehmen oder es für nicht gegeben zu erklären. Hier folgen diese Betrachtungen in ganz natürlicher Ordnung nach einander. — —

Schon Reimarus erklärte die Vernunft für die Kraft, zu reflektiren. Da nun in der ganzen Natur keine Kraft da ist, um nur da zu sein, sondern um angewendet zu werden: so hat auch ieder vernünftige Mensch nicht nur das Recht, sondern auch sogar den Beruf, über alles, was ihm vorkommt, zu reflektiren. Ja, was noch mehr ist, ein innerer Trieb zwingt uns, so zu thun. Sobald etwas geschiehet und es kommt zu unserer Wissenschaft, streben wir auch einen deutlichen und richtigen Begrif davon haben zu wollen. Erst müste die ganze Einrichtung unserer Seele abgeändert und unsere ganze Bestimmung verrückt werden, wenn dis nicht mehr sein sollte, oder mit andern Worten,

wir müsten aufhören, Menschen zu sein; wovor uns Gott in Gnaden bewahren wolle. Nun kommen wir aber gewisser und leichter zu deutlichen und richtigen Begriffen über etwas, wenn mehrere ihre Begriffe, Meinungen und Gedanken darüber einander mittheilen, und auch hierzu liegt ein ursprünglicher Trieb in unserer Seele; ia, es ist dis sogar der ganze Zweck des geselschaftlichen Lebens. Wir leben nicht beisammen, um uns einander nur anzusehen, sondern gemeinschaftlich um uns her zu sehen, unsere Bemerkungen gegen einander zu halten und so endlich zur Wahrheit in unsern Urtheilen über alles zu gelangen. Verbote, über irgend etwas wirklich existirendes oder geschehenes zu reden, halten also offenbar die Menschen auf dem Wege ihrer Ausbildung und Vervollkomnung auf und arbeiten der grossen Absicht, welche der Schöpfer mit uns hat, schnurgerade entgegen. Sie sind Eingriffe in die heiligsten Gerechtsame unserer Natur und die wahre Religion thut solche nicht einmahl. Diese lässet uns volle Freiheit, sogar über Gottes und unser eigenes Dasein pro und kontra zu disputiren. Denn sie weis zu gut, daß die Wahrheit durch Reden über sie nie verliehren könne, sondern im-

mer gewinnen müsse. Verböte sie uns das Reden über irgend eine ihrer Angelegenheiten, so würde sie auf der Stelle den gegründeten Verdacht in uns erwecken, daß sie sich in Ansehung selbiger nicht sicher wisse. — Dis alles vorausgesetzt, so mus auch der Deutsche, so lange man ihn für ein vernünftiges Wesen gelten lässet, über die französischen Vorgänge reden dürfen, so bald sie zu seiner Wissenschaft kommen.

Wer über etwas nicht reden soll, der mus auch nichts davon sehen und hören; es mus entweder ganz und gar nicht, oder doch für ihn nicht geschehen. Also — die Erlaubnis, Zeitungen zu lesen, auf der einen Seite, und das Verbot, über die darin stehenden Nachrichten zu reden — wie harmoniren beide? Sie mein Herr, müsten folglich nun, um konsequent zu handeln, auf das Verbot, über die französischen Angelegenheiten zu reden, auch ein Verbot, Zeitungen zu lesen, folgen lassen. Wer weis auch, was Sie schon deshalb beschlossen haben? Da sollte ich nun aber erstlich doch denken, daß es wohl schon daran genug sei, daß die mehresten deutschen Zeitungen ohnehin iezt nur noch erzäh-

len, was unsere Nation wissen soll. Und dann — welche Eingriffe in die Gerechtsame des menschlichen Geistes wären vollends dis! Leben wir nicht, um den Gang der Vorsehung im Grossen und im Kleinen zu brobachten? Sollen wir Gott nur als Schöpfer der Welt, oder auch als Weltregierer verehren und anbeten lernen? Sind wir nicht in dieser Hinsicht vorzüglich auf die Geschichte verwiesen? Ist diese nicht die vollkommenste Lehrerin aller Weisheit und Tugend? Ist das Verlangen nach ihr nicht unserer Seele eigen? Sollen wir etwa nur an unserer eigenen Lebensgeschichte, oder an der Geschichte unserer Familie, oder an der Geschichte unseres Vaterlandes genug haben? Soll es uns höchstens etwa erlaubt sein, nur die Geschichte der Vorzeit, oder die Zeitgenossengeschichte unserer Antipoden zu benutzen? Wie? darnach also, was vor acht Jahrhunderten geschehen sei, dürften wir fragen, darnach aber, was vor acht Tagen geschehen sei, nicht? Was in Amerika zu unserer Zeit vorfalle, das dürften wir uns durch Reisebeschreibungen erzählen lassen, in Europa aber, wo wir wohnen, sollten wir fremd sein und nicht wissen, was in diesen Tagen geschehen sei? Nein, wir dürfen ebenso fragen, wie gehts

in Altfrankreich, als, wie gehts in Neubritannien und in Neuholland? Und so, wie wir über alles reden dürfen, was unter den alten Griechen und Römern vorging, ebenso dürfen wir über das reden, was sich iezt unter Franzosen, Holländern und Engländern ereignet; denn iede Geschichte ist um so lehrreicher für uns, ie näher sie uns an Zeit und Ort ist.

Und — wo kann es ein wahrhaftig denkendes Wesen in Deutschland geben, das Frankreichs Angelegenheiten und Schicksale nicht interessirten? Nicht nur, daß ieder, wer nicht ganz und gar nur lebt, um zu essen und zu trinken, auf den Ausgang harret, den diese unaussprechlichen Vorgänge endlich nehmen werden; sondern es sind auch durch selbige eine Menge von den wichtigsten Ideen mehr in Rege gebracht und mehr ins Licht gesezt worden, so, daß es nun unmöglich ist, diese wieder zu verdrängen oder sie im vorigen alten Dunkel wieder zu sehen und sich nicht mit ihnen mehr, als sonst, zu beschäftigen. Die Providenz wollte dis einmahl haben und so wird es auch keine menschliche Macht iemals verhindern können. Und wenn zehen Verbote ergehen, von Frankreich nicht zu re-

den, so werden doch nicht leicht zwei, drei denkende Köpfe eine Viertelstunde lang beisammen sein, ohne sich darüber unwilkürlich zu unterhalten.

Was ist denn auch für Schade davon zu befürchten, wenn über Aristokraten und Demokraten, über Roialisten und Sankulotten, über Monarchie und Republik, über Despotismus und Anarchie frei und öffentlich gesprochen wird? Oeffentliches Reden kann ia, wenn Reden auch Unheil stiftete, doch weit weniger Unheil stiften, als geheimes. Jenes erfährt die Obrigkeit, so oft sie will, haarklein und kann ihre Masregeln darnach nehmen; dieses aber nicht. Wie kann auch wohl Reden über diese Gegenstände überhaupt Schaden anrichten? Und wenn die wildesten Raisonneurs beisammen wären, haben sie eine Armee auf den Beinen, um ihrem Raisonnement hernach Gewicht zu geben? Friedrich, der Unvergesliche, betrachtete dergleichen Sachen von dieser Seite und lies deshalb ungestört ieden in seinen Staaten kannengiessern, wie er wollte. Sind Narren beisammen, so endiget sich ihr ganzes Kannengiessern mehrentheils mit Gelächter über sich selbst. Sind aber kluge Leute beisammen, so treffen sie über

Frankreichs Angelegenheiten bald den rechten Punkt. Sie fühlen die Gebrechen aller menschlichen Staatsverfassungen, auch der ihrigen; sie kommen aber, durch ienes Beispiel belehrt, alle darin überein, daß iedes Volk rasend sein müsse, das ie wieder auf Frankreichs Wege seinen Staatsgebrechen abhelfen wolle; weil es doch besser ist, das Podagra zu haben, als — sich die Füsse absägen zu lassen.

Und gesetzt, man nähme den äussersten Fall an, — denn weiter ist doch in der That nicht einzusehen, was herausspringen könnte — das Reden der Bürger über die französische Revolution, über Freiheit und Gleichheit und Menschenrechte hätte die Wirkung, daß sie bei der Obrigkeit bescheidene Bitten und Vorschläge einreichten, diesem oder ienem drückenden Staatsverbrechen abzuhelfen: müste eine brave Obrigkeit dis nicht gern sehen? Wenn es wirkliche Fehler sind, von denen man einem Menschen sagt, daß er sie habe, wofür würde man ihn halten, wenn er es übel nähme, daß man sie ihm sagte? Soll der Staat allein seine Fehler beibehalten wollen? Nein, iede wackere Obrigkeit mus sich vielmehr freuen, wenn sie ihre Unterthanen glück

licher machen und mehr Zufriedenheit mit sich von ihnen erhalten kann. Ich kenne Fürsten, die noch bis auf diesen Tag frei und frank über alles reden lassen, und ihre Staaten sind die ruhigsten von der Welt. Es ist ia auch natürlich, daß der Mensch ieden andern Zwang leichter trage, sobald ihn nur nicht der Zwang, über alles, was vorgeht, reden zu dürfen, der der unleidlichste für ein vernünftiges Wesen ist, angethan wird.

Denken Sie sich doch auch nur den Mann im Amte, den Gelehrten, den Kaufmann, den Künstler, wenn sie den Tag über ihre Arbeiten und Berufsgeschäfte verrichtet haben, verdienen sie nicht am Abend die Freuden der gesellschaftlichen Zusammenkünfte zu geniessen? Wozu sollen aber Menschen, die sich selbst schätzen, und die den Zweck der Gesellschaften erreichen wollen, zusammenkommen, als zu trauten Gesprächen? Wenn nun der Rechtschaffene fürchten mus, daß in iedem Winkel des Saals ein Spion der Polizei auflaure, der hernach gegen ihn denuncirt und ihn wenigstens zu einer guten Summe Proceskosten reif macht, oder ihn zum Zeugen gegen seine Freunde aufstellt: mus er nicht lieber auf alles gesellschaftliche Vergnügen Verzicht thun?

Sagen Sie nicht, er solle andere Gegenstände des Gesprächs, als die französischen Angelegenheiten, wählen; denn ich frage Sie, welche? Ich weis beinahe keine, als astronomische, wenn sich nicht durch Ideenassociation das Gespräch doch unvermerkt auf iene wenden soll. So erinnere ich mich, in einer Gesellschaft gewesen zu sein, wo iemand einen Diskur über seinen Melonenbau anfing. Die Franzosen waren damals eben schon über Frankfurt vorgedrungen. Wer weis, versetzte iemand, ob Ihre Melonen nicht noch von den Franzosen gegessen werden, und sogleich ging die Rede über die französischen Angelegenheiten fort. Doch — Scherz bei Seite; alle wichtigern Ideen, womit sich Männer in Gesellschaften gern zu unterhalten pflegen, sind in den ietzigen politischen Zustand von Europa so verwebt und verflochten, daß man keine von ihnen in Rege bringen kann, ohne auf diesen zu kommen. Polizeiverordnungen, wie die ihrige, zertrennen also die edelsten menschlichen Zusammenkünfte und rauben so gerade dem würdigsten Theile der Bürger, dem das Vergnügen am ersten gebührt, das schönste Vergnügen für seinen Geist und für sein Herz. Wodurch hat er dis verschuldet? Durch seinen Eifer etwa, mit wel-

chem er die übrige Zeit hindurch für das Wohl des Staats, es sei nun unmittelbar oder mittelbar, auf seinem Posten und in seinem Geschäftkreise arbeitete? Gönnet man denn nicht auch dem Gefangenen zuweilen freie Luft? Nun, so will auch der Mann, welcher unaufhörlich in die engen Schranken gewisser einzelner Ideen, an die ihn sein Amt, sein Beruf und sein Gewerbe ihrer Natur nach fesseln, eingezwängt und eingekerkert ist, zuweilen sich ausdehnen, Freiheit der Ideen geniessen, in das weite Gebiet der Menschheit hineinschweifen und da mit seinen Freunden bald hier bald da Halte machen und sein Urtheil mit dem ihrigen über das, was sie da sehen und hören, kollationiren.

Zu diesem Unrechte, welches Ihr Mandat gerade dem edelsten Theile Ihrer Mitbürger zufügt, kommt auch noch das allgemeine Unrecht, das sie dadurch der ganzen Nation anthun. Zu einer blossen Vorsichtigkeitsmasregel, dergleichen die Polizei zu allen Zeiten, ohne weitern Grund davon anzugeben oder auch nur nähere Veranlassung dazu bekommen zu haben, treffen könne, ist es offenbar zu viel. Es qualificirt sich vielmehr zu iener Art von Polizeianstalten, dergleichen z. E.

ist, wenn in sehr schwülen Sommertagen ie- dem Bürger anbefohlen wird, vor seinem Hause ein Gefäs mit Wasser bereit zu halten. In diesem Falle gibt man zu erkennen, daß man, weil es seither in der Ferne stark ge- donnert hat, befürchte, es möchte nächstens ein Gewitter auch über die Stadt wegziehen und Feuer anrichten. Ebenso geben Sie nun auch durch Ihr Mandat zu erkennen, daß Sie fürchten, es könne, weil in der Ferne Revo- lution ausgebrochen, dergleichen auch in Ih- rem Lande ausbrechen. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß die Bezeigung solcher Furcht eine wahre Polizeisünde gegen iede Nation sei, die durch ihr Betragen sol- che Besorgnis noch nicht begründet hat. In Ansehung des Gewitters kann man mit Recht sagen — wer steckt in allen unsern Bürger- häusern und wer kann sagen, ob nicht in die- sem oder ienem viel homogene Materie befind- lich sei, die den Bliz anziehen wird? Ist es aber auch wohl genug, um so ein Mandat zu geben, wie Sie gegeben haben, daß man nur spreche — wer steckt in allen unsern Bür- gerherzen, wer kann wissen, wo schon der Same zum Aufruhr keimte, der durch das erste freie Gespräch über die französische Revo- lution zum Aufgehen kommen könnte? Nein,

einer Nation, die solche Redeverbote bekommt, sagt man dadurch vor den Kopf — ihr habt auch Lust zu rebelliren; ihr seid schon verdächtig. Nun aber die Hand aufs Herz, Herr Polizeidirektor — wodurch hat sich Ihre Nation im geringsten verdächtig gemacht, daß sie Lust zu rebelliren habe? Ganz Europa kennt die unverbrüchliche Treue derselben gegen ihre Souveraine, und so kann sie vor ganz Europa von Ihnen Beweis vom Gegentheile fordern, und Sie sind schuldig, ihn zu führen. Glauben Sie ia nicht, daß sie ihn etwa durch Ihr Mandat selbst geführt haben; die Logik lässet diese Beweisart nicht gelten. Die Logik spricht vielmehr, wenn sie weiter keinen Beweis zu führen wissen, das Urtheil über Sie, daß Sie durch Ihr Mandat die Nation nur erst haben verdächtig machen wollen, und zwar besonders — in den Augen ihres Souverains... Nicht wahr, dieser erfährt am Ende doch wohl Ihre getroffene Verfügung? Kann er alsdann anders, als so, denken — die blosse Möglichkeit, daß Aufruhr in meinem Lande entstehen könne, kann doch meinen Polizeidirektor nicht bewogen haben, so etwas zu verfügen, sondern es mus schon Wahrscheinlichkeit dazu da sein. Ganz gewis hat er als Direk-

tor der Polizei, die alles erfährt, auch erfahren, daß schon Anschläge zur Rebellion gemacht werden. . . So mus Ihr Souverain auf ieden Fall nun denken. Wird dieser Gedanke sein Herz seinem Volke zu; oder abneigen? Ist es aber auch wohl recht, das Herz eines Fürsten von seinem Volke abzuneigen? Was würden Sie zu einem Bedienten im Hause sagen, der ohne allen Grund dem Vater Mistrauen gegen seine Kinder einflößte? Nicht wahr, Sie würden seine Handlung äusserst misbilligen und sämtlichen Kindern den Rath geben, bei ihrem Vater eine gute Stunde abzulauern, in welcher sie ihn dazu bewegten, daß er diesen den Hausfrieden störenden Bedienten aus seinen Diensten entliesse? Warlich, Sie haben die Seelenruhe Ihres Herrn gestört; Sie haben unnütze Besorgnisse in ihm erweckt, die aber nicht so ohne Folgen bleiben werden, als sie ohne Grund sind. Ihr Herr wird seine Unzufriedenheit mit der Nation äussern; die sich unschuldigfühlende Nation wird diese Aeusserungen tief empfinden und sich gestraft sehen, ohne gesündigt zu haben. So haben Sie Zwietracht zwischen Fürst und Volk gestiftet und — wollten sie verhindern. Aber so geht es mehrentheils — wenn man Dinge

verhindern will, die gar nicht kommen wollen, so macht man erst, daß sie kommen. Ihr Urtheil ist gesprochen; Sie werden den Has der ganzen Nation dafür empfinden. Nehmen Sie es doch nicht mit einer ganzen Nation auf; Sie sind ia nur ein einzelner Mann. Endlich gelingt es doch einem Patrioten aus ihr, — was denn? fragen Sie; wohl gar nach mir zu schiessen? — Nein, doch nur ihren Souverain zu überzeugen, daß Sie ihr Unrecht gethan und so trift Sie endlich auch der Has Ihres eigenen Herrn.

Zwietracht zwischen Obrigkeit und Bürgern nicht nur, auch Zwietracht zwischen Bürgern und Bürgern richten Sie an, wenn Sie nun Ihrem Mandate gemäs auch weiter procediren. Was können Sie zu diesem Behufe anders thun, als bei allen öffentlichen Zusammenkünften Auflaurer und Spione unterhalten, die Ihnen von allem, was gesprochen wird, Bericht erstatten müssen? Wen wollen Sie dazu brauchen? Und wollen Sie sie durch ein gewisses äusserliches Zeichen, woran sie ieder gleich erkennen kann, markiren oder nicht? Natürlicher Weise werden Sie dis nicht thun, weil sie dadurch sehr inkonsequent handeln und — nichts er-

fahren würden; denn so, wie der Mann mit zwei Ermeln von verschiedenen Farben etwa oder mit der Papierdute im Ohr hereinträte, würde die ganze Gesellschaft schweigen und so lange schweigen, bis er sich aus Langeweile wieder entfernte. Wenn die Aufpasser nun aber nicht markirt sind und iede Gesellschaft doch vernünftiger Weise glauben mus, daß dergleichen unter ihr befindlich sind, welch ein allgemeiner Argwohn wird unter den sämtlichen Gliedern der Gesellschaft gegen einander entstehen! Der erste Verdacht wird auf Ihre Angehörigen, auf Ihre Freunde und Bekannte fallen, und so wird man diese so viel, als möglich, von den Gesellschaften zu entfernen suchen. Erfolgt hernach dessen ungeachtet eine Denunciation, so wird man Reihe herum auf den Denuncianten rathen. Der eine wird diesen, der andere ienen dafür halten; kann die böse Herzensleumundssünde auch wohl mehr befördert werden, als so? Welch eine Menge von ungerechten Feindschaften, Racheausübungen und Verfolgungen wird daraus erwachsen und wie wird der Geist der Zutraulichkeit und Herzlichkeit binnen vier Wochen aus allen grossen und kleinen Zirkeln verbannt sein! Um die Denunciation zu beweisen, werden Sie Zeugen aufstellen müssen.

Wie beschweren Sie dadurch die Gewissen! Kann ein Mensch, der nicht mit dem Vorsatze zuhört, um Rapport zu seiner Zeit zu erstatten, ohne eine Schreibtafel stets in der Hand zu halten, nach einigen Tagen auch wohl von allem, was er gehört, Rede und Antwort geben? Und dann — wird nicht alsdann Freund gegen Freund hintreten und zeugen müssen? Denken Sie hierbei zugleich an die Menge der Eide überhaupt und an die Menge der Meineide besonders, welche dadurch erzeugt werden werden! Und — zerreissen Sie nicht solchergestalt endlich nicht nur alle grössere Gesellschaften, sondern auch die Bande der engern Freundschaft und Liebe? O Herr Polizeidirektor, wenn Ihnen deutsche Treue und Redlichkeit im bürgerlichen Leben noch etwas werth sind, so beherzigen Sie diese Verwüstungen, welche Sie durch Ihr Mandat in den Gebieten der Moral, der Tugend und Menschenliebe anrichten!

Ich weis nicht, ob Sie ein Freund vom Spiele sind; sonst, wenn Sie es wirklich wären und etwa gern wollten, daß alle Ihre Mitbürger Erzspieler werden sollten: so hätten Sie kein zweckmässigeres Mittel dazu erwählen können, als Ihre oftgedachte Polizei-

verfügung. Es ist mir in diesen Augenblicken, als wäre ich in irgend einem Ihrer öffentlichen Häuser, wo man sonst zusammenkam, um Zeitungen zu lesen, sich einander Privatbriefe zu kommuniciren und dann über den Inhalt beider vernünftig zu sprechen. Eben, da die Gesellschaft sich versammlet hat, kommt der Wirth und schlägt Ihr Mandat im Versammlungssaale an. Jedermann lieset und staunt. Endlich rufen alle, wie abgerichtet, aus — „Was machen wir nun? Reden sollen wir nicht mehr. So müssen wir spielen — die Karten her!" Ja, dis ist die nothwendige Folge Ihres Mandates; den Redegeist treiben Sie aus und den Spielgeist führen Sie ein. Sagen Sie mir, welcher von beiden Geistern ist der edlere? Doch hiervon hernach. Jetzt frage ich Sie nur, ist es überall wohl nöthig, den Spielgeist zu verstärken? Ist er nicht leider schon der allgemeinherrschende Geist unseres Zeitalters? Klagen nicht alle unsere denkenden Köpfe darüber? Seufzen nicht unsere ächten Moralisten mit Recht darüber? Man kommt schon in vielen Gesellschaften beinahe zu weiter nichts mehr zusammen, als zu spielen; man setzt sich, wie man zusammenkommt, ans Spiel; man müssigt sich hernach kaum so viel Zeit ab, Essen

und Trinken zu verschlucken; man setzt sich wieder ans Spiel und geht endlich auseinander, ohne oft drei vernünftige Worte zusammen gesprochen zu haben. Es ist warlich die höchste Zeit, daß sich alle angesehene gute Menschen vereinigen, in den Gesellschaften einen edlern Ton anzugeben, wenn nicht das Gesellschaftsleben wahres Gift für das übrige Leben werden soll. Wie, und solchen Gesellschaften soll nun sogar noch eine rechtliche Entschuldigung dadurch an die Hand gegeben werden, daß sie spielen müsten, — um nicht durch Reden über die französische Revolution und was dem anhängig zur politischen Inquisition reif zu werden? Und die noch übrigen wenigen bessern Gesellschaften, wo man seither noch zusammenkam, um den wahren Zweck der Gesellschaft, nehmlich Theilgebung und Theilnehmung gemeinnütziger Einsichten und Erfahrungen zu befördern und dadurch sich wechselseitig zu vervollkommen, zu erreichen, sollten nun auch durch solche Mandate in Spielgesellschaften umgeschaffen werden, und das erste Gesetz, welches iedem eintretenden Fremden publicirt wurde, sollte sein — allhier wird von keinem

ernsthaften Gegenstande gesprochen??? Wohin denken Sie, Herr Polizeidirektor!!!

Jede gute Polizei hat sich von ieher damit beschäftigt, die sogenannten Hazardspiele zu verbieten; sie sollte sich es aber auch warlich zur Pflicht machen, den Spielgeist überhaupt zu verscheuchen. Ich nehme erstlich getrost den Beweis davon auf mich, daß er weit mehr zu Rebellionen und Revolutionen führe, als der Redegeist. Er ist ein blindunternehmender und auf blosse Möglichkeit des Gewinns wagender Geist. Er riskirt das wenige, was er gewis hat, um mehr zu erhaschen, das ihm ganz und gar ungewis ist. Sagen Sie mir, ist dis nicht derselbe Geist, welcher ein Volk beseelt, das Revolution ausführt? Treibt dieses nicht auch die Hofnung, zu gewinnen, an, das Glück, welches es doch wirklich besitzt, aufs Spiel zu setzen? Und welche Bürger sind zur Rebellion geneigter, als die, welche, weil sie Habe und Gut verspielten, nun nichts mehr zu verliehren haben, sondern sich vielmehr alsdann, wenn alles bunt übergeht, wieder bereichern zu können glauben? O wie sollte also ieder Staat, um seine Verfassung zu sichern, der

Spielsucht Einhalt thun und so ieder Art von Schwindelei zuvorzukommen suchen, weil immer eine zur andern führt! — — Doch, lassen Sie mich tiefer in die Verworfenheit des Spielgeistes eindringen.

Ich halte es für platterdings unmöglich, daß sich Männer von Kopf oft zum Spielen hergeben würden, sobald nicht mehr um Geld gespielt werden dürfte. Es ist offenbar zu kindisch, ein Pack Kartenblätter unaufhörlich herumzugeben, wieder zu mischen und wieder herumzugeben, blos um zu sehen, was für welche ein ieder davon immer bekomme, und sich darüber zu freuen, wenn man gerade die rechten bekommt. Auch Leute von allerläppischestem Karakter würden der Posse bald überdrüssig werden; so, wie überhaupt sich der wahre und vollkommene männliche Karakter unter ieder Bedingung gegen das Spiel auflehnt. Nur dadurch, daß man um Geld spielt, bekommt das Spiel erst Interesse. Alle Spieler gestehen dis auch ein; denn wenn man ihnen einen Vorwurf daraus macht, daß sie um Geld spielen, so wenden sie alle vor, daß sie es blos darum thäten, um bei Aufmerksamkeit aufs Spiel zu bleiben. Als Psichology mus man dis

auch wirklich gelten lassen; ia es würde sogar daraus folgen, daß das Spiel um so vernünftiger werde, ie höher um Geld gespielt wird. Was soll aber der Moralist hierzu sagen? Gerade die einzige vernünftige Seite des Spiels also ist es, die es in seinen Augen erst recht verwerflich macht. Nicht nur kann der eine Spieler nicht gewinnen, wenn ein anderer nicht verliehrt — und kann es gröbern und schändlichern Gewinn geben, als den, der sich unmittelbar auf Verlust eines Anderen gründet? sondern man frage auch die Spieler reiheherum, ob sich einer von ihnen mit dem Vorsatze, verliehren zu wollen, hinsetze. Wie wenig sind sogar derer, welche, wenn sie einmahl sehen, daß sie verliehren, dabei gleichgültig bleiben! Und auch diesen glaubts der Kluge nicht aufs Wort. Ehrgeitz ist es mehrentheils, der ihnen nur die Mine der Gleichgültigkeit gibt. Alle aber, wie sie sind, hegen vorher den Glauben, daß sie gewinnen werden, und so ists Gewinnsucht, die sie zum Spiel antreibt! Da frage ich nun — können es die Leute im Ernst mit einander gut meinen, die den Wunsch hegen, einer dem andern das Geld abzunehmen? Und ist Gewinnsucht wohl eine solche Sinnart, auf de-

ren Befriedigung ein Mensch, der moralisch gut sein will, sogar recht ausdrücklich bedacht sein und die er durch immer neue Befriedigungen noch zu stärken suchen soll?

Doch dis ist bei weitem nicht der einzige Fleck, welchen der moralische Karakter des Spielers empfängt. Wer die ganze moralische Verwüstung, die das Spiel anrichtet, mit einem Mahle übersehen will: der mus eine Stunde lang um einen Faraotisch umherwandeln und die an demselben sitzenden beobachten. Es gibt vieleicht wenig Anblicke, die die Menschheit so entehren, wie dieser, und oft erträgt ihn der Weise auch nicht. Einmahl aber sollte ihn von Rechtswegen ieder Mensch, der gut bleiben will, zu haben suchen, um der Spielsucht auf ewig bei sich vorzubauen. Keine menschenfeindliche Leidenschaft ist denkbar, die sich da nicht auf irgend einem der vorfindlichen Spielgesichter ausdrücke. Neid und Schadenfreude, Ingrimm und Rache, Arglist und Verzweiflung, wenn alles mislingt — wer diese alle gemahlt sehen will, wie sie Raphael nicht mahlen kann, der gehe um den Faraotisch her! Und alle diese häslichen Leidenschaften hausen an iedem Spieltische mehr oder weniger. Je reitzbarer der Spieler ist, desto eher bemächtigen sie sich

seiner. Mit geheimen Frohlocken streicht der Gewinner das Geld ein und mit innerem Unwillen zahlt es der Verliehrer hin. Geht nach und nach der Verlust ins Grosse, so erbittert sich der Verliehrer gegen den, der gewinnt. Der Gewinner bemerkt dis und verspottet ihn darob. Ist der Verliehrer ein Mensch, der noch Herr über sich ist, so verbirgt er zwar seinen Aerger darüber, schwört aber in seinem Herzen irgend einige Rache. Ist er nicht Herr über sich, so wird er heftig, und nun höret man Neckereien, Anzüglichkeiten, Zänkereien, Grobheiten und Flüche. Es gibt Personen, die sich dergleichen, wenn sie im Verluste sind, gar nicht enthalten können; diese sind mehrentheils die spielsüchtigsten und sollten doch vielmehr das Spiel ganz und gar meiden. Kurz — wenn es auch die besten Menschen sind, welche zusammen gespielt haben, und es ist viel verlohren worden: so frage ich sie auf ihr Gewissen, ob sie, wenn sie vom Spieltische aufstehen, noch so gefällig, zutraulich und herzlich gegen einander sind, als sie waren, ehe sie sich an ihn hinsetzten. Wenn sie nun gar Freunde und Leute sind, die es mit einander gut meinen müssen, wie inkonsequent — ich könnte sagen, wie toll handeln sie, daß sie zusammen spielen

und wohl gar hoch spielen! Und, wenn ich auch nicht der Betrügereien gedenken will, welche gleichwohl häufig beim Spiele vorfallen und zu denen es verleitet, so ist es doch ausgemacht, daß im Spiele alles darauf ankomme, daß man den Mitspieler überliste. Ist die Uebung hierin auch wohl anzurathen? Sollte das öftere Ueberlisten am Spieltische nicht auch zum Ueberlisten ausser dem Spieltische führen und so Zug des Karakters überall zulezt werden? Wäre dis aber auch nicht, so ist es doch gewis, daß iene übrigen menschenfeindlichen Leidenschaften, von denen ich geredet und die das Spiel offenbar weckt und nährt, durch tagtägliches Spielen endlich feste Bestandtheile des Karakters überall werden müssen, und so ist vieleicht keine unter allen Suchten für das Herz gefährlicher und mithin verworfener, als die leidige Spielsucht.

Für den Kopf wird aber auch warlich schlecht durch sie gesorgt. Neue Kentnisse, die eines denkenden Wesens würdig sind, werden durchs Spiel nicht erworben; vielmehr versplittert der Spielsüchtige ungeheuerviel von der edlen Zeit, die er auf Erwerb nüzlicher Erkentnis anwenden könnte. Je lebhafter seine Fantasie ist, desto länger schweben ihm die Kartenbilder auch nach dem Spiele noch vor Augen und machen ihn wahrhaftig wüste. Zum Studiren gehört Ernst; wie stimmen Ernst und Spiel zusammen? Das übertriebenofte Spielen mus vielmehr endlich allen Ernst aus der Seele verscheuchen und iede Erforschung der Wahrheit, die anhaltendes Nachdenken erfordert, verleiden. Man hat zwar

oft gesagt, daß es dem Gelehrten am ersten zu verzeihen sei, wenn er nach langen Anstrengungen zum Spiele seine Zuflucht nähme, weil dieses als der entgegengesetzte Zustand die natürlichste Erholung für ihn sei. Ich habe auch Philosophen gekannt, die wirklich so thaten. Man sah sie oft in einem Vierteliahre in keiner Gesellschaft und sie saßen isolirt auf ihrer Zelle und vergaßen wohl Essen und Trinken über die Auflösung einer algebraischen Aufgabe. Plötzlich erschienen sie dann wieder am Faraotische und saßen fast acht Tage lang um und um daran und sagten selbst, daß sie dis zu ihrer Zerstreuung und Gesundheit thäten. Aber auch Philosophen irren oft in der Wahl der Mittel, zu ihren Zwecken zu gelangen. Wie kann ein Mann, der sich den Kopf durch die Algebra erst wüste macht, sich durch Kartenspiel wieder zu sammlen gedenken, da dieses in seiner Art noch wüster macht? Wie kann er, der so schon ein sitzendes Leben führt, dadurch für seine Gesundheit sorgen, daß er zwar vom Studirtische aufsteht, sich aber dafür wieder an den Spieltisch setzt? Würde er nicht besser für seine Gesundheit wachen, wenn er sich bewegte, die freie Luft genösse, eine Zeitlang auf das Land ginge und da aus den Freudenquellen der Natur schöpfte? Würde er nicht sanfter sich zerstreuen, wenn er mit seinen Freunden über leichte und erheiternde Gegenstände spräche und im Schosse seiner Familie von den Anstrengungen seines Geistes ruhete? Ganz unübersehbar aber ist der Schade, welchen sich vollends iunge Leute, die sich erst den Studien widmen, durch die Spielsucht stiften.

Sie verspielen in der That allen Trieb nach Wahrheit und alle Kraft zu ihr und alles Sitzefleisch. Es ist eine der ersten Regeln einer guten Erziehung, Kindern von Jugend auf Widerwillen gegen alles Kartenspielen beizubringen. Die Alten sagten schon, daß man seinen Verstand verspielen könne; und wenn ich dis auch nicht im strengsten Sinne des Ausdrucks behaupten will: so hat es doch seine Richtigkeit, daß sichs nicht elender umgehe, als mit Spielern von Profession, weil sie in Gedanken immer fortspielen und stets so aussehen, als koupirten und surkoupirten sie.

Bringt man endlich auch den Schaden noch in Berechnung, welchen die Spielsucht für Amt und Beruf, für Familienwohl und Menschenliebe stiftet; so steht sie in aller Fülle ihrer Verworfenheit da. Freilich würde man dazu nicht schweigen, wenn der Mann im Amte die Stunden selbst, welche zur Verrichtung seiner öffentlichen Geschäfte festgesetzt sind, am Spieltische zubrächte; allein ob er nicht aus allzugrosser Eile zum Spiele seine Amtsgeschäfte nur halb betriebe, ob er nicht während des Amtsgeschäfts mit der Seele schon in der Spielgesellschaft sei, ob er vom Spieltische gern aufstehe, wenn ihn sein Amt ausserordentlich ruft, ob er durch das viele Spielen nicht die Vorbereitung zu seinen Geschäften vernachlässige und ob er Tags drauf sein Amt gehörig betreibe, wenn er die Nacht hindurch sich wüste gespielt oder gar viel verlohren hat — dis sind andere Fragen und zwar von wichtigstem Belange. Wenigstens will mau Aerzte kennen, die den Patienten auf

ihr Spiel warten lassen, und Richter, die weil sie vor Karten nicht an die Akten kommen können, im Termin den Partheien keinen Rechtsbescheid zu geben wissen, und Prediger, die die Predigt abkürzen, um bei guter Zeit beim Lomber zu sein. Dieienigen nun vollends, welche von Abwartung ihres Berufs weder der Obrigkeit, noch ihren Mitbürgern, sondern nur sich selbst Rechenschaft abzulegen haben, verführt der Spielgeist zu noch weit häufigern Vernachlässigungen desselben. So, wie die Stunde schlägt, in welcher die Gesellschaft zusammenkommt, haben sie schon keine Ruhe und Rast mehr bei ihren Geschäften, und so, wie sie iemand von der Gesellschaft schon vorübergehen sehen, laufen sie nach, als wenn ihnen der Kopf brennete; unbekümmert darüber, ob sie die für ihre Mitbürger oder für sich und die Ihrigen selbst nützlichste Arbeit unterbrechen, oder nicht. Der Kaufmann versäumt darüber seine Bücher und seine Korrespondenz, der Künstler den Fremden, welcher unterdessen seine Kunstwerke besehen wollte, und nicht wiederkommt, der Schriftsteller die Feile seiner Manuskripte u. s. f. Dringt das Uebel vollends bis in die untern Stände und ergreift es den Handwerker, so ist dieser unwiderbringlich verlohren.

Hier lassen Sie mich von den **Familienruin** sprechen, den der verdammte Spielgeist anrichtet. — Daß es wirklich Leute gebe, die sich **reich** gespielt, ist nicht zu leugnen. Ich kenne selbst zwei dergleichen, deren einer ein Rittergut bewohnt, das ihm das Farao eingebracht, und deren anderer sich heute ein dito Rittergut

für seinen Gewinn kaufen kann, wenn er will. Dafür kenne ich aber auch unweit mehrere, die sich a r m gespielt, und vieleicht ist das Verhältniß dieser gegen iene, wie hundert gegen eins. Gegen das sich zum armen Manne spielen schützt man auch das grössește Vermögen nicht; denn man kann an einem Abend so gut eine Tonne Goldes verspielen, wie einen halben Gulden. Indessen findet man doch nach Proportion unter den eigentlichen Kapitalisten weit weniger Spielsucht, als unter Leuten, die gerade so viel, oder wohl nicht einmahl so viel haben, daß sie mit den Ihrigen gemächlich damit auskommen können. Man erwäge das Elend, wenn diese Klassen von Bürgern der Spielgeist beherrscht! Das erste ist, daß sie das, was sie aufs Spiel verwenden, in ihren Haushaltungen fehlen lassen müssen. Da siehet man sie dann in allen öffentlichen Gesellschaften zwar lustig und guter Dinge; in ihren Häusern aber wird an keine Vorräthe gedacht, man sorgt nicht für den andern Morgen und für eine edle Erziehung der Kinder bleibt nicht das geringste übrig. Das zweite ist, daß sie die Ihrigen gar Noth leiden lassen, daß sie alles versetzen und verkaufen, um nur Spielgeld zu haben, daß sie die letzten Thaler zusammenraffen und damit fortgehen, während daß Frau und Kinder zu Hause Salz und Brod essen müssen, und daß sie, wenn sie alles bis auf den letzten Heller verlohren haben, bei der Zurückkunft Rache dafür an dem ersten besten Familiengliede nehmen, welches gutherzig genug war, so lange zu wachen. Das dritte ist, daß sie, wenn sie nichts mehr zu versetzen und zu verkaufen haben,

fremde Gelder angreifen, wenn sie dergleichen unter sich haben, und wenn dis nicht ist, um sich her borgen, so lange ihnen Jemand etwas leihen will, und, wenn dis nicht mehr geht, sich aus Verzweiflung entweder unaufhörlich berauschen, oder davon gehen, oder Selbstmörder werden. Wenn auch nur wenige diesen dritten Grad des Spielerelendes ersteigen, so ist es doch gewis, daß sehr viele auf dem zweiten stehen; auf dem ersten aber erblickt man sie alle samt und sonders, sobald sie nicht Kapitalisten sind. Sollte man nicht glauben, daß in unsern Zeiten, wo ieder über die so sehr gestiegenen Preise der Dinge klagt und wo so viel davon geredet wird, daß man mit seiner Besoldung nicht mehr auskommen könne und daß eine Familie so viel koste, der Spielgeist gar keine Herberge finden werde? Und doch war er nie mehr wirklich wohnhaft und ansässig unter uns, als ietzt. Durch ihn ist es nun auch um tausendfaches Familienwohl geschehen — selbst unter Kapitalisten geschehen. Was hilft es, wenn auch noch so viel Geld und Gut bei aller Spielsucht da ist, daß man im Hause nirgends Mangel erblickt, und der Vater geht dorthin zu Farao oder Lomber, und die Mutter dahin zu Quadrille oder Whist, während daß die Kinder den Dienstboten überlassen sind und unter ihnen an Leib und Seele verderben?

Wie es beim Spielgeiste vollends um die Menschenliebe stehen möge, ist leicht zu ermessen. Man hat entweder wirklich nichts zu ihr übrig, oder man sucht durch Ersparnisse an ihr seinem Verluste im Spiele wieder beizukommen. Man verlässet seine armen Verwandten

und setzt lieber auf eine Karte so viel, als man ihnen sonst monatlich gab; man zieht seine Beiträge zu Unterstützung gemeinnütziger Anstalten zurück; man versagt Unglücklichen, ohne ihre Schuld seinen Beistand; man hat endlich für arme Kranke keinen Löffel Suppe mehr. Und wenn ein Mensch noch so viel hätte, daß er ieden Verlust im Spiele verschmerzen könnte, müste ihm nicht sein Herz sagen — wie viel Gutes hättest du dafür stiften, wie viel Klagen damit stillen und wie viel Thränen damit trocknen können!? Aber die Thränen bleiben ungetrocknet, die Klagen ungestillt, und — man wirft das Geld lieber zum Fenster hinaus.

Ich habe Ihnen nur ein schwaches Gemählde von der Verworfenheit der Spielsucht entworfen, Herr Polizeidirektor; aber erschrecken Sie davor mit mir! Erschrecken Sie zugleich vor allem, was diese abscheuliche Leidenschaft stärken oder ihr auch nur einen Vorwand ihrer Erlaubtheit oder gar ihres Bedürfnisses geben kann. Und da Redeverbote von der Art, wie Sie gegeben haben, dis offenbar thun müssen: so gebe Gott, daß Sie der erste und der letzte Polizeidirektor gewesen sein mögen, der dergleichen gab! —

Ende des ersten Theils.

XXX (4. Bde) III, 89

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820 [Herausgeber]

Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit

Bd.: 1

Leipzig (1794)

Epist. 110 k-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402305-1
VD18 80223575-001